This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

42. g. 13

Goethe's Leben und Dichtungen.

GOETHE

im 30ten Jahre.

Wiesbaden. Kreidel & Niedner.

Wiesbaden: Kreidel & Niedner.

Goethe's

Leben und Dichtungen.

Im Zusammenhange

dargestellt

von

August Spieß.

Wiesbaden:
Kreidel und Riedner, Verlagshandlung.
1854.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
28 NOV. 1930
OF OXFORD

Fräulein

Wilhelmine Magdeburg

in Wiesbaden

hochachtungsvoll

gewidmet

vom Verfasser

Vorwort.

Nachfolgende Blätter ſind aus Vorleſungen hervorgegangen, welche im Winter 1852/3 in Wiesbaden gehalten worden ſind. Dieſe Art ihres Entſtehens kann im Allgemeinen ſchon den Standpunkt bezeichnen, von welchem aus ſie zu beurtheilen ſind.

Im Hinblick auf die vielen vortrefflichen Werke über Göthe, biographiſchen und äſthetiſch-kritiſchen Inhalts, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, mag leicht der Gedanke Raum gewinnen, daß es überflüſſig ſei, die ohnehin überreiche Götheliteratur durch einen neuen Beitrag zu vermehren. Schaefer, Viehoff, Düntzer, Roſenkranz, um viele Andere gar nicht zu erwähnen, haben, Jeder in ſeiner beſondern Weiſe, ihre ſich geſtellte Aufgabe ſo vollſtändig gelöſt, daß eine neue Bearbeitung deſſelben Stoffes unter gleicher Tendenz gewagt erſcheinen muß.

Vorliegendes Buch verfolgt jedoch einen andern Zweck, als die Werke jener Männer; denn während dieſe alle

für Göthekenner geſchrieben ſind, hat es ſich die Aufgabe geſtellt, in die Göthe'ſchen Dichtungen einzuführen.

Wenn daher hier vorzugsweiſe Göthe's Meiſterwerke behandelt worden ſind, und die untergeordneteren nur eine kurze Beſprechung oder gar nur eine flüchtige Berührung gefunden haben, ſo legte der Zweck des Buches uns dieſe Beſchränkung auf. Denn während jene, welche mit den Göthe'ſchen Dichtungen ſchon näher vertraut ſind, auch in ſeinen unbedeutenderen Schöpfungen mit Intereſſe das Wirken des dichteriſchen Genius verfolgen, werden diejenigen, welche als Neulinge in die Hallen ſeiner Poeſie eintreten, ſich zunächſt nur an ſeinen vollendeten Gebilden erfreuen und erheben.

Schon bei jedem bedeutenderen Dichter erzeugt die größere Vertrautheit mit ſeinen Poeſien auch ein wachſendes Intereſſe an ihm ſelber; bei Göthe jedoch macht das tiefere Verſtändniß ſeiner Dichtungen ein näheres Eingehen in ſeine Lebensverhältniſſe unumgänglich nothwendig. Denn mehr als bei jedem andern ſind bei ihm Dichtung und Dichter eng mit einander verwachſen, ſodaß ſelbſt manche ſeiner ſchöneren Poeſien für den, welcher ſeine Lebensverhältniſſe nicht kennt, geradezu in Dunkel gehüllt und deshalb unbeachtet bleiben.

Aber auch in Bezug auf das biographiſche Element gebot der Zweck des Buches eine Beſchränkung. Es kam hier nicht darauf an, Göthe als Kunſtkenner, Naturforſcher ꝛc. darzuſtellen; was für eine vollſtändige Biographie deſſel-

ben unabweisbare Forderung ist, ihn auch nach diesen Seiten hin zu schildern, das erscheint hier eher als ein unnöthiger, den Leser beschwerender Ballast. Hier galt es nur, ein Lebensbild Göthe's zu entwerfen, in welchem er uns als Mensch und Dichter entgegentritt. Seiner Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft konnte nur beiläufig, und zwar nur da, wo sie auf die Dichtung Einfluß übte, Erwähnung gethan werden.

Für die leichtere Auffassung eines solchen Lebensbildes schien es förderlich, zuweilen von der streng chronologischen Folge abzusehen und Zusammengehöriges oder Verwandtes zu einem Ganzen zu verknüpfen, zumal da der Uebergang von den biographischen Theilen des Buches zu den Besprechungen der einzelnen Werke ohnehin die fortlaufende Darstellung des Dichterlebens unterbrechen mußte.

Während des Druckes erschien „Göthe und Werther von A. Kestner." Indessen wurde dadurch keine wesentliche Berichtigung nöthig. Daß z. B. der Ball, auf welchem der Dichter Lotte kennen lernte, nicht auf dem Stoppelberge, sondern in dem benachbarten Volpertshausen stattgefunden, ist unerheblich. Die ausgesprochene Vermuthung, daß der „Wanderer" vielleicht schon im Elsaß entstanden sei, ist dahin zu berichtigen, daß ihn Göthe „in seinem Garten" in Wetzlar gedichtet hat. Ferner eröffnen nicht, wie angegeben ist, die bei seiner Abreise von Wetzlar geschriebenen Briefe die Correspondenz, sowie

auch ſein Brief nach der Vermählung Lottens in dieſer eine andere Faſſung als im Werther hat.

So übergeben wir dieſe Blätter der Oeffentlichkeit, und begleiten ſie mit dem Wunſche, daß auch ſie ihr geringes Theil dazu beitragen mögen, die Poeſien Göthe's der Nation immer näher zu bringen und die Vorurtheile zu zerſtreuen, die bei uns, leider noch mehr als man erwarten ſollte, einer gerechten Würdigung unſeres größten Dichters entgegenſtehen, auf welchen freilich ſeine eigenen Worte volle Anwendung finden:

Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Wiesbaden, 23. October 1854.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Jahre der Kindheit	1
2.	Die Leipziger Jahre	14
3.	Aufenthalt in Frankfurt und Straßburg	33
4.	Aufenthalt in Wetzlar	55
5.	Götz von Berlichingen	66
6.	Werther's Leiden	77
7.	Humoristische Dichtungen; Clavigo; Titanismus	90
8.	Elisabeth Schönemann und Auguste von Stolberg	107
9.	Weimarer Aufenthalt von 1775—1786. Hofleben und Freundeskreis	125
10.	Fürst und Dichter	146
11.	Frau von Stein	162
12.	Gartenleben. Dichterische Thätigkeit	177
13.	Reise nach Italien	194
14.	Egmont	209
15.	Iphigenie	222
16.	Tasso	241
17.	Leben und dichterische Thätigkeit Göthe's während der Jahre 1788–1794	268
18.	Göthe und Schiller	286

Seite

19. Wilhelm Meiſter's Lehrjahre 305
20. Hermann und Dorothea 320
21. Eugenie 343
22. Göthe's Alter 353
23. Die Wahlverwandtſchaften und Wilhelm Meiſter's Wanderjahre . 374
24. Lyriſche Gedichte aus Göthe's ſpäterer Lebensepoche, weſt-öſtlicher Divan. Dramatiſches 385
25. Fauſt 393
26. Göthe's Tod 442

1.

Die Jahre der Kindheit.

„Am 28. Auguſt 1749“, ſo beginnt Göthe's Selbſtbiographie „Mittags mit dem Glockenſchlag zwölf kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt.“ Das Geburtshaus, welches in den Jahren der Kindheit unſeres Dichters durch Renovation die Einrichtung erhalten hat, die ihm bis auf den heutigen Tag geblieben iſt, liegt auf dem großen Hirſchgraben, und iſt ſeit der Aufſtellung der Götheſtatue auf dem Roßmarkte mit einer ſeine Bedeutung ausſprechenden Inſchrift in Marmor verſehen. Wie dieſe jetzt dem Fremden die Stätte bezeichnet, wo der größte deutſche Dichter das Licht der Welt erblickt hat, ſo gaben ſchon früher drei Figuren über der Hausthür, in denen man drei Leiern hat erkennen wollen, zu der Deutung Anlaß, daß in ihnen die dreifache dichteriſche Thätigkeit des in dieſen Räumen Geborenen, in der epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Poeſie, ahnungsvoll verſinnbildlicht ſei.

Johann Wolfgang Göthe war der Sohn des kaiſerlichen Rathes Joh. Kaspar Göthe und Katharina Eliſabetha, der älteſten Tochter des Schultheißen Textor zu Frankfurt. Der Vater des Dichters war acht und dreißig, die Mutter erſt ſiebenzehn

Jahre alt, als sie im August des Jahres 1748 den Bund der Ehe eingingen. Wenn an ihres Erstgeborenen Wiege der Genius der deutschen Poesie gestanden, um ihn mit der reichsten Fülle seiner Gaben zu überschütten, so wurde demselben durch ihre wachsame Elternliebe auch das gedeihlichste Lebensloos für die Entwickelung seiner reichen Anlagen zu Theil. Der ernste Vater überwachte die geistige Ausbildung des Knaben mit strenger Sorgfalt, und seine ihm angeborene Neigung zum Unterrichten fand bald volle Gelegenheit, sich an dem wißbegierigen Knaben zu versuchen, während dessen reiche Einbildungskraft schon frühe zu beschäftigen und zu entwickeln die geistreiche Mutter besonders thätig war. Ihr lebhaftes und heiteres Temperament und ihr naiver Charakter, der noch so jugendlich unbefangen und unerfahren war, daß sie nach Göthe's Worten erst mit ihm und seiner Schwester Cornelia zum Bewußtsein heranwuchs, fesselte den Knaben mehr, als es der Ernst des älteren, nüchternen, in vieler Beziehung pedantischen Vaters vermochte. Höchst lebendig schildert Bettine aus dem Munde der Mutter Göthe's jene Stunden, wo diese den Kindern selbsterdichtete Märchen erzählte, und der kleine Wolfgang sie bald mit seinen großen schwarzen Augen verschlang und über das Schicksal irgend eines Lieblings, das nicht nach seinem Sinne ging, oft die Thränen verbiß. Auch die Großmutter von väterlicher Seite, deren Liebling er war, und in deren geräumiger Stube im Hinterhause die Kinder oft und gerne beim Spiele verweilten, war in das Interesse gezogen. Von ihr erfuhr die Mutter, wenn sie die Katastrophe ihrer Geschichte auf den nächsten Tag verschoben hatte, wie sie die Schicksalsfäden seinen Wünschen gemäß weiter lenken sollte. Und sagte sie dann: „Du hast's errathen, so ist's gekommen," da war der Knabe Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Durch dieses geheime diplomatische Treiben hatte die Mutter, wie sie erzählt, die Satisfaction, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden ihre Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne sich je als den Urheber aller merkwür-

digen Ereigniſſe zu erkennen, ſah mit glühenden Augen der Erfüllung ſeiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derſelben mit enthuſiaſtiſchem Beifall.

Schon nach zurückgelegtem vierten Jahre begannen die regelmäßigen Lectionen, vom Vater ſelbſt geleitet, der mit ſeiner Luſt am Unterrichten eine entſchiedene Abneigung gegen die öffentlichen Schulen verband. In dieſer frühen Vereinſamung ſchloß ſich der kleine Wolfgang um ſo inniger an ſeine Schweſter Cornelia an, und es bildete ſich ſchon in den Jahren der Kindheit zwiſchen Beiden das Verhältniß jener ſeltenen geſchwiſterlichen Zuneigung, jenes rückhaltloſen Vertrauens und gegenſeitigen Ineinanderlebens, welches bis in ihre ſpäteren Lebensjahre ungeſchwächt fortbeſtanden hat. Auch fehlte es dieſer Beſchränkung auf die Räume des elterlichen Hauſes nicht an bleibenden Eindrücken, welche die von der Natur in den Knaben gelegten Keime geiſtiger Eigenthümlichkeit ſchon frühzeitig entwickelten. So war deſſen „liebſter, zwar nicht trauriger, aber doch ſehnſüchtiger Aufenthalt," die ſogenannte Gartenſtube im oberen Stocke, wo er über die Gärten, über Stadtmauern und Wälle in die ſchöne und fruchtbare Ebene nach Höchſt zu hinaus ſah, wo er in der Sommerzeit gewöhnlich ſeine Lectionen lernte, die Gewitter abwartete und ſich nicht ſatt genug an der untergehenden Sonne ſehen konnte, wohl geeignet, den kindlichen Sinn auf die Betrachtung der Natur hinzurichten, welche durch des Dichters ganzes Leben der Gegenſtand eines unermüdlichen und tiefen Studiums geweſen iſt. Und wenn von jenem ſtillen Aufenthalte aus der kleine Wolfgang die Nachbarn in den Gärten wandeln und die Blumen beſorgen, die Kinder ſpielen, die Geſellſchaften ſich ergötzen ſah, und die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, ſo erregte dies frühzeitig in ihm ein Gefühl der Einſamkeit und einer daraus entſpringenden Sehnſucht, das dem von der Natur in ihn gelegten Ernſten und Ahnungsvollen entſprechend, ſeinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte. Innerhalb des Hauſes aber zog eine Reihe Römiſcher Proſpecte, die Piazza del Popolo, das

Coliseo, der Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen und so manches andere den Blick des Knaben am meisten auf sich. Wie wir in jenem Sichversenken des jugendlichen Gemüthes in die Natur und ihre Wunder des Dichters Hinneigen zur Naturbetrachtung in seinen Anfängen erblicken, so dürfen wir diese Abbildungen Römischer Baudenkmäler als die ersten Anregungen erkennen zu Göthe's nachmals unüberwindlichen und für ihn und die ganze deutsche Literatur so folgereich gewordenen Zuge, der ihn in seinem Mannesalter nach Italien, der Schatzkammer der vollendeten Kunstwerke des klassischen Alterthums, führte. So auch wurde die schlummernde Anlage zur dramatischen Dichtkunst vornehmlich durch ein Weihnachtsgeschenk der Großmutter, durch jenes Puppenspiel erweckt, welches in dem alten Hause eine neue Welt erschuf, und an das noch sehr lebhaft die Erinnerung in Wilhelm Meisters Lehrjahren nachklingt, wo der tiefe Eindruck, den es auf den Knaben gemacht, eine ausführliche Schilderung gefunden hat.

Durch den Umbau des elterlichen Hauses, welcher nach dem Tode der Großmutter erfolgte, sah sich, damit der Unterricht nicht unterbrochen würde, der Vater genöthigt, die Kinder eine Zeit lang in eine öffentliche Schule zu schicken. Der kurze Besuch derselben führte nach unseres Dichters Bericht manches Unangenehme mit sich, da die zarten und bisher abgesondert gehaltenen Kinder plötzlich mit der derben und rohen Masse der städtischen Jugend in Berührung kamen; auf der anderen Seite jedoch veranlaßte er auch manchen anregenden Genuß, indem er dem Knaben die erste Gelegenheit gab, seine Vaterstadt näher kennen zu lernen, die er von nun an häufiger, bald allein, bald in Gesellschaft munterer Gespielen durchwanderte. Auf solchen Wanderungen mochten wohl die ehrwürdigen Gebäude derselben, wie der Römer, der Dom, der Saalhof, das Auge des Frankfurter Stadtkindes fesseln, und in seinem lebhaften Geiste die Bilder einer reichen Vergangenheit heraufbeschwören; und wenn sich zur Meßzeit der Knabe in das dichte Gewühl des Volkes verlor, mochten die

fremden Trachten, die ihm begegneten, und die reichen Waarenlager oft seinen ahnungsvollen Blick auch über die Grenzen der Vaterstadt hinaus in ferne Gegenden und auf das Große des Völkerlebens richten. Je heimischer aber derselbe in dem Straßengewirre und auf den lebhaften Plätzen seiner Vaterstadt wurde, um so mehr schmeichelte ihm der Gedanke, daß sein Großvater es sei, der die hervorragendste Stellung bei der Leitung der städtischen Angelegenheiten einnehme, und sein Patrizierstolz wurde nicht wenig erregt, als er diesen, den er bisher nur in seinem talarähnlichen Schlafrocke und mit schwarzer Sammtmütze im Hause sich bewegen oder im Garten hinter demselben seine Nelken pflegen, Rosenstöcke oculiren und Obstbäume beschneiden gesehen, nun auch bei besonderen Gelegenheiten auf dem Römer in seiner Amtstracht, eine Stufe höher, als die übrigen Schöffen, auf seinem Schultheißenstuhle thronend erblickte.

Doch brachten ihm solche Aeußerungen, die ein allzustarkes Bewußtsein seiner vornehmen Herkunft verriethen, mehr Verdruß als Befriedigung, während ihm dagegen die angeborne Superiorität seiner geistigen Gaben eine diesen angemessene bevorzugte Stellung unter seinen Kameraden sicherte. Schon damals regte in ihm der Dichtergenius seine Schwingen; die Lippen des kleinen Erzählers öffneten sich dann, um in anmuthiger Lebendigkeit die Wunder der goldnen Märchenwelt zu verkündigen, während die jugendlichen Freunde ihrer Spiele vergaßen und seinen Worten begierig lauschten. Eines dieser Märchen, vom Dichter in seinem Mannesalter aus der Erinnerung niedergeschrieben, ist unter dem Titel „der neue Paris" aufbewahrt, und gibt uns neben den reichen Gebilden der schöpferischen Phantasie auch ein Bild aus der Wirklichkeit, nämlich das des jugendlichen Erzählers selbst. Da sehen wir den schönen Knaben, wie er vor dem Spiegel beschäftigt ist mit den neuen Sommerkleidern, welche ihm die lieben Eltern auf das Pfingstfest hatten machen lassen; in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von

Sarſche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weſte dazu, von Goldſtoff, iſt aus des Vaters Bräutigamsweſte geſchnitten. Er iſt friſirt und gepudert, die Locken ſtehen ihm wie Flügelchen vom Kopfe. Er nimmt den Hut unter den Arm, und den Degen an der Seite ſchreitet er alſo geputzt ſtolz einher, um einige Freunde zu beſuchen, und ſich in der neuen Kleidung ſehen zu laſſen.

Schon mehrere Jahre vor dieſer Zeit, aus der wir uns eben ein Bild von dem jugendlichen Treiben des kleinen Wolfgang gemacht haben, war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, welcher den Blick des Knaben auch auf die politiſchen Verhältniſſe der Gegenwart gerichtet und das Intereſſe an ihnen lebhaft erregt hatte. Wie ſich damals die Gegenſätze des politiſchen Bekenntniſſes nicht ſelten bis in den Kreis der einzelnen Familien hinein erſtreckten und dieſelben in Partei und Gegenpartei ſpalteten, ſo ſtanden ſich auch in der Göthe-Textor'ſchen Familie die einzelnen Glieder in ihren Sympathieen ſchroff einander gegenüber. Der Großvater, der den Thronhimmel über Franz I. bei ſeiner Krönung in Frankfurt als Schöffe getragen, war gut kaiſerlich geſinnt, während der Vater ſeine Sympathie dem großen Friedrich zuwendete, den die aufgeklärten Deutſchen, vorzüglich der jüngeren Generation, auch außerhalb der Grenzen Preußens als einen vaterländiſchen Helden verehrten. Natürlich, daß auch der kleine Wolfgang für Friedrich ſchwärmte, deſſen Muth und Ausdauer, deſſen gewonnene Schlachten ſein Gemüth in helle Flammen ſetzten. Dieſen Enthuſiasmus vermochten auch die Ausfälle gegen ſeinen Helden, die er allſonntäglich im großelterlichen Hauſe beim Mittagstiſche hören mußte, nicht im mindeſten abzukühlen; vielmehr wurden ihm durch dieſelben dieſe Stunden, welche früher für ihn die vergnügteſten in der ganzen Woche geweſen waren, total verleidet. Um ſo eifriger aber that er zu Hauſe ſeiner Bewunderung für Friedrich Genüge, indem er die Siegeslieder auf ihn und die Spottlieder auf die Gegenpartei mit großer Befriedigung abſchrieb.

Aber die Frankfurter ſollten auch mitten in das Kriegsgetümmel hinein verſetzt werden; am zweiten Januar 1759 nahmen die Franzoſen, die bisher nur in kleineren Colonnen durch die Stadt gezogen waren, förmlich Beſitz von ihr, und brachten neue Bewegung in ihre Straßen und große Unruhe in die Gemüther der Bürger. Die Truppen wurden einquartirt, und der Göthe'ſchen Familie wurde der Königslieutenant Graf Thorane zugewieſen. Als dieſer kunſtliebende freundliche Herr in das elterliche Haus einzog und gar bald ſeine leidenſchaftliche Liebhaberei an Gemälden die Künſtler in Frankfurt und aus der Umgegend in Thätigkeit ſetzte, that ſich vor dem Knaben eine neue Welt auf. Er wußte ſich ſehr gut mit den ihm ſchon aus früherer Zeit bekannten Malern, unter denen auch Hofmaler Seekatz aus Darmſtadt zu ſtellen, die, wenn ſie in ſeinem zum Atelier umgewandelten Manſardenzimmer für den Grafen arbeiteten, ihn gar gern um ſich leiden und Vorſchläge und Urtheile des kleinen Kritikers freundlich anhören mochten. Auch der Graf ſelber erwies ſich gegen die Kinder höchſt freundlich und gütig, und ſuchte den Eltern die Laſt der Einquartirung ſo leicht als möglich zu machen. Jedoch drohte dieſem guten Einvernehmen nach der für die Franzoſen glücklich abgelaufenen Schlacht bei Bergen durch die derb herausſprudelnde preußiſche Geſinnung des Vaters ein ſchlimmer Ausgang; nur mit Mühe wurde der Graf Thorane von dem Vorſatze abgebracht, ſeinen Hauswirth verhaften zu laſſen, und formell wenigſtens das alte Verhältniß bis zu ſeinem Abzug wiederhergeſtellt.

Der Aufenthalt der franzöſiſchen Truppen in Frankfurt bot übrigens dem jungen Wolfgang auch Gelegenheit, vorzüglich durch den Beſuch des dort errichteten Theaters, zu dem er durch den Großvater ein Freibillet erhalten hatte, die franzöſiſche Sprache mit Leichtigkeit und gleichſam ſpielend zu erlernen. Noch reißender aber wurden die Fortſchritte, nachdem derſelbe die Bekanntſchaft des kleinen Schauſpielers Derones gemacht hatte, eines „allerliebſten Aufſchneiders", dem er eine Zeitlang ſeine Freundſchaft

widmete und so viel Zutrauen schenkte, daß er, gutmüthig genug, ihm das Recht eines Kritikers über ein von ihm selbst in französischer Sprache geschriebenes Theaterstück einräumte. Freilich wurde dasselbe von dem kleinen Raisonneur unbarmherzig zerpflückt, und nur mit Mühe rettete der junge Autor das Manuscript vor gänzlichem Verderben, um es, reinlich abgeschrieben, seinem Vater zu dessen großer Befriedigung als Frucht seiner französischen Studien einzuhändigen. Indessen wurde durch die scharfe Kritik des Freundes das gute Einvernehmen nicht gestört; doch hatte auch dieser Seelenbund seine Feuerprobe zu bestehen, denn ein andermal während der Sonntagsspiele fühlte sich das hyperromantische Ehrgefühl des kleinen Schauspielers so tief verletzt, daß er erklärte, der ausgebrochene Zwiespalt könne nur durch einen Zweikampf wieder beigelegt werden; der theatralische Akt ging hinter einigen Scheunen vor sich, und nachdem dem Wolfgang die seidene Degenschleife durchstochen worden, erklärte sich der Gegner für satisfacirt, und die Versöhnung wurde in einem nahe gelegenen Kafehaus bei einem Glase Mandelmilch rite gefeiert.

Als nach dem Abzuge des Grafen Thorane sich die alte Ordnung im Göthe'schen Hause wiederhergestellt hatte, wurde auch der Unterricht, der bis dahin öfters Unterbrechungen hatte erleiden müssen, wieder regelmäßiger vom Vater betrieben. Um das Versäumte nachzuholen, führte derselbe in seinem pädagogischen Eifer unter Mithülfe von einzelnen Privatlehrern den Sohn nicht gerade zweckmäßig mehr in die verschiedensten Gebiete der Wissenschaften ein, als er ihn in einzelnen Zweigen derselben gründlich unterrichtete; neben Musik und Zeichnen traten von nun an die französische, englische, italienische, lateinische und griechische Sprache als Lehrobjecte auf. Doch wußte die Erfindungsgabe des Knaben alle diese auseinandergehenden Stoffe gar bald zu einer gewissen Einheit sich zurecht zu legen. So verfiel er unter anderem auf den Gedanken, dieselben in einem Briefwechsel, einer Art Roman, dergestalt zusammen zu

faſſen, daß er ſechs Geſchwiſter, welche in der Welt zerſtreut lebten, in den verſchiedenen Sprachen mit einander correſpondiren ließ. Der ſiebente Bruder gar, eine Art von naſeweiſem Neſtquackelchen, hatte ſich, da ihm die übrigen Sprachen abgeſchnitten waren, das Judendeutſch angeeignet, und brachte mit deſſen ſchrecklichen Chiffern die Geſchwiſter zur Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen. Denn auch mit dem letzteren ſich zu befaſſen, hatte den Knaben eine wunderliche Grille getrieben. Da er jedoch bald finden mußte, daß daſſelbe ohne einige Kenntniß des Hebräiſchen nicht wohl zu erlernen ſei, drang er in den Vater, ihm auch in dieſer Sprache Unterricht ertheilen zu laſſen. Dabei verfolgte er noch den höheren Zweck, durch die Lectüre des alten Teſtamentes in ſeiner Grundſprache ſich ein tieferes Verſtändniß deſſelben zu eröffnen. Trotz des mangelhaften Unterrichts, welchen ihm der originelle Rector Albrecht ertheilte, feſſelte den Schüler immer mehr der Inhalt ſeiner Lectüre, und die einfach großen Bilder aus der Patriarchenwelt erfaßten ſein Gemüth ſo tief, daß ſie ein dauernder Lieblingsgegenſtand der Betrachtung auch in ſpäteren Jahren geblieben ſind. Ueberhaupt wurde damals des jungen Göthe Intereſſe am Bibliſchen und Religiöſen von mehreren Seiten aus lebhaft erregt. In der Tagesliteratur fand er bedeutſame Stoffe, wie Moſer's Daniel in der Löwengrube und Klopſtock's Meſſiade, welche ihn auf daſſelbe hinführten; außerdem aber wurde die treffliche Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg ſchon zu jener Zeit, mehr aber noch, wie wir ſehen werden, in einer ſpäteren Lebensepoche, höchſt einflußreich auf ſeine ſittlich-religiöſe Bildung. Als Freundin der Mutter beſuchte ſie öfters das Göthe'ſche Haus, und von ihr vornehmlich theilte ſich dem Knaben jene Richtung des Gemüthes auf das Religiöſe mit, welche in dem erſten poetiſchen Producte, das wir von ihm beſitzen, in der Höllenfahrt Chriſti, ihren entſprechenden Ausdruck gefunden hat. Göthe war dreizehn bis vierzehn Jahre alt, als er dieſes Gedicht verfaßte; iſt aber daſſelbe auch wahrſcheinlich drei Jahre ſpäter

einer Nachfeile unterworfen worden, ſo haben wir doch noch allen Grund, ein ſelbſt für dieſes Alter höchſt bedeutendes Product in demſelben zu bewundern, da in der Kühnheit der Phantaſie, in der Kraft und Lebendigkeit der Schilderung, in der gewandten Behandlung der Sprache und poetiſchen Form die außergewöhnliche Begabung des jungen Dichters ſich ſchon aufs deutlichſte offenbart.

Unter ſolcherlei geiſtiger Beſchäftigung wuchs der Knabe allmählich zum Jüngling heran, ſodaß der Vater bereits anfing, ernſtlicher an ſeine Berufsbildung zu denken. Er hatte ihn zur Jurisprudenz beſtimmt, und demgemäß begann er nun auch, ihn neben ſeinen andern Studien in die Elemente dieſer Wiſſenſchaft einzuführen. So ſehr er jedoch bemüht war, die geiſtige Ausbildung ſeines Sohnes ſo viel als möglich ſelber zu leiten und zu überwachen, ſo wußte ſich dieſer dennoch manchmal von der elterlichen Aufſicht zu emanzipiren, was ihm um ſo leichter gelang, als er in der allzugroßen Nachſicht der Mutter eine nicht geringe Stütze für ſeine frühen Selbſtändigkeitsverſuche fand. Daher konnte es geſchehen, daß die natürliche Gutmüthigkeit, mit welcher ſchon der Knabe durch ſein unter den Genoſſen rühmlichſt bekanntes Dichtertalent auch Andere zu vergnügen bereit war, und wohl auch geſchmeichelter Autorſtolz ihn eine Verbindung anknüpfen ließ, welche den Unbewachten in große Verlegenheit ſtürzte. Er wurde nämlich einſt durch einen früheren Geſpielen mit einer Geſellſchaft junger Leute bekannt, die, unter ſeinem Stande und ſeiner Bildung ſtehend, in Anfertigung von Aufſätzen, Hochzeitspoemen und in anderen Schreibereien ihre Erwerbsquelle fanden, und die es gelegentlich auch nicht verſchmähten, durch allerlei Myſtificationen, zu denen ſie ihre Schreibfertigkeit befähigte, ſich einen Scherz zu erlauben. Der helle Kopf und die gewandte Feder des jungen Poeten mochte ihnen als eine treffliche Acquiſition für ihren Kreis erſcheinen, von der ſie ebenſoviel für ihren pecuniären Vortheil, als für ihr Vergnügen erwarten durften. Eine beim erſten Begegnen aus

dem Stegreife niedergeſchriebene Liebesepiſtel hatte ihren vollen Beifall gefunden, und war auch ſofort, ohne Wiſſen des Autors, benutzt worden, einen eingebildeten jungen Mann zu myſtificiren. Der Plan war vollkommen gelungen, und als der Bethörte nun ſeinerſeits die Kameraden bat, für ihn eine Antwort in zierlichen Verſen an die vermeintliche Geliebte abzufaſſen, ſo wurde der junge Dichter, nachdem man ihn von dem Schickſal ſeiner früheren Epiſtel in Kenntniß geſetzt, nicht vergeblich um Verfertigung dieſer zweiten angeſprochen. So unbehaglich auch ſeine Stimmung bei dem Abendfeſte, das der Myſtificirte ausſtattete und zu dem auch er in das Haus zweier Kameraden geladen war, während der Ausbrüche der leichtfertigen und ſchadenfrohen Geſinnung der Geſellen ſein mochte, ſo ſollten doch dieſe Stunden noch die Quelle ungeahnter Freuden für ihn werden. Denn er ſah hier zum erſtenmale Gretchen, das Bürgermädchen, deſſen Erſcheinung die erſte bleibende Empfindung für das weibliche Geſchlecht in ſeinem Herzen zurückließ, welche gar bald zu einer innigen Neigung ſich ſteigerte. Sie war eine Verwandte des Hauſes, und hatte, unvermögend, ihr Unterkommen in demſelben gefunden. Eine zierliche Geſtalt, an der alles auserleſen ſchien, mit ſchön gebildetem Kopfe, den der ſchlanke Hals gar anmuthig mit dem Nacken und den Schultern verband, ſtille, treue Augen und ein lieblicher Mund — das iſt das Bild, welches uns der Dichter von ihr entworfen hat. Trotz der laxen Umgebung, in der dieſe Liebe erblühte, ſchuf dieſelbe dem Jüngling doch eine Welt des Schönen und Vortrefflichen; ſie war rein und ſchüchtern, und hielt ihn über aller Niedrigkeit empor; ſchon darin erwies ſich ihre ſittliche Macht, daß der Liebende, von Gretchen wohlmeinend und freundlich gewarnt, ſein Talent nicht mehr zu Myſtificationen mißbrauchen ließ. Seine Neigung wuchs täglich, er ſuchte nun der Geliebten auch bei Tage außerhalb des Hauſes zu begegnen, bis ihn der Abend wieder zu ihr führte. Selbſt die Feſtlichkeiten bei der Krönung Joſephs II. im Frühjahre des Jahres 1764, welche in Wahrheit und Dichtung eine

ſo treffliche Schilderung gefunden haben, genoß er zum Theil in ihrer Geſellſchaft. An ihrer Seite durchwanderte er in Verkleidung am Abend des dritten Tages die illuminirten Straßen der Stadt. Als er ſie bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte ſie ihn, wie er erzählt, auf die Stirn. Es war das erſte- und letztemal, daß ſie ihm dieſe Gunſt erwies; er ſollte ſie nie wiederſehen.

Denn ſo unſchuldig die Freuden waren, welche dem Jüngling aus ſeiner Liebe zu Gretchen erwuchſen, ſo ſollten doch die ſchlimmen Folgen des Umgangs, in den er, um ſie zu genießen, gewiſſermaßen gebannt war, für ihn nicht ausbleiben. Mehrere jener jungen Leute wurden der Fälſchung verdächtig, und nur durch die Vermittelung einflußreicher Perſonen wurde die Beſchimpfung von dem Patrizierſohn, dem Enkel des Schultheißen, abgewendet, als der Genoſſe einer leichtfertigen Geſellſchaft von zweifelhaftem Rufe genannt zu werden. Mit tiefer Scham und der bitterſten Reue endigte dies Verhältniß, welches ihn wenigſtens dem unſittlichen Treiben nahe geführt hatte. Er verbrachte Tag und Nacht, wie er erzählt, in großer Unruhe, in Raſen und Ermattung, ſodaß er ſich zuletzt glücklich fühlen mußte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat. Gretchen verließ Frankfurt; ſie hatte, um ihn befragt, freimüthig erklärt, daß ſie ihn oft und gern geſehen habe; aber ſie habe ihn immer als Kind betrachtet, und ihre Neigung zu ihm ſei eine wahrhaft ſchweſterliche geweſen. Dieſe Erklärung, die man dem Jüngling nicht vorenthielt, trug viel dazu bei, ihn von ſeiner Leidenſchaft allmählich zu heilen. Aber das Bild der erſten Geliebten hatte ſich tief in ſeine Seele eingeprägt, ſo daß er noch nach Jahren ihr die Züge entleihen konnte, die ſich in poetiſcher Verklärung zu einem ſeiner ſchönſten Frauenbilder, zu Gretchen im Fauſt, zuſammenfügten.

Mit erneutem Eifer wandte ſich der angehende Jüngling, dem man einen jungen Mann zum Hauslehrer gegeben hatte, nach dieſer Kataſtrophe zu den Wiſſenſchaften, zu denen als ein

neuer Gegenſtand ſeines Studiums nun auch die Philoſophie hinzukam. Wanderungen nach den anmuthigen Abhängen des nahen Taunus und den Ufern des Rheines erweiterten den Kreis ſeiner Anſchauungen, und erfriſchten wohlthuend das Gemüth. In der Heimath aber wurde im geſelligen Verkehre dem poetiſchen Talente des jungen Dichters vielfache Gelegenheit gegeben, ſich in ſeiner Schlagfertigkeit und ganzen Fülle zu zeigen. Unterdeſſen rückte die Zeit heran, wo er die Univerſität beſuchen ſollte, und wir begleiten ihn nach Leipzig, wohin er ſich nach des Vaters Wunſch zuerſt, nach dem vollendeten ſechszehnten Jahre, begab.

2.

Die Leipziger Jahre.

Voll gespannter Erwartung und das Herz von mannichfachen Hoffnungen erfüllt, reiste Göthe Michaeli des Jahres 1765 in Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Gattin seinem neuen Bestimmungsorte entgegen, die werthe Stadt, die ihn geboren und erzogen, gleichgültig hinter sich lassend. Nach einer langwierigen und beschwerlichen Fahrt auf schlechten Wegen, auf denen sogar ein Reiseunfall die Gesellschaft betraf, langte der angehende Studiosus gerade zur Meßzeit in Leipzig an. Der neue Wohnort machte einen günstigen Eindruck auf ihn, wenn ihm auch derselbe in dieser Zeit erhöhten Verkehrs nichts wesentlich Neues bot, vielmehr das Bild der eben verlassenen Vaterstadt wieder lebhaft in seine Erinnerung brachte. Aber ungewohnt für den Jüngling war in diesem ihm schon bekannten Treiben der Genuß, welchen er im Bewußtsein des Besitzes der lang ersehnten academischen Freiheit mit inniger Befriedigung empfand. Sein gesteigertes Gefühl ergießt sich in lyrischen Rhythmen, wenn er die Stimmung seiner Seele schildernd, in den ersten Wochen seines Aufenthalts an seinen Freund Riese schreibt, er lebe

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Und wenn er nun, ins Einzelne gehend, im Bewußtsein dieser Freiheit und einer noch reichlich gefüllten Börse, welche

ihm den vollen Genuß derſelben vergönnte, in joviale Stimmung von der großen Figur berichtet, die er in Leipzig mache, von den Geſellſchaften, Concerten, von der Comödie, von Gaſtereien, Abendeſſen und Spazierfahrten, woran er ſich ergötze, ſo wird die launige Schilderung wahrhaft draſtiſch: „Ha, das geht köſtlich, aber auch koſtſpielig, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehſt Du ſie nicht mehr fliegen? Da marſchirten zwei Louisd'or! Helft! Da ging eine! Himmel, ſchon wieder ein paar! Groſchen, die ſind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche.“ Indeſſen ließ der Jüngling trotz dieſer rückhaltloſen Hingabe an die Freuden des academiſchen Lebens keineswegs den eigentlichen Zweck ſeines Aufenthalts aus dem Auge. Vom Vater, der für die zweckmäßige Anordnung ſeiner Studien ſchon Sorge getragen hatte, war der angehende Muſenſohn an Hofrath Böhme, Profeſſor des Staatsrechtes und der Geſchichte, empfohlen worden, und beſuchte nach deſſen Vorſchlägen juriſtiſche und philoſophiſche Kollegien. Auch hatte dieſer, freilich nur mit Widerſtreben, eingewilligt, daß er die Vorleſungen Gellerts über Moral und Literärgeſchichte frequentirte, und ſich an den praktiſchen Uebungen im deutſchen Styl betheiligte, welche derſelbe zu leiten pflegte. Dagegen hatte ſeinerſeits der junge Göthe, der mit Hoffnungen auf eine allſeitige Ausbildung ſeines Geiſtes und vornehmlich des Geſchmacks nach Leipzig gekommen war, nur mit Ueberwindung ſich in die Anordnungen Böhme's gefügt, welche ihn dem Studium der Jurisprudenz und Philoſophie, dem er ſchon entflohen zu ſein wähnte, wieder zuführten. Es war daher trotz der Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er die Collegien in dieſen Doctrinen anfänglich beſuchte, nicht gerade zu verwundern, wenn denſelben um die Faſtenzeit bedenkliche Rivalen in den Kräpfeln erwuchſen, welche auf dem Thomaskirchhofe gar vortrefflich, warm vom Feuer weg, zu kaufen waren. Daß übrigens auch der Einfluß Gellerts, vor welchem Göthe die größte Hochachtung hegte, und von deſſen Vorleſungen er ein gewiſſenhafter Zuhörer war, nur unbedeutend für ihn blieb, kann nicht befremden, wenn man

weiß, daß die Vorträge deſſelben über Moral einer die Jugend feſſelnden Friſche der Darſtellung entbehrten, und in den Collegien über Literärgeſchichte namhafte, dem Jüngling liebgewordene Autoritäten der Gegenwart, wie Klopſtock und Andere, gänzlich ignorirt wurden, und wenn man überdies die Verſchiedenheit der Naturen Beider in Anſchlag bringt, welche eine richtige Beurtheilung des Schülers von Seiten des Lehrers geradezu unmöglich machte. Die Aufſätze Göthe's, freilich oft formlos und leidenſchaftlich, fanden bei Gellert wenig Beifall; ſie wurden, mit rother Tinte corrigirt, wie die übrigen, ohne beſondere Auszeichnung zurückgegeben. Auf ähnliche Weiſe ſah ſich der Jüngling getäuſcht, als er im richtigen Gefühle von der Bedeutung des Alterthums, und gleichſam den Einfluß vorahnend, welchen daſſelbe noch auf ihn ausüben ſollte, in den Vorträgen des berühmten Philologen Erneſti Aufſchluß über die Grundſätze der ſchönen Rede zu erhalten hoffte, und bei manchem Nützlichen, das er lernte, doch eigentlich über das, was er ſuchte, nicht aufgeklärt wurde.

Auch die Einwirkung Böhme's auf den angehenden Studioſus war, wie zu vermuthen, nur von kurzer Dauer, um ſo mehr, da demſelben das Gewinnende und Freundliche im Aeußeren fehlte, das den Jüngling hätte anziehen können. Dagegen wußte die Frau Hofräthin Böhme, eine kränkliche Dame von vieler Herzensgüte, ihn erfolgreicher zu leiten, und ihrer Kritik über ſein Aeußeres und ſein geſelliges Benehmen die gebührende Achtung zu verſchaffen. Zwar koſtete es manche Kämpfe, bis der Jüngling von allerlei Anſichten und Gewohnheiten bekehrt war, wie ihm denn gleich Anfangs die Ausſtellungen an ſeiner von Frankfurt mitgebrachten Kleidung keineswegs behagen mochten, obwohl dieſe, als Producte eines Hausſchneiders, welcher bei dem ſparſamen Vater Bedienten- und Schreiberſtelle mit dieſem Geſchäfte verband, auf Eleganz des Schnittes wohl keinen Anſpruch machen konnte. Den vielfach angegriffenen unmodiſchen Treſſenrock, auf welchen der Inhaber ſich nicht wenig zu Gute that, legte derſelbe ſogar nicht eher ab, als bis der Herr von

Masuren, der damalige Typus der albernen Dorfjunkerschaft auf dem Theater, in ähnlichem Kostüme auftrat und ihm denselben verleidete. Unberechtigter und für den jungen Göthe verletzender war der Tadel, welcher seine Ausdrucksweise betraf und ihm den Gegensatz von Nord- und Süddeutschland zuerst und am unangenehmsten fühlbar machte. Der bilder- und sprüchwortreiche rheinische Dialekt, der im Munde des in der Bibel und in alten Chroniken wohlbewanderten jungen Dichters noch lebendiger und kerniger sich gestaltete, erregte manchen, gewiß oft unbegründeten Anstoß bei den gebildeten Leipzigerinnen, welche nicht ohne Anmaßung die nüchterne meißnische Sprachweise als allgemeingültige Norm ansahen und anerkannt wissen wollten. Auch ertrug Göthe das Tadeln und Hofmeistern nicht von Jedermann; so willig er von der wohlwollenden Frau Hofräthin Zurechtweisungen hinnahm, wenn er Abends bei ihr und ihrer einzigen Gesellschafterin auch Studien im l'Hombre und Piquet machte, ebensosehr reizte ihn das hofmeisterliche Wesen der letzteren oft zu dem Muthwillen, solche Unarten wieder anzunehmen, die er sich schon abgewöhnt hatte. Wirklich erheblich aber und folgereich für die dichterische Entwickelung Göthe's war der Einfluß, welchen die mütterliche Freundin auf die Richtung seines Geschmacks ausübte. Als einer feingebildeten Dame war ihr das „Gottsched'sche Gewässer," das damals Deutschland überfluthet hatte, gänzlich zuwider. Doch bedurfte es keiner besondern Mühe, über die Nichtigkeit dieser Form von Poesie den Jüngling aufzuklären, welcher gleich zu Anfang seines Leipziger Aufenthalts über den Dictator des schon wankend gemachten Geschmacks in nicht sehr ehrerbietigen Ausdrücken, in denen er ihn unter anderm mit einem dicken Federsack vergleicht, an seinen Freund Riese berichtet, und in einem späteren Briefe nach einer humoristischen Schilderung seines Aeußeren sich folgendermaßen über ihn ausgelassen hatte:

Ich sah den großen Mann auf dem Catheder stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es dir gestehn:

Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen
Sowie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.

Jedoch zweifelte die Frau Hofräthin Böhme auch andere Autoritäten an, welche dem Jüngling lieb geworden waren und ihm in seinen poetischen Versuchen bisher als Muster gegolten hatten, wie auch diese selbst, wenn er sie anonym vortrug, ihren Beifall nicht erwarben, sodaß ihm, wie wir in Wahrheit und Dichtung lesen, in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo er so gerne lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht wurden, und er sogar genöthigt war, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was ihm kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der junge Dichter schon nach einem halben Jahre, im Frühling 1766, an denselben Freund, dem er in der heitersten Stimmung, voll sicheren Selbstgefühls, die Freuden des Universitätslebens geschildert hatte, mit ernster Resignation in Beziehung auf seine dichterischen Anlagen schreiben konnte, er habe früher nie gefühlt, daß ihm keine Schwingen gegeben wären, und ihm vielleicht auch niemals würden gegeben werden; sein erhabner Flug, wie es ihm geschienen, sei nichts gewesen, als das Bemühen eines Wurms, der den Adler zur Sonne steigen sieht, und sich wie dieser hinaufsehnt. Ja, das Zutrauen des Jünglings zu seiner dichterischen Befähigung wurde dermaßen wankend, daß er sich längere Zeit scheute, von selbst sich darbietende Verse niederzuschreiben, und in einer solchen Stimmung völliger Vertrauenslosigkeit mochte ihn auch der schnell zum Entschluß gereifte Gedanke überrascht haben, fast alle seine vorräthigen Gedichte schonungslos den Flammen zu übergeben.

So wirkte die erste Zeit des Leipziger Aufenthalts in mehr als Einer Beziehung negativ auf Göthe; der Nimbus liebgewordener Autoritäten war verschwunden, die Ideale, welche der Jüngling in sich getragen, waren zerronnen, Hoffnungen, die ihn

erfüllt hatten, vernichtet, die Dichterfreuden ihm verleidet, sein ganzer Entwickelungsgang hatte einen förmlichen Bruch erlitten. Aber auf desto festerem Boden ruhte, nachdem die bis dahin gewonnene Kulturstufe überwunden war, die Bildung, welche sich nun, gewissermaßen von Grund auf neu, in seinem Geiste wieder aufbaute.

Nach dem Tode seiner wohlwollenden Freundin, der Frau Hofräthin Böhme, welcher noch während des ersten Semesters erfolgte, zog sich der vereinsamte Dichter ganz auf sich selbst zurück; er suchte die Stille der Natur und fand in ihr Trost für sein ernst und oft trübe gestimmtes Herz. In solchem Gemüthszustande schreibt er:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann!

Doch sollte der Jüngling nicht zu lange in diesem Zustande schmerzlicher Entsagung und schwermüthiger Flucht vor der Gesellschaft verbleiben; er wurde aus demselben durch seinen jovialen Freund Horn aus Frankfurt herausgerissen, welcher im Frühjahr 1766 nach Leipzig kam, und durch seinen Umgang das liebebedürftige Herz des jungen Dichters aufheiterte und ihn selbst dem geselligen Verkehre wieder zuführte. Bald langte auch ein anderer Landsmann, J. G. Schlosser, der nachmalige Schwager Göthe's, welcher damals Geheimschreiber bei dem Herzog Ludwig von Würtemberg war, in Leipzig an, und wirkte während seines kurzen Aufenthalts daselbst durch seinen reichen Schatz von Kenntnissen und sein ernstes Streben höchst anregend auf den jungen Dichter. Durch ihn wurde derselbe auch in einen neuen geselligen Kreis eingeführt, in die Tischgesellschaft des Schönkopf'schen Hauses, welche aus Mitgliedern bestand, die theils noch studirten, theils ihre Universitätsstudien schon absolvirt hatten, aber alle älter waren, als er selbst. Hier lernte Göthe neben manchen Andern Zachariä, den Bruder des Dichters des Renommisten, und später, während dessen kurzen Aufenthalts in

Leipzig, auch ihn selber kennen. Im Verkehr mit ihnen wurde der jugendliche Dichter lebhaft angeregt und aufgemuntert, das verloren gegangene Vertrauen zu seinem Talente kehrte zurück, und besonders dem wunderlich-originellen, aber zuverlässigen und rechtlichen Freunde Behrisch, dem Hofmeister des Grafen von Lindenau, gebührt das Verdienst, in dem Jüngling die Lust am Produciren wieder erweckt zu haben. So sehr derselbe es liebte, diesen in seinem Umgang zu hofmeistern, ebensowenig verschmähte es der schon in den Dreißigen stehende Mann, selbst durch Dienstleistungen untergeordneter Art, ihm wahrhaft förderlich zu werden. Ließ er sich doch die Mühe nicht verdrießen, diejenigen von Göthe's Gedichten, welche ihm gelungen schienen, in feiner und zierlicher Handschrift in ein besonderes Buch abzuschreiben, um sie in diesem vortheilhaften Aeußeren, in welchem sie gewissermaßen als etwas ganz Neues vor den Augen des Autors standen, demselben lieb und werth zu machen. Als Behrisch nach seiner Entlassung aus dem Lindenau'schen Dienste, welche von Göthe durch ein publik gewordenes Spottgedicht auf den Professor Clodius mit verschuldet worden war, Leipzig verließ, widmete ihm bei seinem Abzuge der junge Dichter „die drei Oden an meinen Freund Behrisch," aus welchen ebensowohl seine Hochachtung gegen ihn, „an den ihn Freundschaft mit Rosenketten fesselte," als sein Unmuth über die Leipziger Verhältnisse sichtbar wird. Auch er hofft, die ihm unlieb gewordene Stadt, den Gebärort schädlicher Insekten, die Mörderhöhle ihrer Bosheit, bald verlassen zu können:

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Axe,
Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie du!

Unter namhaften Autoritäten der damaligen Tagesliteratur kam Göthe noch mit dem im Umgang höchst liebenswürdigen

Dichter Weiße in Berührung, während er Leſſing, als derſelbe auf einige Zeit nach Leipzig gekommen war, aus einer wunderlichen Grille aufzuſuchen vermied. Er ſelbſt beklagt noch in Wahrheit und Dichtung die augenblickliche Albernheit einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend, die ſich zu gut dünkte, von ferne zu ſtehen, und doch keinen Anſpruch machen konnte, in ein näheres Verhältniß mit dem ausgezeichneten Schriftſteller zu treten. Auch beſtrafte ſich dieſelbe in der Folge hart, da es Göthe in ſpäterer Zeit nie mehr vergönnt war, den von ihm auf's höchſte geſchätzten Mann mit Augen zu ſehen. Nichtsdeſtoweniger wirkte damals gerade er unter allen Dichtern jener Zeit am tiefſten und nachhaltigſten auf den Jüngling. So aufrichtig derſelbe Klopſtock, den er ſich ſchon in Frankfurt zu eigen gemacht hatte, verehrte, und ſo bereitwillig er der Muſe Wieland's, die während des Leipziger Aufenthalts die Nation mit dem Lehrgedichte Muſarion beſchenkt hatte, huldigen mochte, ſo wurde doch erſt mit Leſſing's Minna von Barnhelm, welche im Jahre 1767 erſchien, ſein Geiſt mit wahrhaft lebendigem Intereſſe erfüllt. Dieſe Theaterproduction mit ihrem nationalen Gehalte, mit ihrem aus dem unmittelbaren Leben gegriffenen Stoffe lenkte den Blick des jungen Dichters aus dem literariſchen und beſchränkt bürgerlichen Geſichtskreis, in welcher ſich bisher die Poeſie bewegt hatte, in eine höhere und bedeutendere Welt. In Minna von Barnhelm wurde ſich derſelbe zuerſt der lebendigen Wirkung eines gediegenen dramatiſchen Stückes bewußt, zumal da er durch die vortrefflichen Leiſtungen der Koch'ſchen Theatergeſellſchaft, welche die Leipziger Bühne zu verdientem Ruhme erhob, auch die wahre Bedeutung der Mimik zu würdigen gelernt hatte.

Ueberhaupt wurde während Göthe's Aufenthalt in Leipzig ſeine Einſicht in das Gebiet der verſchiedenen Künſte bedeutend erweitert, ſo daß er, durch Anſchauung, Wort und Schrift mannichfach angeregt, nicht allein das Weſen jeder einzelnen von ihnen näher erkennen, ſondern auch das geſammte Kunſtgebiet als

ein ineinandergreifendes Ganze auffassen lernte. Durch die ausgezeichneten Leipziger Concerte, in welchen dazumal die später unter dem Namen Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmehling und Corona Schröter glänzten, sowie durch den Verkehr mit Hiller und der Breitkopf'schen Familie wurde sein Sinn für Musik geweckt, und von dieser Seite auch auf seine lyrische Dichtung gewirkt. Bedeutender aber und einflußreich auf seine gesammte künftige Geistesentwickelung war die Einsicht, welche er in das Wesen der Plastik und Malerei gewann. Auch hier begegnen wir wiederum vor Allen Lessing als seinem Führer auf dem Felde der Kritik, der ihm das Verständniß der bildenden Kunst und ihres Verhältnisses zur Poesie durch den Laokoon eröffnete, jenen Lichtstrahl, den der vortreffliche Denker durch düstere Wolken auf die strebsame Jugend hinableitete. Die durchsichtige Klarheit und tief eindringende Schärfe dieser Schrift führte den Jüngling aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens, dessen Entwickelung er mit dem enthusiastischen Eifer der Jugend verfolgte.

Daneben fand Göthe in dem Maler A. Fr. Oeser, dem Director der Leipziger Kunstacademie, einen Mann, durch dessen Umgang er in seinen Kunstansichten wesentlich gefördert wurde. Waren auch die Resultate des Unterrichts, den er bei demselben im Zeichnen genommen hatte, in Bezug auf Fertigkeit in der Ausübung dieser Kunst, die er schon in Frankfurt mit Eifer betrieben, nicht von sonderlicher Bedeutung; so wurde doch im Verkehr mit dem freundlichen und geistreichen Manne der Geschmack des Jünglings geläutert und sein Geist mit Nachdruck auf die vollendete Schönheit der griechischen Muster hingeleitet. Als ein Freund Winckelmann's, der ihm manche seiner Einsichten verdankte, wies Oeser denselben auf die Schriften dieses Kenners der alten Kunst hin und ergänzte die gewonnene Einsicht noch durch mannichfache Belehrung. Durch seine Vermittlung war Göthe'n der Zutritt zu den Kunstschätzen der Privaten in Leipzig

geöffnet; auch wurde er durch ihn mit einem Kreise Leipziger Künstler bekannt, mit denen er häufig in der Pleißenburg, in welcher Oeser wohnte, oder auf dessen Landgut zu Dölitz genußreiche Stunden zubrachte, welche die liebenswürdige Tochter des Wirthes, Friederike, ganz besonders zu beleben wußte. Auch die Reise nach Dresden, wo der Studiosus sich in der Wohnung eines Schusters einquartierte, und von diesem bescheidenen Logis aus die Gemäldegallerie besuchte und kennen lernte, darf wohl zum großen Theil der Anregung Oesers zugeschrieben werden. Wie viel überhaupt der Dichter diesem Manne nicht allein im Gebiete der bildenden Kunst, sondern auch in Beziehung auf seine gesammte geistige Entwickelung verdankt, das hat er selbst in einem Briefe, welchen er später von Frankfurt aus an denselben richtete, vollkommen gewürdigt und dankbar anerkannt: „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, theuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben. Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr, ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, Herr Professor, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werk."

Die Freundlichkeit, mit welcher man dem jungen Dichter in

allen dieſen genußreichen geſelligen Zirkeln entgegenkam, ließ doch ſein Intereſſe an einem Haus nicht erkalten, in welchem er ſich ſchon lange wie im Schooße der Familie aufgenommen fühlte. Es war das Schönkopf'ſche, in welchem er, wie wir wiſſen, den Mittagstiſch hatte. Hier hatte er ſich das Recht eines wohlgelittenen Hausfreundes erworben. Die Frau des Hauſes, eine geborne Frankfurterin, war ihm ſchon als ihrem Landsmann zugethan, und auch Herrn Schönkopf ſcheint es, wenn er, von Geſchäften ausruhend, auf ſeinem Canape ſaß, eine liebe Gewohnheit geworden zu ſein, mit dem lebendigen und geiſtreichen Jünglinge „zu discuriren." Jedoch belebte ſich öfters der Kreis noch mehr durch einige Bekannte, unter denen ſich auch Freund Horn befand, es wurde nicht ſelten geſungen und muſicirt; Göthe blies dann die Flöte, und Peterchen, der jüngſte Sohn des Hauſes, zeichnete ſich durch ſein fertiges Clavierſpiel aus. Selbſt bis zur Aufführung von Komödien erhob man ſich; beſonderen Beifall der Geſellſchaft fand ein Luſtſpiel von Krüger, Herzog Michel, in welchem der junge Göthe als der Held des Stückes figurirte, und die Tochter des Hauſes die Rolle Hannchens, der Geliebten deſſelben, übernahm. Dieſe — ſie hieß Anna Katharina, iſt aber in Wahrheit und Dichtung Annette oder Aennchen genannt, — war denn doch trotz aller Vertrautheit mit den übrigen Familiengliedern der eigentliche Magnet, welcher den Jüngling fortwährend in das Haus zog, und ihm daſſelbe unentbehrlich machte. Sie war ein friſches, ſchöngewachſenes Mädchen mit braunen Augen, von regelmäßigen Geſichtszügen, dabei munter, liebevoll und anmuthig, und feſſelte bald, obwohl ſie drei Jahre älter als Göthe war, durch dieſe körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften den jungen Dichter. Seine raſch ſich ſteigernde Liebe fand von ihrer Seite Erwiederung, und ſo verlebten Beide freundliche Stunden, des reinen Glücks ſich erfreuend, das eine im Bewußtſein gegenſeitigen Angehörens ruhig gewordene Herzensneigung gewährt. Auch geiſtige Genüſſe theilten ſie miteinander; empfänglich für den

Reiz der Poeſie, hörte die Geliebte gerne dem jungen Dichter zu, wenn er ihr vorlas oder etwas von ſeinen eigenen Productionen mittheilte. Doch wurden bald dieſe ſtillen Freuden durch unbegründete Eiferſüchteleien Göthe's getrübt; die üble Laune, die ihn beim Mißlingen ſeiner Gedichte befiel, verleitete ihn zu Quälereien aller Art, mit denen er das ihm ergebene Mädchen verfolgte. So geduldig ſie dies Alles anfänglich hinnahm, ſo ertrug es doch ihr ſtets von Neuem verwundetes Herz nicht auf die Dauer, und dann trieb es wohl, wenn er die Thränen der Gekränkten fließen ſah, den Jüngling wieder zu ihr hin, um reuevoll ihre Verzeihung zu erbitten. Einſt hatte er in den ſchönen Stunden friſch aufgeblühter Liebe ſein Glück hinausgetragen in die freie Natur, und einen Lindenbaum zum Zeugen deſſelben gemacht; er hatte in deſſen Rinde über ſeinen ſchon früher eingegrabenen Namen die Namenszüge der Geliebten eingeſchnitten; nun fand er nach einem halben Jahre den Frühlingsſaft aus dieſem herabgefloſſen, und den ſeinigen von ihm benetzt. Er fühlte, es waren die Thränen, welche er ihr ausgepreßt, und aus ſeinem ſchuldbewußten Herzen löſte ſich als Bekenntniß ſeiner Reue eine leider verloren gegangene Idylle, „welche er nie ohne Neigung leſen und ohne Rührung Anderen vortragen konnte.“ Doch war das frühere Verhältniß nicht wieder herzuſtellen; der Jüngling mußte mit Verzweiflung gewahren, daß ſich das Herz der Geliebten von ihm abgewendet habe. Nun übernahm er ſelbſt die frühere Rolle derſelben und gab ſich der Hoffnung hin, durch Zuvorkommenheit und Gefälligkeit aller Art ſie ſich wieder zu gewinnen, doch wollte die einmal geflohene Liebe nicht wiederkehren. Aber noch längere Zeit bewahrte er ſeinerſeits hoffende Liebe im Herzen. Als er ſpäter von Leipzig abzog, vermochte er nicht, Abſchied von der Schönkopf'ſchen Familie zu nehmen; er war ſchon unten an der Thür, ſah die Laterne brennen, ging bis an die Treppe, aber er hatte das Herz nicht hinaufzuſteigen. „Zum letztenmale,“ ſchreibt er ſpäter, „wie wäre ich wieder heruntergekommen.“ Ja, er nahm Liebe und

Hoffnung mit nach Frankfurt hinüber; von dort aus suchte er durch selbstgefertigte Geschenke, die in gemalten Schuhen oder Fächern nach damaliger Sitte bestanden, der Geliebten seine Anhänglichkeit zu beweisen. Durch den Humor der sie begleitenden Briefe stiehlt sich mehr als Einmal der Ton einer weichen Wehmuth, welcher uns sein von Liebe erfülltes Herz verräth, oder es bricht der Schmerz unverhohlen aus demselben hervor. Als er die Gewißheit hat, daß die Geliebte für ihn verloren sei, schreibt er: „Wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden. Nichts soll mich mehr an Leipzig erinnern, kein Freund, der daher kommt, kein Brief. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte.“ Aber noch lange waren Träume geschäftig, ihm zu schmerzlicher Lust das theure Bild der Verlornen vor die Seele zu führen, bis unter den mannichfachen Eindrücken der Gegenwart die Farben desselben in Traum und Wachen mehr und mehr erbleichten und endlich ganz erloschen. Katharina Schönkopf gab später einem Dr. Kanne ihre Hand; im Jahre 1776 hat sie der Dichter noch einmal bei einem Besuche in Leipzig wiedergesehen.

So sehr das Interesse an der Entwickelungsgeschichte Göthe's es uns bedauern läßt, daß derselbe in einem Momente des Unmuthes und der gänzlichen Verzweiflung an seinen eignen Fähigkeiten jenes unnachsichtige Autodafé über seine Jugendproducte verhängte, ebensosehr müssen wir anerkennen, wie außerordentlich förderlich für seine ästhetische Bildung die Entschiedenheit gewesen ist, mit welcher er seine auf dem Gebiete der Poesie schon gewonnene Kultur, die auf dem Ballaste einer hergebrachten Weitschweifigkeit in Bildern und auf einem nutzlosen mythologischen Apparate ruhte, gänzlich bei Seite warf. Befreit von dieser werthlos gewordenen Bürde konnte er nun um so sicherer die Einsicht nützen, welche ihm vorzüglich sein Tischgenosse Hofrath Pfeil in die Bedeutung des poetischen Stoffes und die Weise der Behandlung

deſſelben eröffnete, und um ſo rüſtiger auf dem Wege vorwärts ſchreiten, welchen ihm die Belehrung Oeſers und die Lectüre der Leſſing'ſchen und Winkelmann'ſchen Schriften zum Ideale einfacher Schönheit zeigten. Auf wenige naturgemäße Grundprincipien geſtützt, durfte er nur dem Walten ſeines Genius vertrauen welcher fortan aus dem eigenen Gemüthe ſelbſterlebtes Leiden und ſelbſtempfundene Freuden zur Poeſie verklärte. Und ſo begann der Jüngling ſchon in Leipzig aus dieſem reinen Quell der Dichtung, aus dem ſpäter alle ſeine Poeſien gefloſſen ſind, zu ſchöpfen, wenn auch noch nicht durch kräftigen Anſtoß das Gemüth wohlthätig erſchüttert und belebt, und von einem tiefen Gehalt erfüllt und erweitert wurde, welcher ihn zu großartigen, herzbewegenden Schöpfungen emporgehoben hätte.

Aus einem ſolchen Drange, das eigene Leiden in ein Bild zu verkörpern, iſt auch die früheſte dramatiſche Dichtung, welche wir von Göthe beſitzen, die Laune des Verliebten, in Leipzig entſtanden. Wie ſich in jene verloren gegangene Idylle die ſchmerzliche Empfindung ſeines von Reue erfüllten Herzens ergoſſen, ſo trieb es ihn auch in dieſem Schäferſpiel, die Lage Käthchens und ſeine Unart gegen ſie, und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines anderen Paares aus der Geſellſchaft zur belehrenden Buße niederzuſchreiben. In Amine hat der Dichter die von ſeiner Eiferſucht gequälte Geliebte, und in Eridon ſich ſelbſt in ſeinem Zuſtand inneren Unbefriedigtſeins ſo menſchlich wahr geſchildert, daß wir über die Kunſt der Darſtellung erſtaunen müſſen, mit welcher der achtzehnjährige Jüngling ſein eignes, vom Drange einer unruhig ſiedenden Leidenſchaft bewegtes Innere in ſolcher Objectivität ſich gegenüber zu ſtellen im Stande war. Auch die Form des Stückes, nach dem Muſter der dem Dichter ſchon in Frankfurt bekannt gewordenen und von ihm mehrfach nachgeahmten franzöſiſchen Theaterſtücke, in welcher mit ſtrenger Handhabung der Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung der Stoff ſich in einfache Situationen gliedert, und die in dem Alexandriner

leicht und wohlklingend hinfließende Sprache lassen uns die bedeutende Formgewandtheit bewundern, welche demselben schon so frühe zu Gebote stand.

Ein zweites Product seiner dramatischen Muse ruhte auf der Erinnerung an die Frankfurter geselligen Zustände, welche durch die Verstimmung über manche Leipziger Verhältnisse wieder lebendiger geworden war. In jenem Umgang, welcher den jungen Dichter Gretchen nahe gebracht, hatte derselbe leider schon früh in die seltsamen Irrgänge geblickt, von welchen die bürgerliche Gesellschaft untergraben war; er war zu der Einsicht gelangt, daß äußerer Prunk und glänzender Aufwand in prächtigen Häusern tiefgewurzelte sittliche Schäden aller Art oft nur nothdürftig verdeckten; er hatte schon oft von Ehescheidungen, betrügerischen Bankerotten, Hausdiebstählen und anderen Ausbrüchen moralischer Zerrüttung gehört, sogar selbst in solchen Fällen, so jung er war, zur Rettung mehreremals die Hand geboten. Von dem Bewußtsein dieser unreinen Berührung, welches noch auf ihm lastete, suchte er sich dadurch zu befreien, daß er die Erinnerungen an jene Vorfälle in poetische Productionen niederlegte und sie auf diese Weise sich gewissermaßen entfremdete. Er entwarf mehrere Stücke; aber nur eins derselben, die Mitschuldigen, führte er bis zu Ende. Schon das Gefühl, aus welchem dies Lustspiel entsprungen ist, läßt uns nicht zweifeln, daß dasselbe von der Idealität der Jugend ganz abgewendet ist. Die Stimmung, welche sich von diesem Gefühle der Poesie mittheilen mußte, konnte nur eine niedergedrückte sein, wenn auch die komischen Conflicte in einzelnen Scenen ergötzen mögen. Auch die wohlgelungene Zeichnung der Seelenzustände vermag nicht für die verfehlte Auffassung des Komischen zu entschädigen, welches hier größtentheils in der Darstellung der nackten Gemeinheit der Gesinnung, anstatt in derjenigen der harmlosen Thorheit der Menschen besteht, deren Erscheinung im Lustspiel uns anspricht und ergötzt. Die ganze Entwickelung des Stückes dreht sich um verübten Diebstahl, einem Rendezvous, das eine mit einem leicht-

sinnigen Spieler und Trinker vermählte Frau einem früheren Geliebten gibt, und, was noch dem Charakter des Komischen am meisten entspricht, um die Befriedigung niedriger Neugier, so daß der Schluß des Stückes, in welchem sich alle Personen als Mitschuldige erkennen, und in dem Bewußtsein sich beruhigen, sich gegenseitig nichts vorzuwerfen zu haben, geradezu unser moralisches Gefühl verletzt. So erweckt das Stück, das übrigens das Lob einer großen Formgewandtheit beanspruchen darf, mehr ein psychologisches oder literargeschichtliches, als ästhetisches Interesse, indem es uns den Seelenzustand des Dichters vergegenwärtigt, der durch dasselbe einen lastenden Druck von seiner Seele wegnimmt, nach dessen Entfernung er sich frisch und ungehindert zur Höhe idealer Stoffe zu erheben vermochte.

Eine ähnliche, aus frühzeitiger Erfahrung zurückgebliebene Kälte und eine daraus hervorgehende lehrhafte Altklugheit, welche dem Drange jugendlichen Strebens wenig entspricht, tritt uns auch zum Theil aus den lyrischen Producten jener Zeit entgegen, welche in dem sogenannten Leipziger Liederbuche aufbewahrt sind. Zwanzig Gedichte, meist aus dem Jahre 1768, also von dem neunzehnjährigen Jünglinge verfaßt, und von Breitkopf in Musik gesetzt, füllen dasselbe aus. Sie sind übrigens alle, mit Ausnahme von dreien, jedoch mit mancher Veränderung, in die Gesammtausgabe der Gedichte übergegangen, und finden sich dort unter den Ueberschriften: „Der wahre Genuß", „Die schöne Nacht", „Verschiedene Drohung", „Schadenfreude", „Glück und Traum", „Mädchenwünsche", „Brautnacht", „Die Freuden", „Scheintod", „Beweggrund", „Wechsel", „Unschuld", „Der Misanthrop", „Lebendiges Andenken", „Liebe wider Willen", „Glück der Entfernung", „An Luna". Obgleich diese Gedichte fast alle das Thema der Liebe behandeln, vermissen wir doch meist in ihnen die Begeisterung, welche einer liebeglühenden Jugend eigen ist, und welche in spätere erotische Lieder Göthe's, wie in die an Friederike und an Lili, sich so voll und tief aus dem Herzen ergossen hat. Die Gedichte sind nicht unmittelbare, glühende Reflexe

der Liebesflamme, welche das Gemüth erfüllt, sondern oft kalte Reflexionen, welche uns über die Natur der Liebe belehren wollen. Es wäre übrigens unrecht, wenn wir aus dem öfters aus ihnen hervorklingenden Tone der Aeltlichkeit einen allzustrengen Schluß auf die sittliche Haltung des Dichters zu jener Zeit ziehen wollten. Wenn wir uns erinnern, wie mißmuthig seine Stimmung in Leipzig oft gewesen, wenn wir bedenken, wie sehr seine Liebe zu Käthchen Schönkopf, die er allabendlich ganz familiär besuchte, selbst in ihren schönsten Tagen des eigentlichen romantischen Reizes entbehrte, so können wir uns zum Theil schon daraus jene Kühle und Lehrhaftigkeit erklären, die als hervorstechende Eigenschaft in diesen Liedern hervortritt. Indessen machen auch hierin einige durch höhere Wärme der Empfindung eine Ausnahme, sowie sie alle durch die klare und einfache Form, in welche der Inhalt eingekleidet ist, schon ganz den Charakter der nachmaligen Göthe'schen Lyrik an sich tragen, welche leicht, zwangslos und sicher auf der auf- und niederwogenden Empfindung dahinfließt. So spricht sich auch der Dichter über diese Lieder in der Zueignung aus:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Noch vor seinem Abzug von Leipzig sollte der junge Dichter durch einen schlimmen Zufall, welcher ihn betraf, erkennen, wie viele treffliche Männer ihm in der ihm durch mancherlei Verhältnisse verleideten Stadt ihre unverdiente Neigung zugewendet hatten. „Unverdient", heißt es in Wahrheit und Dichtung, „denn es war keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt hätte." Zu Anfang des Sommers 1768 kam ein verstecktes Körperleiden, das er schon länger mit sich herumgetragen, durch einen Blutsturz, welcher ihn

zur Nachtzeit überraſchte und das Schlimmſte befürchten ließ, zur Kriſis. Doch war nicht die Lunge ſelbſt, ſondern nur die ſie umgebenden Theile angegriffen, die Natur hatte ſich auf dieſem gewaltſamen Wege ſelber geholfen. Im Zuſtande langwierigen Daniederliegens wurde ſein Gemüth durch die vielfältigen Beweiſe ſorgender Freundſchaft und Liebe auf das wohlthuendſte bewegt. Der grübelnde Unmuth und die Unzufriedenheit entwichen, und eine elegiſch-weiche Stimmung zog in ſeine ruhig gewordene Seele ein. Beſonders mit Langer, dem Nachfolger von Behriſch im Lindenau'ſchen Dienſte, knüpfte ſich eine innige Freundſchaft, „welche ſich auf das Tiefere, das ſich aufſchließt, wenn das Verhältniß ſich vollenden will, auf die religiöſe Geſinnung, auf die Angelegenheiten des Herzens gründete, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und die ſowohl den Grund der Freundſchaft befeſtigen, als ihren Gipfel zieren". Das Gemüth des Leidenden ſuchte und fand Troſt in der Religion; alte Neigungen zu der ernſten Anſchauungsweiſe der Klaſſiker, die lange geſchlummert hatten, wurden wieder lebendig, vornehmlich aber wurde in der Beſchäftigung mit der Bibel die innerſte Befriedigung genoſſen. In ſolcher Seelenſtimmung, noch nicht vollkommen von ſeiner Krankheit geneſen, verließ der junge Dichter Leipzig an ſeinem Geburtstag, um in die Heimath zurückzukehren. Reich an manchen ſchönen und manchen traurigen Erfahrungen, verändert in vielen ſeiner Lebensanſchauungen, unterrichtet in den wichtigſten Principien, welche ihn dem in der Ferne winkenden Ziele dichteriſcher Vollendung zuführen ſollten, aber noch nicht erfüllt von dem kräftigen Gehalte einer großen Dichtung, ließ er die Univerſitätsſtadt, in der er drei Jahre verweilt hatte, im Rücken. Erſt dem Aufenthalt in Straßburg war es vorbehalten, in dem wieder völlig geneſenen, jugendfriſchen Dichter durch anregende Umgebung, durch entſprechenden freundſchaftlichen Umgang, beſonders durch die Bekanntſchaft mit Herder, ſowie durch den Genuß einer glücklichen Liebe die volle Blüthe

poetiſcher Productivität zu entfalten; hier erſt erſcheint uns derſelbe als der friſche und warme Jüngling, welcher in ſeinem idealen Streben alles Hohe und Schöne erfaßt, als der Dichter, der den Boden lockert und fruchtbar macht, auf welchem ſpäter der Götz und Werther zur Bewunderung aller Nationen hervorſproßten.

3.

Aufenthalt in Frankfurt und Straßburg.

Herbſt 1768 bis Herbſt 1771.

Nicht ohne Bewegung wurde der heimgekehrte Sohn im elterlichen Hauſe empfangen. Zu den höchſten Hoffnungen berechtigend, die er in jugendkräftigem Muthe zu erfüllen gedachte, war er vor drei Jahren hinausgezogen, und nun kam er zurück als ein Leidender, deſſen bleiche Geſtalt mit dem Bilde, welches in den Herzen der Seinigen lebte, gar ſehr contraſtirte und die größten Befürchtungen über ſeinen Zuſtand erwecken mußte. Wenn nach dem erſten Begegnen zwiſchen Sohn und Vater, das nicht ohne leidenſchaftliche Aufregung von beiden Seiten blieb, dieſer nur mit Mühe ſeinen Verdruß verbarg, daß er nun ſtatt eines rüſtigen und thätigen Sohnes einen Kränkling fand, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien, und wenn ſeine Stimmung durch hypochondriſche Aeußerungen deſſelben nur noch bitterer wurde, ſo waren Mutter und Schweſter ſorglich bemüht, dem Zurückgekehrten ſeinen Zuſtand möglichſt erträglich zu machen. Vorzüglich die letztere, welche während des Bruders Abweſenheit viel durch die pedantiſche Lehrhaftigkeit des Vaters zu leiden gehabt, und ſich mehr und mehr gegen ihn verſchloſſen hatte, öffnete nun ihr liebebedürftiges Herz ganz ihrem Bruder, der ſchon von Kindheit an ihr innigſtes Vertrauen beſeſſen hatte.

Die Sorge für seine Pflege verschlang alle ihre Zeit; sie war erfinderisch, ihn zu erheitern, und selbst die Freundinnen mußten allerlei aussinnen, um ihm trostreich und gefällig zu sein. Aber alle wohlthuende Aufmerksamkeit und Sorgfalt vermochte nicht seine lebhafte Erinnerung an Leipzig zurückzudrängen, an das ihn seine sehnsüchtige Liebe noch mit hundert Fäden knüpfte. Und kehrte, trotz seines leidenden Zustandes, die angeborene frohe Laune zuweilen wieder, so sah er sich in den Frankfurter Gesellschaftskreisen, mit welchen er in Berührung kam, in eine ganz fremde, ihm wenig zusagende Sphäre versetzt, in welcher die heitere Lebensweise, die ihm in Leipzig zu eigen geworden war, wenig Anklang fand. Diesen ernsten Gesellschaftston der Frankfurter schildert der Dichter mit Laune in der poetischen Epistel an Friederike Oeser, in welcher er sein körperliches Leiden und geistiges Mißbehagen während der schmerzhaften Kur, der er sich wegen eines eingetretenen Halsübels unterziehen mußte, der heiteren Freundin in humoristischem Tone klagt, und über die strengen Frankfurterinnen bittere Beschwerde führt:

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehen sie so sittenricht'risch sträflich;
Da heißt's, der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Unverhohlen tritt sein Mißmuth in einem Briefe an dieselbe Freundin hervor, in welchem es heißt: „Sie stellen sich die Trockenheit nicht vor, in der man hier von Seiten einer angenehmen Gesellschaft lechzt." Er findet sich außer aller Connexion mit schönen Geistern und beneidet deshalb alle Welt, die nach Sachsen geht, und seine Briefe dazu. Dabei legte ihm sein Unwohlsein, das sehr hartnäckig zu werden drohte, Entsagungen aller Art auf, so daß er an die Freundin schrieb: „Ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld und was übrigens für Materien in's Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studirt, bin auch dabei etwas klüger geworden." Es ist daher nicht zu verwundern, daß in diesem Zustande körperlicher und geistiger Unbehaglichkeit, in dem sich Göthe befand, und bei dem

gänzlichen Mangel an Aufmunterung in jenen ernsten Gesellschaftskreisen, in denen man noch altherkömmlich das Erstaunliche liebte, und von dem Schönen, Naiven, Heiteren wenig hielt, der Quell seiner Dichtung nur spärlich floß. Das, was er mochte gedichtet haben, übergab er in einem zweiten Hauptautodafé vor seiner Abreise nach Straßburg sammt andern Jugendwerken den Flammen, von denen nur Behrisch's Liederbuch, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen verschont blieben, so daß aus den anderthalb Jahren seines Aufenthalts in Frankfurt nur jene Epistel an Friederike Oeser als Denkmal seiner poetischen Thätigkeit auf uns gekommen ist.

Dafür wurde während dieser Zeit des Leidens und der Entsagung, in welcher der Jüngling von allen geselligen Freuden und von den künstlerischen Genüssen, welche ihm die größte Befriedigung gewährt hatten, abgeschnitten war, sein Geist allmählich auf andere Interessen hingelenkt, welche ihn bald völlig in Anspruch nahmen. Als ihm durch jenen bedenklichen Zufall in Leipzig der Ernst des Lebens mitten in seinen Freuden und Genüssen höchst fühlbar geworden war, hatte er in der Religion Trost für sein Leiden gesucht; diese Grundstimmung der Seele hatte er mit nach Frankfurt gebracht, und es öffnete sich daher sein Gemüth um so williger dem milden und trostreichen Zuspruche der alten Freundin, der Fräulein von Klettenberg, an welche sich in der letzten Zeit Göthe's Mutter noch inniger als früher angeschlossen hatte.

Es ist ein charakteristischer, aber leicht erklärlicher Zug Göthe's, daß er durch sein ganzes Leben der Frauenwelt in ihren mannichfachsten Typen sich näherte, und sein Inneres mit ihnen in Berührung bringen mußte. Denn wie könnte der wahre Dichter, der „die Welt in sein Herze zurücke schlingt", dem Verkehre mit der edlen Weiblichkeit sich entschlagen, aus welcher ihm die zärteren Accorde reiner Menschlichkeit entgegentönen und aus verwandten Saiten in seiner Brust den Klang des Liedes erwecken? Mit immer sich erneuernder Gewalt wurde Göthe's

Dichtergemüth zu dieser Welt der Weiblichkeit hingezogen, nicht allein, wenn der Reiz der Schönheit und Anmuth sein Inneres in leidenschaftliche Aufregung versetzte und ihn die höchste Seligkeit und den tiefsten Schmerz der Liebe durchkosten ließ, sondern auch dann, wenn er leidenschaftslos und besonnen ächten Frauensinn und edle Frauensitte in harmonisch gestimmten Charakteren erblickte. Schon in Leipzig hatte er, als er in eine für ihn neue Welt eintrat, der Frau Hofräthin Böhme, welche ihn durch ihre Herzensgüte sich gewonnen hatte, willig die Rechte einer mütterlichen Leiterin zugestanden; später ward die geistreiche Friederike Oeser die Vertraute seines Herzens, bei welcher er nicht selten Zuflucht suchte, wenn ihn sein Verhältniß zu Käthchen Schönkopf beunruhigte. Fräulein von Klettenberg wurde ihm Leiterin und Vertraute, sie wurde ihm Freundin in der vollsten Bedeutung des Wortes, denn auch hier läßt sich anwenden, was der Dichter über seinen Verkehr mit Langer gesagt hat, ihr Verhältniß gründete sich auf jenes Tiefere, auf die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben.

Wie nahe die Freundin Göthe'n gestanden habe, zeigt uns nicht nur die Schilderung ihres gegenseitigen Verhältnisses in Wahrheit und Dichtung, wo derselbe ihr anmuthiges Bild wiederholt mit Vorliebe gezeichnet hat, sondern wir können es auch aus den Beziehungen, welche sich im Werther, der Geschichte seines schmerzlich verwundeten Dichterherzens zu ihr finden, und ganz besonders aus dem ausführlichen Charaktergemälde ermessen, welches er, als schon Decennien seit ihrem Tode verflossen waren, von ihr entworfen und als „Bekenntnisse einer schönen Seele" in den Wilhelm Meister aufgenommen hat. Schon in jener früheren Lebensepoche unseres Dichters, in welcher wir die Klettenberg mit Göthe's Mutter verkehren und ihn selbst zu poetischen Productionen geistlichen Inhalts anregen sahen, mochte ihre ernste, auf's Religiöse hingewendete Gemüthsstimmung den Unterhaltungen mit der jüngeren Freundin, — sie selbst war 1723 geboren — einen beschaulichen Charakter mitgetheilt haben. Um

ſo mehr richteten ſich dieſelben jetzt, wo auch dieſe durch die nicht rein geſtimmten Verhältniſſe in ihrer Familie ernſter geworden war, auf das Gebiet jener religiöſen Betrachtungen, welche den Kreis der herzlichen Gottesverehrerinnen, deſſen Mittelpunkt Fräulein von Klettenberg war, charakteriſiren. Von Jugend auf kränklich, hatte dieſe ſchon frühe gelernt, die Leiden, von denen ihr zartgebauter Körper heimgeſucht war, mit Geduld und Seelenſtärke zu ertragen, und dieſelben als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres vorübergehenden irdiſchen Daſeins zu betrachten. Ihre ganze äußere Erſcheinung, ihr netter und reinlicher Anzug, welcher an den der Herrnhuter erinnerte, war ein Abbild ihrer reinen Seelenſtimmung; ſie bewahrte ſich jederzeit die Heiterkeit ihres Gemüthes und zeigte ein ſtets gleiches, herzliches und natürliches Betragen, das durch Welt und Hofart noch gefälliger geworden war. So wurde die durch langjährige Leiden Geprüfte auch dem leidenden Jüngling ein Vorbild im geduldigen Ertragen körperlicher Schmerzen; ſie war bemüht, auch ihn zu der Quelle hinzuführen, aus welcher ihr Troſt und Stärke zufloß, zur Religion, welche mit der unmittelbaren Gefühlsinnigkeit, wie ſie bei Herrnhutern gefunden wird, ihr ganzes Weſen durchdrang. Sie glaubte aus einer gewiſſen inneren Unruhe des ihr lieb gewordenen Jünglings erkannt zu haben, daß derſelbe nicht nur am Körper, ſondern auch an der Seele leide, weil er keinen verſöhnten Gott habe. Sie zeigte ihm den ihrigen, der ihr ſtets nahe war, mit dem ſie wie im vertraulichen Verkehre lebte, den ſie ihren unſichtbaren Freund nannte. Dabei war ſie voll Milde und wohlwollender Freundlichkeit, auch wenn des Jünglings Anſicht von der ihrigen abwich; denn ſie hatte ſich auch ſelber zu eigen gemacht, was ſie über die Pflichten einer chriſtlichen Freundſchaft niedergeſchrieben hat: „Freundſchaft und Freundlichkeit ſind ſo genau dem Weſen als dem Worte nach verbunden; fehlt man in der letzten, ſo beleidigt man auch in der erſten. Eure Lindigkeit laſſet kund ſein allen Menſchen, iſt der uneingeſchränkte Befehl Pauli an alle Jünger Chriſti.“ So kehrte ihr auf dem reinen Gefühle wur-

zelnder Glaube auch des jungen Göthe Gefühlswelt hervor, und der sittliche Ernst ihrer Selbstbeschauung und Selbstprüfung theilte sich auch ihm mit, dessen angeborene Natur ohnehin im Zustande sicheren Beruhens in sich selber ihr vollstes und reinstes Genüge fand.

Doch wendeten sich die Betrachtungen der Freunde bald auch auf andere Gebiete. Angeregt durch den Arzt Dr. Müller, der im Besitze gewisser Heilmittel zu sein vorgab, die sich wohl Jeder durch eigenes Studium erwerben könne, vermochte Fräulein von Klettenberg den jungen Dichter, mit ihr und der Mutter mehrere Schriften alchymistischen Inhalts zu lesen, da, wie sie meinte, das Heil des Körpers mit dem der Seele so nahe verwandt sei, und die größte Wohlthat und Barmherzigkeit ausgeübt werde, wenn man sich ein Mittel zu eigen mache, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgewendet werden könnte. Zwar nennt Göthe in Wahrheit und Dichtung die Beschäftigung mit diesen dunkeln Werken eine Krankheit, die ihm damals einoculirt worden sei, aber sie sollte für seine geistige Ausbildung von der größten Bedeutung werden, da sie, abgesehen von ihrem Einfluß auf seine dichterischen Productionen, ihn in das Studium der nachmals mit lebhaftem Interesse betriebenen Naturwissenschaften einführte. Noch im Winter 1770 legte er sich auf seinem Giebelzimmer einen chemischen Apparat an, durch den er sich die Stunden angenehm verkürzte, aber auch Neigung und Eifer zu ernsteren naturwissenschaftlichen Studien gewann.

Jedoch harrte der nun völlig Genesene mit sehnsüchtigem Verlangen dem Frühling des Jahres 1770 entgegen, welcher ihn, um sein noch nicht abgeschlossenes academisches Studium fortzusetzen, nach Straßburg führen und ihm zum zweitenmal die Freiheit bringen sollte, welche ihm um so begehrungswerther erschien, je gedrückter die Stimmung im elterlichen Hause durch den Mißmuth des Vaters und die Verschlossenheit der Schwester gegen denselben geworden war. In wenigen Tagen war die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte zurückgelegt, wo der

junge Dichter in allen seinen geistigen Thätigkeiten mächtig gefördert werden, und wo sein tiefes und reiches Gemüth durch Freundschaft und Liebe zu einer noch nicht geahnten Fülle sich erschließen sollte. Schon die anmuthige Gegend, die fruchtbare, von Gebirgen begrenzte und von dem schönen Strome durchzogene Ebene voll reicher Städte und Dörfer, wirkte wohlthuend und belebend auf sein Gemüth. Als er gleich nach seiner Ankunft in Straßburg die Plattform des Münsters bestieg, labte er den Blick an dem schönen Bilde der Landschaft und segnete voll Entzücken sein Schicksal, das ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte. In der Stadt aber erfüllte der herrliche Bau des Münsters in seinen erhabenen und doch zum Schönen gegliederten Formen, mit seinem zum Himmel aufsteigenden Thurme die Seele des Jünglings mit den Schauern andächtiger Bewunderung; durch ihn wurde sich derselbe hier an der Grenze Deutschlands der ausdauernden, edeln Kraft deutschen Wesens recht klar bewußt; an ihm entzündete sich die schwärmerische Begeisterung, welche seine später geschriebene Abhandlung „von deutscher Baukunst" durchweht. Die Gefühle demuthsvoller Verehrung und hohen Stolzes erfüllten zugleich sein Gemüth, wenn er vor dem erhabenen Werke Erwin's „sich beugen und anbeten mußte," und dann die Würde und Herrlichkeit desselben in jedem Lichte des Tages und der Abenddämmerung schauend, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken umfaßte, und sich in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters ihm offenbarte. Dann konnte sein nationales Selbstgefühl „ergrimmen, daß der deutsche Kunstgelehrte das Werk des heiligen Erwin mit dem unverstandenen Worte gothisch erklärt, da er Gott danken sollte, laut zu verkündigen: das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst."

Eine gehobene Seelenstimmung bei der Spannkraft und frischen Energie des jugendlichen Geistes charakterisirt überhaupt Göthe's Aufenthalt in Straßburg. Der Dichter erscheint hier im Bilde edler, dem Schönen und Hohen zustrebender Jüngling-

schaft. Nach den Tagen der Entbehrung und der stillen Beschaulichkeit in Frankfurt genießt er die Freiheit zwar mit Besonnenheit, aber im Bewußtsein seiner neubelebten Jugendkraft; er tritt ebenso in seinen Studien wie im geselligen Verkehre selbständiger auf; er fühlt sich der Abhängigkeit entwachsen, ohne sich in stolzer Selbstüberhebung dem Rathe wackerer Freunde und dem Einfluß geistig bedeutender Persönlichkeiten entziehen zu wollen. Er war fleißig in seinen Studien; der Jurisprudenz konnte er zwar auch hier kein Interesse abgewinnen, er betrieb sie nur, so weit ihm ihre Kenntniß als Fachwissenschaft nöthig erschien. Desto eifriger verlegte er sich auf das schon begonnene Studium der Naturkunde; er hörte sogar mit lebhafter Theilnahme mehrere medicinische Collegien. Sein noch erhaltenes Tagebuch aus jener Zeit, welches uns einen Blick in seine Privatstudien thun läßt, zeigt uns ihn zwar noch mit mystischen Schriften beschäftigt, aber wir sehen auch, wie das Halbdunkel derselben allmählich vor dem Tageslichte philosophischer Werke weichen muß. Neben diesen geistigen Beschäftigungen übte sich der Jüngling in den ritterlichen Künsten; er stählte den Körper durch Fechtübungen, er erfrischte ihn durch manchen Spazierritt in die schöne Umgebung; um ihm gefällige Anmuth zu verleihen, wurde auch der Tanzunterricht nicht verabsäumt. Der Enthusiasmus der Jugend aber belebte sich in dem Kreise der von gleichem Streben erfüllten Freunde, ob man nun die Unterhaltungen auf ernste Betrachtungen über Kunst und Wissenschaft lenkte, oder ob man Stunden heiterer Geselligkeit mit einander feierte, wie die, in welcher der junge Dichter auf der Plattform des Münsters der über Frankreich untergehenden Sonne einen Becher Weines zum Scheidegruß darbrachte.

Auch in Straßburg hatte sich, wie in Leipzig, eine Anzahl strebsamer Jünglinge zu einer Tischgesellschaft zusammengefunden; die Gleichgesinnten hatten sich bald aneinander geschlossen und einen Freundschaftsbund gestiftet, in welchem Göthe schnell als Mittelpunkt anerkannt wurde. Den Vorsitz an jenem Tische führte

der schon den Fünfzigen nahe Actuar Salzmann, dessen freundschaftliche Beziehung zu Göthe sich mit Behrischen's Verhältniß zu demselben vergleichen ließe, wenn nicht das gemessenere Wesen des höchst achtbaren Mannes, und andererseits die größere Selbständigkeit Göthe's dem Umgange Beider den Charakter besonnenen Ernstes gegeben hätte. Einen anderen Freund, den man als Muster eines deutschen Jünglings hätte aufstellen können, fand Göthe in Lerse, dessen biederen Charakter er in seinem Götz unsterblich gemacht hat. Bald gesellte sich auch zu diesen der sanfte Jung Stilling, von dessen natürlichem, gemüthvollem, von Religiosität durchdrungenem Wesen sich Göthe gar sehr angezogen fühlte, während er an den strengen Pietisten in Straßburg, an welche man ihn empfohlen hatte, wenig Gefallen fand und den Umgang mit ihnen bald abbrach. Er ermunterte Stilling zu der Abfassung seiner bekannten trefflichen Selbstbiographie, in welcher wir auch einer Schilderung jener Tischgesellschaft begegnen, in der das Bild des jungen Göthe sehr anschaulich vor unsere Seele tritt: „Des andern Mittags gingen Stilling und Troost zum erstenmal in's Kosthaus zu Tisch. Sie waren zuerst da, man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tische, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich. Ersterer sagte gegen letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte es, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm, allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Göthe" nannte. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Lerse, einer von den vortrefflichen Menschen, Göthe's Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die

seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satyre in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Noch ein vortrefflicher Straßburger war zu Tische; es war Herr Actuarius Salzmann; Göthe und er waren Herzensfreunde. Herr Trooſt ſagte leiſe zu Stilling: Hier iſt's am beſten, daß man vierzehn Tage ſchweigt. Letzterer erkannte dieſe Wahrheit; ſie ſchwiegen alſo, und es kehrte ſich auch Niemand ſonderlich an ſie, außer daß Göthe zuweilen die Augen herüberwälzte; er ſaß gegen Stilling über, und hatte die Regierung am Tiſche, ohne daß er ſie ſuchte. Als ſpäter ein Herr von Waldberg aus Wien durch eine Spottrede Jung Stilling verletzte, ſo daß ihm, während die ganze Tiſchgeſellſchaft außer Salzmann und Göthe in ein Gelächter ausbrach, der Zorn durch alle Glieder fuhr und er dem Spottenden erwiederte: „Schämen Sie ſich Ihres Spottes, ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde," fiel Göthe ein und verſetzte: „Probire erſt einen Menſchen, ob er des Spottes werth ſei? Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum Beſten zu haben." Von dieſer Zeit an nahm ſich Göthe Stilling's an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm, und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten ihm Liebe zu erzeigen. „Schade," ſo ſchließt Stilling ſeine Schilderung, „daß ſo wenige dieſen vortrefflichen Menſchen ſeinem Herzen nach kennen."

Soll man dieſer Genoſſenſchaft Göthe's, welcher unter Andern auch der Elſaſſer Weyland angehörte, und zu der ſich in der ſpätern Zeit des Straßburger Aufenthalts der excentriſche Liefländler Lenz geſellte, einen beſondern Charakter beilegen, ſo wird man ſie in ihren Beſtrebungen vorzugsweiſe eine deutſche nennen können. Wir haben ſchon geſehen, wie in Göthe das ehrwürdige Münſtergebäude nationale Sympathieen erweckte; ſo offenbart ſich auch ein entſchiedener Sinn für deutſches Weſen in dem ganzen Straßburger Freundeskreiſe, indem man hier, wo deutſch und franzöſiſch neben einander geſprochen wurde, wo franzöſiſche Sitte und Kultur ſchon herrſchend zu werden begann,

ſich mit Freuden als einen Deutſchen bekannte und einen beſonderen Werth darauf legte, deutſch zu ſprechen, deutſch zu ſchreiben und deutſch zu ſein. Man befleißigte ſich mit warmem Eifer der vaterländiſchen Literatur, und wendete der „bejahrten und vornehmen“ franzöſiſchen, deren bedeutendſte Autoritäten, wie Voltaire, durch ihre zerſetzende Verſtandesmäßigkeit und kalte Ironie die Freunde abſtieß, gänzlich den Rücken.

So begann ſich auch in dieſer Umgebung und in dieſem geiſtigen Verkehre eine neue Kunſtanſicht in unſerem Dichter zu bilden, welche, der friſchen Naturfülle einer kräftigen Jugend entſprechend, die Macht der unmittelbaren Empfindung als die Grundlage jeder wahren Kunſt betrachtete. Noch in ſeinem Aufſatz „von deutſcher Baukunſt“ erkennt er die charakteriſtiſche Kunſt als die einzige wahre an. „Wenn ſie aus innerer, eigner, ſelbſtändiger Empfindung wirkt, unbekümmert, ja unwiſſend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindſamkeit geboren werden, ſie iſt ganz und lebendig.“ Mit dieſen Worten charakteriſirt der Dichter ſchon ſeinen Götz und ſeinen Werther; ja, jene rauhe Wildheit oder die Sentimentalität, die aus innerer, ſelbſtändiger Empfindung wirken, bilden den Grundton aller Werke, die jene Epoche unſerer Literatur, welche man als die des Sturmes und Dranges bezeichnet, hervorgebracht hat.

Auf dieſem Wege, den man mit bewußtem Selbſtgefühle eingeſchlagen hatte, voranzuſchreiten, war Göthe beſonders durch Herder ermuntert und beſtärkt worden, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er ſchon im Herbſte 1770 gemacht hatte, als derſelbe nach Straßburg kam, um ſich dort von einem läſtigen Augenübel curiren zu laſſen. Die Begegnung mit dieſem bedeutenden Manne, der zwar nur fünf Jahre älter war als er ſelber, war für ihn von der tiefſten und nachhaltigſten Wirkung. Die wenigen Jahre, welche Herder voraus hatte, bedingten in der Lebensepoche, in welcher Beide ſtanden, einen bedeutenden Vorſprung in ſeiner geiſtigen Entwickelung. Seit längerer Zeit mit den ernſteſten Studien beſchäftigt, hatte derſelbe ſich ſchon als Schriftſteller

durch die „Fragmente“ und die „kritiſchen Wälder“ die Achtung der Nation erworben, und fruchtreiche Ideen zu ſpäteren Werken lagen vorbereitet in ihm. Göthe verhielt ſich in ſeinem Umgange mit ihm zurückhaltend, und verbarg das, was in ſeinem Innern unruhig wogte, ſorgfältig vor ſeinen Blicken, ſo daß es wohl erklärlich iſt, wenn ihn derſelbe, den Reichthum ſeines Geiſtes und Gemüthes nicht ahnend, in einem Briefe aus damaliger Zeit als „etwas leicht und ſpatzenmäßig“ bezeichnen mochte. Hatte Göthe in Leipzig aus einer anmaßlichen Grille es vermieden, ſich Leſſing zu nähern, ſo hielt ihn jetzt ſogar der Spott und die üble Laune Herders, welche ihn öfters tief verletzte, nicht ab, den Verkehr mit ihm zu unterhalten, denn er hatte nun gelernt, die außerordentlichen Vortheile, welche der Umgang mit einem geiſtreichen Manne gewährt, zu hoch anzuſchlagen, als daß er ſich nicht ihm zu lieb über unangenehme Eindrücke dieſer Art hätte hinwegſetzen können. Von Herder hörte er mit Eindringlichkeit und ſicherer Begründung die Sätze, welche als das Weſen der Poeſie einfache Empfindung ausſprechen, und welche er ſelbſt in den Loſungsworten ſeiner Genoſſenſchaft anerkannte:

Freundſchaft, Liebe, Brüderſchaft,
Trägt die ſich nicht von ſelber vor?

Herder verwies ihn auf das Volkslied als auf einen friſchen Quell urſprünglicher Dichtung, auf die ſchlichte Poeſie des alten Teſtaments, auf die gefühlsweichen Geſänge Oſſian's und auf die Kraft und Genialität Shakeſpeare's. Vorzüglich mit letzterem beſchäftigte ſich Göthe und ſeine Freunde. Die kürzlich von Otto Jahn veröffentlichte Rede Göthe's zum Shakeſpearetage giebt uns den friſcheſten Eindruck von der enthuſiaſtiſchen Verehrung, mit welcher er damals gegen den großen Dichter erfüllt war. „Ruhe der Seele,“ heißt es in derſelben, „iſt kein Feſttagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakeſpeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, iſt das Höchſte, wohin ich es habe bringen können. Die erſte Seite, die ich in ihm las, machte mich Zeitlebens ihm zu eigen, und wie ich mit

dem ersten Stücke fertig war, stand ich, wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert." Und nachdem er nun gegen das „regelmäßige Theater," wie es vornehmlich von den Franzosen ausgebildet worden, sich gewendet und sich förmlich von ihm losgesagt hat, ruft er aus: „Shakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben, als mit dir; wie gerne wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters zu Delphi." Die Reden der Shakespeare'schen Clowns reizten die Freunde auch im Umgang zur Nachahmung und ihre derbe Kernsprache ward als die Sprache der Natur von ihnen gepriesen. Aber man lauschte auch den gemüthvollen Weisen des oberdeutschen Volksliedes; dazu klang und summte die bedeutende Puppenspielfabel Faust gar vieltönig in dem Dichter wieder, und die ritterliche Gestalt des Götz löste sich von den Geschichten deutscher Vorzeit ab und gewann Leben in seiner schöpferischen Phantasie. Wenn aber die kraftvollen, lebentragenden Keime zu diesen gewaltigen Stoffen, welche sich in die Dichterbrust eingesenkt hatten und sich in ihr zu entwickeln begannen, Jahre bedurften, um aus den Tiefen derselben dem Licht des Tages entgegenzuwachsen, so blieb doch der Aufenthalt zu Straßburg nicht ohne bedeutende Denkmale der schöpferischen Thätigkeit des Dichters; denn es bedurfte nur des warmen Sonnenstrahles einer beglückenden Liebe, der in sein wohlthuend angeregtes Gemüth fiel, um bald aus demselben einen lieblichen Strauß zarter lyrischer Blüthen hervorsprossen zu lassen.

Göthe hatte schon den ersten Sommer, den er in Straßburg verlebte, häufig mit der Frauenwelt verkehrt; es wurden von den Freunden Spaziergänge auf die nahgelegenen Belustigungsorte unternommen, wo man mit den jungen Städterinnen in Berührung kam, und bei Tanz und Gesellschaftsspielen sich in jugendlichem Frohsinn vergnügte. Diesen Spielen verdanken mehrere

geſellige Lieder Göthe's, wie „Blindekuh," „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg," ihr Entſtehen. Welche Anziehungskraft die Schönheit und Anmuth des geiſt- und gemüthvollen Dichters auf das weibliche Geſchlecht damals ausüben mochten, läßt uns die ihm zugewendete Liebe der leidenſchaftlichen Lucinde, der Tochter ſeines Tanzlehrers, ahnen, deren plötzlich hervorbrechendem Ungeſtüm er ſich raſch entziehen mußte. Diesmal ſollte ihm in der Stille des Landlebens ein reicher Liebesfrühling erblühen, in ſeinem vielbeſprochenen Verhältniß zu Friederike Brion, der Pfarrerstochter von Seſenheim, das wir, indem wir auf die liebliche Idylle der Seſenheimer Beſuche in Wahrheit und Dichtung verweiſen dürfen, nur in ſeinen weſentlichſten Zügen zu berühren haben.

Es war im Herbſt 1770, als Göthe nach ſeiner Gewohnheit, in der Umgegend umherzuſtreifen und ſich an der Natur zu erfriſchen, mit ſeinem Freunde Weyland einen Ausflug zu Pferde nach dem ſechs Stunden von Straßburg gelegenen Seſenheim unternahm, wo ihn der Freund bei der ihm nahe verwandten Pfarrersfamilie einführen wollte. Sein Hang zu Myſtificationen, jener Tik, den er noch im Briefwechſel mit Schiller ſich zuſchreibt, gern in Verkleidung ſich zu zeigen, incognito zu reiſen und überhaupt mit ſeiner Perſon Verſteckens zu ſpielen, trieb ihn auch damals, als ein armer Theologe aufzutreten. Als die Gäſte vor der beſcheidenen, einem Bauernhauſe ähnlichen Pfarrwohnung anlangten, tröſtete Weyland ſeinen Freund mit der Verſicherung, daß es in ihrem Inneren nur um ſo ſchöner ſei. Und wirklich wurde ihnen ein gar herzlicher Empfang von dem Pfarrer, einem kleinen und zutraulichen Manne, den ſie allein in der Stube fanden, zu Theil. Bald erſchien auch die Gattin, eine ruhig heitere, würdige Frau, die ältere Tochter kam kurz darauf hereingeſtürmt, und zuletzt trat auch ihre ſechszehnjährige Schweſter, Friederike, nach der man ſchon mehreremals gefragt hatte, in die Thür: „Da ging fürwahr," ſo berichtet der Dichter, „an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Ein

kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze, — ſo ſtand ſie auf der Grenze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in der Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehen und zu erkennen." Wie Göthe, dem ſeine muthwillige Maskirung den guten Leuten und beſonders dem holden Mädchen gegenüber unerträglich wurde, am andern Morgen raſchen Entſchluſſes forteilte und unterwegs auf den Gedanken kam, in einer andern Maske, als Bauernburſche, in das Pfarrhaus zurückzukehren, um ſo die Verwickelung auf heitere Weiſe zu löſen, iſt eine der anmuthigſten Partieen in der Schilderung der Seſenheimer Tage. Des Dichters raſch entzündete Liebe zu dem anmuthigen Mädchen wuchs von Stunde zu Stunde, und der ländliche Aufenthalt ließ ihn das Glück derſelben ungeſtört genießen. An ihrer Seite luſtwandelte er in das nahegelegene Nachtigallenwäldchen und erfreute ſich an ihrem kindlichheitern Sinn; von ihrer Nähe beſeelt, ließ er in der traulichen Jasminlaube vor dem Hauſe ſchimmernde Märchengebilde aus der Tiefe ſeiner Dichterbruſt aufſteigen, von denen uns noch „die neue Meluſine" aufbewahrt iſt. Nur zu ſchnell für ihn nahte die Stunde des Scheidens; aber das Bild des holden Mädchens beſchäftigte ihn unabläſſig und er fühlte, nach Straßburg zurückgekehrt, das lebhafteſte Bedürfniß, ſich wenigſtens in der Ferne mit ihr zu unterhalten. Den Brief, welchen er an die „liebe, liebe Freundin" richtet, und den uns allein die Gunſt des Schickſals erhalten hat, iſt „ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd für ihn, mitten in dem lärmenden Straßburg."

Zwar hofft er, es ſolle beſſer werden, wenn er nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm ſeine Freundin ſei. „Doch ſollte ich," fährt er fort, „das vergeſſen können und wollen. Ich will lieber das wenige Herzweh behalten und an Sie ſchreiben." Gewiß trieb die Sehnſucht nach der Geliebten den Dichter, das Project, ſie bald wiederzuſehen, möglichſt ſchnell und immer wieder von Neuem auszuführen. Den hohen poetiſchen Reiz dieſer romantiſchen Liebe, welche des Dichters Buſen erfüllte, wenn er auf muthigem Roſſe bei ſchon dämmernder Nacht zu der Geliebten hinflog, um nach kurzen Stunden beſeligenden Wiederſehens den Schmerz der Trennung zu empfinden, hat derſelbe in das herrliche Gedicht: „Willkommen und Abſchied," zu bleibendem Daſein niedergelegt:

Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan, faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!

Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick;
Und doch! welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Dem wechſelnden Gefühle flüchtig genoſſener Seligkeit und ſchmerzlicher Trennung folgte das ruhige und ungetrübte Glück, das Göthe im Frühling und Sommer bei längeren Beſuchen zu Seſenheim in der Nähe der Geliebten empfand. Es war die Zeit, „wo er an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande genoß, wie ſie der unſchätzbare Hebel vergegenwärtigt hat," wo ſich die Liebenden einſt durch die herzlichſte Umarmung und treueſte Verſicherung geſtanden, daß ſie ſich von Grund aus liebten. Aus ſolcher beglückenden Stimmung, zu welcher Liebe und Natur das Herz des Dichters erhob, ging wohl das herrliche „Mailied" und das Gedicht „An Friederike" hervor, aus welchem uns der ſtille Friede, den nun das Gemüth erlangt hat, entgegenweht:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude,
Nun laß mich morgen ſein, wie heute
Und lehr' mich ihrer würdig ſein.

Auch durch ein geſelliges Feſt, welches damals die ländliche Gaſtfreundſchaft bereitete, wurde nicht das Glück der Liebenden geſtört. Sie theilten bei Spiel und Tanz den Frohſinn mit den Gäſten, bei denen ſie wohl ſchon als Verlobte galten. Wahrſcheinlich damals wurde zur Erinnerung an die Tage, welche ſo viele frohe Menſchen zuſammengeführt hatten, im Nachtigallenwäldchen an einer ſchönen Buche eine Tafel mit vieler Freunde Namen befeſtigt, unter welche als den letzten Göthe den ſeinigen mit den Verſen einſchrieb:

Dem Himmel wachs entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verſchont das heil'ge Holz!

Und ſoll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter ſterben,
Der dieſen Reim gemacht.

Aus dieſem beglückenden Liebesverhältniß Göthe's ſind die Lieder hervorgegangen, welche ſich in dem ſogenannten Seſenheimer Liederbuche, dem Nachlaſſe Friederikens, finden, und welche zum Theil auch in die Sammlung ſeiner Werke mit wenigen Veränderungen übergegangen ſind. Sie ſind theils in Seſenheim ſelbſt, theils in Straßburg gedichtet, und waren dann wohl als freundliche poetiſche Grüße ſeinen Briefen an Friederike beigeſchloſſen, oder wurden ihr mit Geſchenken überſendet, wie das anmuthige Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter," welches ein Paar von ihm ſelbſt für die Geliebte gemalte Roſabänder, wie ſie damals Mode waren, begleitete. Außer den ſchon erwähnten iſt beſonders das ſchöne Lied „An die Erwählte" hervorzuheben, in welchem ſich die frohe Zuverſicht auf das Glück einer dereinſtigen dauernden Verbindung mit der Geliebten ausſpricht. In den einfachen Tönen dieſer Seſenheimer Lieder gibt ſich überall das liebewarme Herz des Dichters kund, deſſen hohes Glück und deſſen ſüße Schmerzen in ihnen den entſprechenden Ausdruck gefunden haben. Tragen ſie aber auch alle, da ſie der unmittelbaren Gegenwart gewidmet ſind, den Charakter der Zufälligkeit an ſich, ſo entbehren ſie dennoch nicht jener Allgemeinheit der Empfindung, durch welche ſie, gleichſam losgelöſt von ihrer zufälligen Entſtehung, immer die Herzen bewegen werden. Gerade das, worin ſich der wahre Dichter bewährt, daß er nämlich die momentane und individuelle Stimmung zur idealen Allgemeinheit erhebt, hat Göthe auch in ihnen verwirklicht. Zwar finden wir in denſelben noch manche Ungleichheit; einige ſcheinen, vom Momente eingegeben, nur ſchnell und leicht hingeworfen, während andere mit den ſchönſten lyriſchen Productionen ſpäterer Zeit wetteifern können. Vergleicht man das Leipziger mit dem Seſenheimer Liederbuche, ſo findet man in dieſem einen unverkennbaren Fortſchritt, beſonders dem

Inhalte nach. Während man dort häufig der mit Reflexion und Lehrhaftigkeit nothwendig verbundenen Kälte begegnet, ist hier nur warme Empfindung, nur inniges Gefühl.

Doch sollte dies Liebesglück des Dichters nur zu bald wie ein schöner Traum zerrinnen. In einem Briefe, den Göthe von Sesenheim aus an Salzmann richtet, ist schon das Herabsinken desselben von seinem Höhepunkt ersichtlich. „Der Zustand meines „Herzens," schreibt er, „ist sonderbar. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, einen Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeit herum weidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehnkest? Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte." Er ahnte, daß diese Liebe sein reiches inneres Leben nicht ausfüllen werde, aber er empfand auch schmerzlich, daß er mit der Auflösung des Verhältnisses den Frieden des besten Herzens untergraben werde, und dieser Zwiespalt in seinem Innern verursachte ihm manche trübe Stunde, so daß seine Freunde Weyland und Engelbach den nach Straßburg Zurückgekehrten veranlaßten, zu seiner Zerstreuung mit ihnen einen Ausflug nach Saarbrücken zu unternehmen, von wo aus derselbe an eine Freundin schrieb: „Welch' Glück ist es, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft so stark sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreißen."

Bei einem Beſuche, den die Seſenheimer ihren Verwandten in Straßburg abſtatteten, ſchien Göthe's Liebe ſchon mehr erkaltet; es ſtörte ihn wenigſtens, ſeine Geliebte, deren Bild er ſich nur zwiſchen ländlicher Staffage denken konnte, nun in ſtädtiſcher Umgebung zu erblicken. Doch dauerte der Briefwechſel in der letzten Zeit ſeines Straßburger Aufenthalts noch lebhaft fort, wenn auch die Beſuche, zumal bei den gehäufteren Arbeiten, welche ihm die Abfaſſung ſeiner Doctordiſſertation verurſachte, ſpärlicher wurden. Vor ſeinem Abzug von Straßburg ging er noch einmal nach Seſenheim, um Abſchied zu nehmen; es war, wenn auch nicht ein Abſchied auf Nimmerwiederſehen, ſo doch der letzte trübe Moment eines Verhältniſſes, welches mit ihm aufhören ſollte. Wohl mochte auch in Friederikens Seele eine dunkle Ahnung davon aufſteigen. Von Frankfurt aus löſte Göthe die Verbindung förmlich. Die Antwort Friederikens zerriß ihm das Herz. „Es war," ſo ſpricht er, „dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt, den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit, ihn zu erſetzen, ja nur zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſtenmal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſtern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchſt peinlich, ja unerträglich." Damals löſten ſich mehrere Lieder, wie „Wonne der Wehmuth," „An die Entfernte," „Herbſtgefühl," „Jägers Abendlied," als wehmuthsvolle Nachklänge des verſchwundenen Liebesglückes aus ſeiner Dichterbruſt, oder der Schmerz ergoß ſich in ſtürmiſchen Rhythmen, wie in „des Wanderers Sturmlied," das Göthe auf einer ſeiner häufigen Excurſionen in die Umgebung von Frankfurt bei einem ihn treffenden Unwetter gedichtet hat.

Friederiken hatte der Schmerz auf das Krankenlager gewor-

sen, aber genesen, ward sie stille, und die Erinnerung an die schönen Tage füllten ihr ganzes Leben aus. Alle Anträge, welche ihr später gemacht wurden, lehnte sie ab; wer von Göthe geliebt worden, sagte sie, kann keinem Andern angehören. Nach ihrer Eltern Tode lebte sie eine Zeitlang in Paris bei einer Verwandten, und später in Dießburg und Meißenheim im Badenschen, „allgemein geliebt und als eine bereite Helferin verehrt." „Ueber Göthe," so heißt es in einem glaubwürdigen Berichte über ihre späteren Lebensjahre, „sprach sie nur mit Verehrung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie mit weiblicher Bescheidenheit, er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können." Auch habe das versöhnende Wiedersehen der früher Verbundenen nicht gefehlt. Acht Jahre nach der Auflösung des Verhältnisses suchte Göthe auf seiner Reise in die Schweiz auch Sesenheim auf. Er fand die ganze Familie liebevoll und zutraulich, wie sonst. Friederike führte ihn in jede Laube, und so war's gut; er fand alte Lieder, die er gestiftet, eine Kutsche, die er gemalt hatte; sie erinnerten sich an manche Streiche jener guten Zeit. Und wie rührend klingt das Wort, das aus seinem nun beruhigten Herzen kommt: „Ich schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten leben kann."

Aus dem stillen Seelenfrieden, den Friederike gewonnen und sich in ihrem vereinsamten, nur durch die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit erhellten Dasein bis zu ihrem im Jahre 1813 erfolgten Tode bewahrte, fällt auch in unser Gemüth ein milder Strahl, der uns mit ihrem Schicksale versöhnt. Und ist ihr nicht auch ein herrlicher Ersatz geworden für ihre getäuschten Hoffnungen, ihre Schmerzen, für ihre Entsagung und Vereinsamung? Durch denselben Dichter, welcher ihr Herz auf's tiefste verwundet hatte, ist sie aus ihrem bescheidenen Dasein an ein unvergängliches Licht gezogen worden; so lange

Menſchen fühlen, werden ſie mit Luſt und Rührung die Idylle von Seſenheim leſen, in der ihr Bild mit dem unſeres großen Dichters ſich ſo lieblich verwebt, und ſo lange der Götz noch die Gemüther bewegt, wird die edle Geſtalt der Maria in ihnen fortleben, welcher der Dichter die Züge Friederikens geliehen, und in deren treuloſem Geliebten Weislingen er ſeine eigne Untreue ſich ſelbſt zur reinigenden Buße geſchildert hat.

4.

Aufenthalt in Wetzlar.

Weit freundlicher, als nach der Zurückkunft von Leipzig gestalteten sich die Verhältnisse, als Göthe nun nach Abschluß seines academischen Studiums von Straßburg in's elterliche Haus heimkehrte. Er selbst fühlte sich körperlich gesund und kräftig, sein Geist war lebhaft angeregt, sein Gemüth war heiter, und der früher oft mißstimmte Vater war befriedigt, daß nun durch die Promotion der erste Schritt zum bürgerlichen Lebensgange seines Sohnes gethan war. Die Doctordissertation hatte seinen Beifall gefunden, und die Hoffnung, mit der Veröffentlichung der Gedichte und Aufsätze, die während seines Aufenthalts in Straßburg entstanden waren und die er selber sorgfältig ordnete und rubricirte, nun auch den Sohn in die Reihe der vaterländischen Schriftsteller eintreten zu sehen, mußte seinem väterlichen Stolze schmeicheln. Zwar gab es auch jetzt noch häufig Anlaß zu Conflicten zwischen seiner Ordnungsliebe und der Excentricität des Sohnes, jedoch wußte die Mutter, an die Vermittlerrolle schon gewöhnt, meistens die Mittel zu finden, durch welche sie dieselben noch vor ihrem Ausbruch auf befriedigende Weise ausglich. Von seinen früheren Bekannten fand Göthe den treuen Horn in unveränderter Heiterkeit, und den alten Freund Riese, mit welchem er jetzt besonders gern verkehrte, da derselbe oft beim Disputiren über wissenschaftliche und religiöse Gegen-

stände seinen Scharfsinn übte und prüfte. Vornehmlich aber waren ihm die Gebrüder Hieronymus und Georg Schlosser ein lieber und anregender Umgang, da er in beiden dasselbe ernste Streben wiederfand, welches er in dem jüngeren schon in Leipzig zu seinem nicht geringen Vortheile kennen gelernt hatte. Auch verdankte er ihnen die nähere Bekanntschaft mit einem literarischen Kreise, durch dessen Berührung er sich in seiner ästhetischen Ausbildung und in seiner dichterischen Thätigkeit bedeutend gefördert sah. Es war der Kreis jener feingebildeten Männer, welche die vortreffliche Landgräfin Caroline in Darmstadt um sich versammelt hatte, und welche die damals rasch voranschreitende Entwickelung der deutschen Literatur lebhaft interessirte. Außer dem Geheimenrathe von Hesse, dem nachmaligen Schwager Herder's, dem Professor Petersen und Rector Wenck war es vorzüglich der Kriegszahlmeister Joh. Heinrich Merck, mit welchem der junge Dichter einen fortgesetzten freundschaftlichen Umgang pflog. Daß diese Freundschaft, welche der um mehrere Jahre ältere Mann dem Jüngling zuwendete, von dem größten Einfluß für das ganze Leben Göthe's gewesen sei, bekennt dieser selbst in Wahrheit und Dichtung. Er rühmt daselbst von Merck, daß er, mit Verstand und Geist geboren, sich eine sehr schöne Kenntniß, besonders in der neueren Literatur erworben und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen habe, und daß treffend und scharf zu urtheilen ihm gegeben gewesen sei. Sein mit dieser scharfen und kritischen Natur wohl übereinstimmendes Aeußere, seine lange und hagere Gestalt mit der hervordringenden spitzen Nase, mit den hellblauen, vielleicht grauen Augen, die seinem Blicke, welcher aufmerksam hin- und wiederging, etwas Tigerartiges gaben, mag dem Dichter des Faust wohl zur Figur des Mephistopheles als des Geistes der Verneinung gesessen haben. Die Gewöhnung aber, sich mit dieser dichterischen Gestalt zugleich auch die des Originals vorzustellen, und beide gewissermaßen ineinander fließen zu lassen, ist wohl der Grund, daß das Bild, welches

Göthe in Wahrheit und Dichtung von Merck entwirft, nicht wenig verzogen erſcheint, und daß demſelben dort ſogar Züge beigelegt ſind, welche keineswegs ein ehrendes Zeugniß für des Freundes Charakter abgeben. So berichtet Göthe, daß derſelbe im Umgang die Menſchen oft hämiſch und tückiſch behandelt habe, wiewohl er geſteht, ihn ſelbſt habe ein zuverſichtliches Gefühl ahnen laſſen, daß derſelbe gegen ihn ſeine ſchlimme Seite nicht kehren werde, und wie man mit etwas Gefährlichem gerne umgehe, wenn man ſelbſt davor ſicher zu ſein glaube, habe er eine um ſo größere Neigung gehabt, mit ihm zu verkehren, und ſeiner guten Eigenſchaften zu genießen. Daß aber auch Andere von dieſer vermeintlichen ſchlimmen Seite Merck's nichts empfunden haben, daß derſelbe vielmehr ein Mann von höchſt ehrenwerthem Charakter geweſen, bei welchem freilich die „verwünſchte Scharfſichtigkeit vorherrſchte, vor der kein Nebel ſchützte und keine Täuſchung beſtehen konnte" und deſſen Ironie ſich gelegentlich auch wohl in poetiſchen Epiſteln voll Derbheit und ſwiftiſcher Galle auslaſſen mochte, das beweiſt ebenſoſehr die ehrende Aufmerkſamkeit und das ausgezeichnete Vertrauen, deren ſich derſelbe von der Landgräfin Caroline und ſpäter von der Herzogin Amalie und dem Herzog Karl Auguſt von Weimar zu erfreuen hatte, wie die Achtung, welche ihm nach dem Zeugniß der vielen an ihn gerichteten Briefe von Bekannten und Freunden, zu denen namhafte Autoritäten, wie Wieland und Herder gehörten, ſtets zu Theil geworden iſt. Auch erkennt der unparteiiſche Blick ſelbſt aus den Erzählungen in Wahrheit und Dichtung, wie richtig Merck auch da, wo es dem etwas verwöhnten Jünglinge unbequem ſein mochte, und wo derſelbe an ihm eine mephiſtopheliſche Ader zu ſehen meinte, dem jungen Freunde gegenüber geurtheilt, wie klar er deſſen Natur erkannt, wie raſtlos er dem Unbeſtimmten und Schwankenden in derſelben die mangelnde Feſtigkeit zu geben geſucht habe, und wie eifrig er für die richtige Ausbildung ſeiner großen Naturanlagen beſorgt geweſen ſei. Ja ſelbſt die bei der Herausgabe des Götz geleiſtete Geldunterſtützung iſt man viel eher geneigt für ein

Opfer der Freundschaft Merck's zu halten, um dem Jüngling den Eintritt in die literarische Laufbahn zu ermöglichen, als für eine von seinem merkantilischen Geiste eingegebene Speculation, wie sie Göthe bezeichnet hat. So bildete in diesen Jahren Merck's Einfluß auf Göthe einen ergänzenden Gegensatz zu der nachhaltigen Einwirkung, welche die Fräulein von Klettenberg auf ihn ausübte; während diese durch ihre liebevolle Theilnahme an allem, was ihm widerfuhr, durch ihr mildes, schonendes Urtheil und durch ihre stets auf das Religiöse gerichteten Unterhaltungen seine Gefühlswelt in steter Anregung erhielt, zwang jener beständig den jungen Dichter, sich selbst und seine Productionen zum Gegenstande einer verstandesmäßigen klaren Betrachtung zu machen.

Die schon in Straßburg genährte Neigung Göthe's, sich auf Ausflügen in die Umgegend zu erheitern und zu erfrischen, wurde auch in Frankfurt trotz der herbstlichen und winterlichen Witterung befriedigt. Der Verkehr mit dem Darmstädter Kreise veranlaßte ihn zu öfteren Besuchen der Nachbarstadt; auch nach anderen nahe gelegenen Orten, wie nach Homburg wurden Excursionen unternommen, so daß man den jungen Dichter wegen dieser oft sich wiederholenden Spaziergänge unter seinen Bekannten den Wanderer zu nennen pflegte. Auf solchen Wanderungen suchte derselbe auch, als ihn Friederikens trostlose Antwort erschütterte, für sein Gemüth die Beruhigung, die ihm nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward. In der Stille der Natur linderte sich der leidenschaftliche Schmerz und strömte in jene Lieder aus, welche mit Wehmuth des verlorenen Liebesglückes gedenken. Ueberhaupt setzte diese wenn auch schmerzliche Bewegung des Gemüthes, und andererseits die mannichfache Anregung, welche Göthe im Freundeskreise erfuhr, der briefliche Verkehr, welchen er fortwährend mit Herder unterhielt, und die bedeutenden Erscheinungen im Gebiete der Literatur, wie Hamann's tiefsinnige Schriften und Klopstock's Oden, welche in Darmstadt ganz besondere Anerkennung fanden, den Geist des Dichters in die regste Thätigkeit,

und erweckten seine poetische Schöpferkraft zu solcher Energie, daß seine Lust zu produciren damals grenzenlos war. Diese warf sich besonders auf die Dramatisirung der Geschichte des Götz von Berlichingen, welche in ihrer ersten Gestalt in jenen Tagen schon vollständig ausgeführt wurde.

Im Frühling des Jahres 1772 begab sich Göthe, wahrscheinlich auf Anrathen des Professors Höpfner aus Gießen, welcher mit Merck befreundet war, und wohl auch auf des Vaters Wunsch nach Wetzlar, um sich am dortigen Reichskammergerichte in einer Art practischem Cursus im deutschen Civil- und Staatsrechte näher zu unterrichten. Die kurze Zeit seines Aufenthalts in dieser Stadt während der Frühlings- und Sommermonate wurde, so ruhig sie auch äußerlich verlief, dennoch höchst fruchtbringend für seine dichterische Thätigkeit und bedeutungsvoll für die Geschichte seines Herzens, indem sie den Stoff des Götz in seinem Geiste zur völligen Reife brachte und die nächste Veranlassung zu den Leiden des jungen Werther wurde.

Göthe sah sich in Wetzlar, wo er eine nicht unbedeutende Anzahl junger Juristen vorfand, welche sich theils aus demselben Grunde wie er dorthin begeben hatten, theils den einzelnen Gesandtschaften als Gehülfen beigegeben waren, in ein drittes academisches Leben versetzt. Da die jungen Leute durch ihre Geschäftsthätigkeit nicht sehr in Anspruch genommen wurden, so setzten sie die Scherze und Jovialitäten des eben erst verlassenen Universitätslebens fort. Göthe fand sogar in der Tischgesellschaft, welcher er sich anschloß, eine Art burschikosen Ritterordens vor, in den auch er unter dem Namen „Götz von Berlichingen, der Redliche", wegen der enthusiastischen Verehrung, die er gegen diesen Mann an den Tag legte, aufgenommen wurde. Da ihm jedoch diese Gesellschaften, wo man Spielereien mit großem Ernst betrieb, auf die Dauer nicht mehr zusagten, zog er sich sehr bald von ihnen zurück. Während seines Winteraufenthalts in Frankfurt war ihm die Natur als eine Trösterin in seinem Seelenleiden erschienen; er hatte sich daran gewöhnt, in ihr jene be-

schauliche Ruhe des Geistes zu suchen, welche dieselbe stets dem sie sinnig betrachtenden Menschen mittheilt. Nun fand er in Wetzlar eine Umgebung, welche in ihrem Frühlingsschmucke ganz dazu geschaffen war, diese reine Empfindung für die Natur noch mehr zu beleben und zu nähren. Der herrliche Blüthenwald um die Stadt, die traulichen Gründe, die sich in das Gebirg hinziehen, das weite Lahnthal mit seinen schönen Wiesen und fruchtbaren Feldern luden ihn zu dem reichsten Naturgenusse ein, und ließen ihn die einfachen und reinen Freuden empfinden, welche er so wahr in dem ersten Theile des Werther geschildert hat. In diesem stillen Genießen bedurfte er auch nicht eines ausgedehnten Umgangs; es waren nur Wenige, mit welchen er gesellig verkehrte. Zu diesen gehörte der Secretär der Gothaischen Gesandtschaft, der Dichter Gotter, mit welchem Göthe auch noch nach dessen bald erfolgender Rückkehr in seine Vaterstadt in Berührung blieb, und durch den auch seine erste Annäherung an den Göttinger Dichterbund vermittelt wurde. Auch mit dem Braunschweigischen Legationssecretär Jerusalem wurde er bekannt, wenn auch der Verkehr zwischen Beiden nicht lebhaft unterhalten wurde. Noch konnte Göthe nicht ahnen, daß der hübsche blonde Jüngling mit den blauen Augen und den weichen, ruhigen Zügen, welcher still für sich hinlebte, und gleich wie er selbst, die Natur besonders in dem ruhigen Charakter einsamer Gegenden liebte, sich ihm zu einem höchst lebenvollen poetischen Charakterbild gestalten, und daß mit dessen traurigem Schicksale er sein eignes Seelenleiden in der Welt der Dichtung so wunderbar verknüpfen werde. Am bedeutsamsten wurde für Göthe der Umgang mit dem bremischen Gesandtschaftssecretär Kestner, welcher mit dem jungen Dichter einst auf einem benachbarten Orte, Garbenheim, zusammentraf, als dieser im Grase liegend eifrig über Probleme der alten Philosophie disputirte. Kestner fand Gefallen an dessen liebenswürdiger Persönlichkeit und an der Lebendigkeit und Frische seines sprudelnden Geistes, und knüpfte, obgleich schon einunddreißig Jahre alt, eine nähere Bekanntschaft mit ihm an. Göthe rühmt an

ihm ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Er war mit der zweiten Tochter des Amtmanns Buff in Wetzlar verlobt, und hoffte, da er durch heitere Thätigkeit und anhaltenden Fleiß sich seinen Vorgesetzten empfohlen hatte, und eine baldige Anstellung in der Heimath erwarten durfte, sich in der Kürze dauernd mit ihr zu verbinden. Wie er bei näherem Umgang über seinen neuen Bekannten geurtheilt haben mag, läßt eine Schilderung, welche sich in den Kestner'schen Briefen vorfindet, vermuthen. „Göthe", heißt es in derselben, „ist ein wahres Genie und hat eine ganz außerordentlich starke Einbildungskraft. Er hat viele Kenntnisse und viele Talente. In seinen Affecten ist er sehr heftig. Er ist ein Mensch von Charakter und hat eine edle Denkungsart. Mit einem Wort, er ist ein merkwürdiger Mensch." Aber auch hier begegnen wir bei der Anerkennung seiner großen geistigen Fähigkeiten dem Ausdruck einer ähnlichen Befürchtung, wie sie Jung Stilling in Straßburg bei seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe äußerte, er habe nämlich in seinem Wesen Vieles, was ihn unangenehm machen könnte. Uebrigens sei er bei Frauen und Kindern wohl gelitten, gebe sich gern mit ihnen ab und hege gegen das weibliche Geschlecht eine tiefe Verehrung. Daß sich indessen diese Befürchtung, ebensosehr wie Stilling's grundlos erwiesen, das bezeugt der beständige freundschaftliche Verkehr, in welchem er selbst sowohl wie seine Braut nachmals mit Göthe lebte.

Kestner hatte nämlich den neuen Bekannten auch bei seinem zukünftigen Schwiegervater eingeführt, wo derselbe seine Verlobte, Charlotte, eine anmuthige Blondine, kennen lernte. Sie gehörte nach Göthe's Schilderung zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. „Eine leicht aufgebaute, nettgebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das Alles war ihr zusammen gegeben." Nach dem das Jahr zuvor erfolgten Tode ihrer Mutter stand sie dem Haus-

weſen und der Erziehung ihrer jüngeren Geſchwiſter mit großer Thätigkeit und Sorgfalt vor, ſodaß ſie durch ſolche Eigenſchaften den Vater in ſeinem Wittwenſtande allein aufrecht erhielt. Die herzliche Aufnahme, welche dem jungen Freunde in der Familie des Amtmanns zu Theil wurde, veranlaßte denſelben zu öfteren Beſuchen, die ſich bald täglich wiederholten. Denn der ſtille Zauber des Mädchens wirkte um ſo tiefer auf ihn, je ſorgloſer er in ihrer Nähe ſein zu dürfen glaubte, da ſie, ſchon verſagt, alle erwieſene Freundlichkeit nicht als Bewerbung auslegen konnte. Auch ſah es der Bräutigam gerne, wenn ſeine Verlobte, während er ſeinen Geſchäften oblag, ſich ſonſt unterhielt, und ſich geſellig auf Spaziergängen mit Freunden und Freundinnen ergötzte, und ſo ward Göthe bald bei der ausgedehnten Wirthſchaft auf Acker und Wieſe, auf dem Krautland wie im Garten ihr wohlgelittener Begleiter. „Erlaubten es dem Bräutigam ſeine Geſchäfte, ſo war auch er bei den Spaziergängen, und ſo hatten ſie alle drei ſich an einander gewöhnt, und wußten nicht, wie ſie dazu kamen, ſich nicht entbehren zu können.“ Auch eine Freundin Charlottens, an welche das Gedicht Elyſium gerichtet iſt, von vollem und majeſtätiſchen Körperbau, nahm an den gemeinſamen Spaziergängen öfters Antheil. So reich aber an unſchuldigen Freuden die „ächt deutſche Idylle“ war, welche die in Freundſchaft Verbundenen den Sommer über in der ſchönen Natur verlebten, ſo drohte doch der Sturm der Leidenſchaft zerſtörend über den heiteren Frieden derſelben hereinzubrechen. Für das leicht erregbare Herz des jungen Dichters lag in der beſtändigen Nähe des liebenswürdigen Mädchens eine Gefahr, welcher vorzubeugen ſeine Sorgloſigkeit ihn überſehen ließ, und gegen welche, als ſie herannahte, zu kämpfen er nicht die ganze Kraft ſeines Willens aufbot. Er ſetzte der aufkeimenden Neigung zu der Verlobten ſeines Freundes nicht den ſittlichen Ernſt der Entſagung entgegen, und fühlte bald ſein Herz von jener heftigen und leidenſchaftlichen Liebe erglühen, deren Entſtehen und Emporwachſen im erſten Theile des Werther geſchildert iſt, während Charlotte und ihr

Bräutigam sich mit Heiterkeit in einem Maße hielten, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte.

Im Spätsommer kam Merck nach Gießen, um Höpfner'n einen Besuch abzustatten; auch Göthe war dorthin eingeladen worden und wurde von Merck nach Wetzlar zurückbegleitet. Daß auch ihm die Geliebte des Freundes, welche ihm schon früher von demselben auf das Vortheilhafteste geschildert worden war, wohlgefiel, bezeugt ein an seine Gattin gerichteter Brief aus diesen Tagen. Jedoch urtheilte er Göthe'n gegenüber kühler über die Vorzüge derselben und zog ihr die junonische Gestalt der Freundin vor, welche ohnehin noch frei sei. Auch war er bemüht, den von der heftigsten und hoffnungslosesten Liebe gefesselten Freund zur Abreise von Wetzlar zu überreden. So unangenehm diese nüchterne Mahnung des Freundes den liebeglühenden jungen Dichter berühren mochte, so können wir doch in Merck's Benehmen zu damaliger Zeit nichts von der kalten Schadenfreude des Mephistopheles finden, die noch in Wahrheit und Dichtung Göthe selbst darin gefunden hat, sondern wir können dasselbe nur als eine mit gutem Vorbedacht ergriffene Maßregel des besorgten Freundes ansehen, welcher den in sichtlicher Gefahr Schwebenden um jeden Preis aus derselben herausziehen wollte. Er bestimmte Göthe'n, bald in Koblenz mit ihm zu einer gemeinsamen Reise rheinaufwärts zusammenzutreffen. Auch fühlte dieser selbst nach Merck's Abreise lebhafter die Nothwendigkeit, sich der bedenklichen Lage, in der er sich befand, zu entziehen, und faßte nun ernstlich den Entschluß, freiwillig zu gehen, ehe er durch das Unerträgliche vertrieben würde. Ohne mündlichen Abschied von den Freunden zu nehmen, brach er an einem Septembermorgen früh auf und wanderte das schöne Lahnthal hinunter. Doch hatte er zwei in der Nacht vor seiner Abreise geschriebene Briefe an Kestner und Lotte zurückgelassen, welche die an Beide gerichtete Correspondenz, jene höchst interessanten Actenstücke über den damaligen Seelenzustand unsers Dichters, eröffneten. Diese Briefe, welche nun auch nicht lange mehr der Oeffentlichkeit werden vorenthal-

ten bleiben, sollen nach Gervinus mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken, das Göthe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, aber auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem er damals der Welt entgegentrat und Alle, die ihm begegneten, elektrisirte, mit dem er im Götz und Werther vor dem Publikum erschien, und mit Einem Schlage die ganze Gestalt unserer Literatur verwandelte. Auch sind uns noch zwei an dem Abschiedsmorgen entstandene lyrische Gedichte erhalten, die uns einen Blick in die Seelenstimmung des abziehenden Dichters thun lassen, „Pilgers Morgenlied" und „Elysium." Das erstere ist an Lotte unter dem Namen Lila gerichtet, mit welchem Namen man damals in erotischen Liedern die Geliebte häufig benannte. Wohl klagt der Dichter, daß Lila's Thurm, der starke Thurm der Ruine Carlsmunt vor Wetzlar, der Zeuge seiner Wonne, ihm durch Morgennebel verhüllt sei, doch schweben tausend Bilder seliger Erinnerung ihm heilig warm um's Herz. Aber es offenbart sich in dem Gedichte nicht der leidenschaftliche Schmerz eines liebekranken Gemüthes, sondern ein gefaßter Muth, welcher der Zukunft entschlossen entgegensieht:

Zische Nord!
Tausend-schlangenzüngig
Mir um's Haupt!
Beugen sollst Du's nicht!
Beugen magst Du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.

Allgegenwärtige Liebe!
Durchglühst mich;
Beut'st dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
In's früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu Leben
Und Muth.

In Ehrenbreitstein wurde Göthe in dem Hause des Geheimenrathes von la Roche, des Gatten der Jugendfreundin Wie-

lands, bei welchem ihn Merck schon angekündigt hatte, freundlich empfangen. Bald erschien auch auf seiner Durchreise der hessen-darmstädtische Rath Leuchsenring, welchen Göthe später in einem satyrischen Gedichte als Pater Brey verewigt hat, und endlich traf auch Merck mit seiner Familie ein. Indem sich dieser dem Hausherrn und die beiden Frauen untereinander näherten, war Göthe auf die Unterhaltung und den Umgang mit den Töchtern angewiesen, deren älteste, Maximiliane, eine anziehende Erscheinung, „mit den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann," den Dichter durch ihren jugendlichen Frohsinn und ihre Anmuth besonders erheiterte und anzog. Es fehlte nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause in der herrlichen Rheingegend. Nach manchem angenehm verbrachten Tage fuhr Göthe mit Merck rheinaufwärts seiner Heimath zu; er sah zum erstenmal die Herrlichkeiten des Rheinthales, er genoß die unendlich mannichfaltigen Gegenstände, welche bei dem schönsten Wetter jede Stunde an Schönheit zunahmen, und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen. In seiner Vaterstadt angelangt, lag er mit Eifer der juristischen Praxis ob, und genügte mehr als je seinem Vater, zu dem sich deshalb sein Verhältniß äußerst günstig gestaltete. Derselbe sah nun auch seinerseits willfähriger als früher den Liebhabereien seines Sohnes nach. Auch sollte dieser die Freude haben, durch die Verlobung seiner Schwester Cornelia mit dem jüngeren Schlosser, welche neues Leben in das Göthe'sche Haus brachte, sich durch noch innigere Bande mit seinem bewährten Freunde verbunden zu sehen. Für ihn selbst aber fehlte es nicht an Ermunterungen, vornehmlich von Seiten der Schwester, zur Erfüllung seines eigentlichen Berufs, den Gehalt seines Geistes in poetische Schöpfungen niederzulegen, und so ging unter diesen günstigen Verhältnissen gar bald aus der Hand des jungen Dichters das unsterbliche Meisterwerk „Götz" hervor, das wir nun näher zu betrachten haben.

5.

Götz von Berlichingen.

Als Göthe in Straßburg der einfachen und natürlichen Empfindung als dem wahren Prinzip jeder Kunst mit dem Enthusiasmus der Jugend huldigte, und gleichzeitig sein Geist von dem Gehalte deutschen Wesens mächtig ergriffen und tief durchdrungen wurde, war Götz von Berlichingen, dessen Selbstbiographie sein regstes Interesse in Anspruch genommen hatte, eine der Figuren, in welche seine schaffende Phantasie dasjenige hinübertrug, was in dem bewegten Dichtergemüthe nach Gestaltung rang. In Frankfurt leiteten sich die in jener Stadt empfangenen Anregungen und mannichfach geweckten Empfindungen lebhaft fort; der Straßburger Münster, welcher einen sehr tiefen Eindruck zurückgelassen hatte, konnte für den in die deutsche Vorzeit gerichteten Dichtergeist als ernster Hintergrund zum Götz, der an der Grenze des Mittelalters spielt, gar wohl dastehen. So fügte sich das Gerüste des Dichtwerks bald zusammen, so daß schon im Frühling 1772 die erste Bearbeitung des Götz zum Abschluß geführt war. In Wetzlar sollten dem Dichter aus der Gegenwart ganz ähnliche Anzeigen des Reichsverfalles vor Augen treten, wie sie zur Zeit des Götz von Berlichingen erschienen waren; er sah

dort in dem Zustande des Reichskammergerichtes, der obersten richterlichen Instanz Deutschlands, ein sehr düsteres Abbild des gesammten Reichskörpers. Das Gericht vermochte die Zahl der Processe, welche in's Ungeheure angelaufen waren, nicht mehr zu bewältigen. Eine vom Kaiser Joseph angeordnete Visitation desselben war, als Göthe nach Wetzlar kam, schon seit mehreren Jahren in vollem Gang; in Folge derselben waren sogar einige Assessoren, welche begangener Verbrechen beschuldigt waren, vom Dienste suspendirt worden; der Dichter erblickte demnach ein richtendes und gerichtetes Gericht. Welches Bild eines Reiches, dessen gänzlich daniederliegende Rechtspflege sich in dem Zustande des obersten Gerichtshofes so trostlos offenbarte! So fand Göthe auch in der Gegenwart, in welcher der Verfall des Rechtszustandes das nahe bevorstehende Auseinanderfallen des Reiches selber ankündigte, eine Folie zu dem Thema seines Götz, „die Auflösung des deutschen Mittelalters", und noch voll von diesen tief empfundenen Eindrücken ging er nach seiner Rückkehr nach Frankfurt mit verstärktem Interesse an die Umarbeitung seines Dichtwerkes. Mit unnachsichtiger Strenge wurden diejenigen Scenen, welche der Einheit des Stückes Eintrag thaten, trotz der Vorliebe, mit welcher sie ausgeführt worden waren, entweder ganz herausgenommen oder bedeutend zusammengezogen, und überhaupt das Ganze einer Nachfeile unterworfen. Doch wollte dem Autor auch jetzt noch die Dichtung in Vielem nicht genügen, und er beabsichtigte eine zweite strenge Durchsicht und Umgestaltung mit ihr vorzunehmen. Aber Merck widerrieth; „bei Zeit auf die Zäune, so trocknen die Windeln", rief er sprichwörtlich aus, „das Säumen und Zögern mache nur unsichere Menschen." Da Göthe sich scheute, das ihm lieb gewordene Werk einem Buchhändler anzubieten, und sich vielleicht eine abschlägliche Antwort zu holen, zumal da er für seine Mitschuldigen sich schon früher vergeblich nach einem Verleger umgesehen hatte, so übernahm Merck die Druckkosten, und er selber besorgte die Herbeischaffung des Papiers. So ging im Frühling 1773 das große Erstlingswerk

des Dichters unter dem Titel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel", von keinem bedeutenden Verleger empfohlen, selbst ohne Namen des Verfassers in die Welt hinaus. Aber der mächtige Geist, der aus ihm sprach, bedurfte auch keiner besonderen Empfehlung und Anpreisung; wie ein electrisches Feuer zündete er in den deutschen Gemüthern, und brachte aller Orten die gewaltigste Bewegung hervor. Während jedoch das Werk des Dichters die deutsche Nation ergriff, war dieser selbst, zumal da sich auch ein Nachdrucker desselben bemächtigt hatte, in großer Verlegenheit, wie er die Kosten des Papiers aufbringen sollte. Es war nicht Geldeslohn, den er mit diesem Geschenk an seine Nation eintauschte; aber reichlichen Ersatz für diesen fand er in der begeisterten Anerkennung, die überall seinem Genius zu Theil wurde.

Der Götz ist ein Product jener stürmischen Periode der deutschen Literatur, in welcher die jungen Titanen, angeregt durch Lessing's scharfe Kritik gegen das altherkömmliche, in steifen Regeln sich bewegende Conventionelle, durch Herder hingewiesen auf die Einfachheit der Volkspoesie, und genährt durch die Kraft der Shakespeare'schen Dichtung, zu einer Zeit, wo Natur und Freiheit in allen Verhältnissen die Losungsworte wurden, die alte Welt der Dichtung mit stürmischer Kraft umstießen, um eine neue, naturgemäße, freie auf ihren Trümmern zu erbauen; ja, man kann ihn als die Sturmglocke selbst bezeichnen, welche jene Epoche unruhvollen Drängens in gewaltigen Tönen einläutete, und hundertfältigen Widerhall in Deutschland erweckte. Die schlagartige Wirkung, welche er auf die Nation ausübte, beruhte vornehmlich auf zwei Eigenschaften: das Naturgemäße trat in demselben mit Entschiedenheit, wenn auch zuweilen mit Derbheit auf, wie denn Rosenkranz Recht hat, wenn er sagt, daß einige Dutzend Donnerwetter und ähnliche Kraftäußerungen ohne Schaden der Poesie fehlen könnten; dazu aber zeigte sich das ursprünglich Nationale, getragen von dem Geiste einer edeln Freiheit, in einer Klarheit und Fülle, wie es seit Luther noch nicht wieder erschienen

war. Es war ein Werk, von deutschem Geiste eingegeben, von deutschem Wesen bis in's Innerste erfüllt, voll deutschen Gemüthes und voll deutscher Kraft. Die Sprache, ihrer Fesseln entledigt, zeigte sich in der Ursprünglichkeit des concreten Ausdrucks und in ihrer ganzen lebendigen Kraft; dazu war derselben nach Rosenkranz's Ausdruck ein gewisser alterthümlicher Rost eingeprägt, der vortrefflich und ohne alle Zudringlichkeit die Vergangenheit zurückrief. Durch diese Eigenschaften wurde der Götz ein Volksdrama im besten Sinne des Wortes. In der lebendigen Schilderung der Sitten und der Charaktere der Vorzeit, in dem biederen Götz und den übrigen Rittern, in der einfachen, würdigen Hausfrau Elisabeth erkannten die Deutschen sich selber wieder, daher auch das lebhafte Interesse, mit welchem man die Dichtung aufnahm, meistens mehr ein stoffartiges, als ein künstlerisches war.

Wenn Göthe den Stoff seiner dramatischen Dichtung aus der deutschen Vorzeit selbständig ergriff, wenn persönliche Verhältnisse und Erfahrungen in Straßburg, Frankfurt und Wetzlar dazu beitrugen, daß er denselben zu immer größerer Lebendigkeit in sich gestaltete, so zeigte ihm das Studium Shakespeare's den Weg zur Behandlung desselben. Freilich vermochte der jugendliche Dichter nicht die gewaltige Masse des Stoffes, die überaus bewegte Welt in dramatischer Zusammenfassung völlig zu bewältigen, das Ganze, mannichfach zersplittert, verlief sich in eine gewisse epische Breite. Auch fühlte Göthe selbst gar wohl, daß das, was Vielen gerade als das Vortrefflichste erschien, und was auch in den unzähligen Nachahmungen zur Hauptsache gemacht wurde, jene Schlachten, Burgbelagerungen, Gerichte, Zigeunerwirthschaft, und die durch sie bedingte allzuhäufige Veränderung des Ortes zu sehr von der Einheit des Stückes abführten; er erkannte, daß er beim Versuche, auf die Einheit der Zeit und des Ortes Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, der Einheit der Handlung, die dann um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Besonders hatte bei der ersten Abfassung des Stückes den

Dichter gegen Ende eine wunderſame Leidenſchaft unbewußt hingeriſſen, deren Einwirkung auf das Dichtwerk auch in der Umarbeitung noch nicht ganz verwiſcht iſt. Er hatte ſich, indem er Adelheid, jenes verführeriſche Weib, um das, wie Weislingen in der erſten Bearbeitung ſagt, Gott und Teufel um das Meiſterſtück wetteten, liebenswürdig zu ſchildern trachtete, ſelbſt in ſie verliebt; ſeine Feder war ihr gewidmet, ſo daß ſie den Helden des Stückes, der ohnehin gegen Ende außer Thätigkeit geſetzt iſt, bei dem Autor ausſtach. Doch wer möchte um dieſer einzelnen Fehler willen, mit dem dreiundzwanzigjährigen Dichter rechten? Und wie reichlich entſchädigt uns für ſie die von Kraft und Leben durchdrungene Darſtellung und der friſche Geiſt, der das Ganze wie reine Morgenluft durchweht, die meiſterhafte Zeichnung der verſchiedenen Charaktere in den mannichfachen Situationen und Conflicten, in welche ſie der ſtürmiſche Gang der Handlung führt, der bedeutungsvolle Hinweis auf die ſichtbar ſich offenbarende Hand der göttlichen Gerechtigkeit, welche über dem mit Schuld belaſteten Menſchengeſchlechte ſchwebt, und nach den tiefſten Erſchütterungen der milde Geiſt der Verſöhnung, mit der uns die Dichtung am Schluſſe entläßt.

Wie lebendig tritt uns das Hauptthema der Dichtung, der Verfall des deutſchen Mittelalters in einem farbenreichen Bilde entgegen! Das Leben des geſammten Volkes in ſeinen verſchiedenen Ständen, die nicht mehr einträchtig ſich zuſammenfügen zu einem Ganzen, ſondern ſelbſtſüchtig auseinanderfallen und ſich gegenſeitig bekämpfen, iſt vor uns entfaltet. Der altersſchwache Kaiſer, welcher bei geſunkener Rechtspflege und mit einer armſeligen Reichsarmee das Reich nicht mehr zuſammenhalten kann, die ſchwelgeriſche Hofhaltung eines ſich emancipirenden geiſtlichen Fürſten, das Schalten und Walten einer nicht würdig beſchäftigten biderben Ritterſchaft, das nach Beſitz und Gewinn ſtrebende Bürgerthum, und der von ſeinem Druck entfeſſelte, der neuen Freiheit ungewohnte rohe Bauernſtand erſcheinen in lebenvoller Geſtaltung; und als Gegenſatz des ſtaatlichen Lebens zeigt

ſich uns die dunkle Vehme, welche im Verborgenen über das Verbrechen Gericht hält, und ſelbſt das unſtäte Treiben einer in der Wildniß hauſenden Zigeunerbande. Aus dieſem breiten Gemälde treten aber die Hauptfiguren der Dichtung in kräftigen Farben hervor und laſſen den Blick nicht zu lange auf den Nebengruppen verweilen: Götz von Berlichingen, der Held des Stückes, und nächſt ihm ſeine Gattin Eliſabeth und ſeine Schweſter Maria, ihnen gegenüber Weislingen und Adelheid von Walldorf.

Wir ſehen uns in eine Zeit verſetzt, in der unter dem Kaiſer, welcher der letzte Ritter genannt wird, das Ritterleben zu Grabe geht. Eine der ächt deutſchen Geſtalten, welche daſſelbe noch aufrecht halten wollen, iſt zum Mittelpunkt der dramatiſchen Dichtung gemacht. Der einfache, kräftige, von einem edlen Willen geleitete Götz von Berlichingen ſtrebt überall und auf jede Weiſe die Pflicht des Ritterthums zu erfüllen, Gedrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen, und das Unrecht in jeglicher Form zu bekämpfen und niederzuhalten; er wirft ſich in jenen verworrenen Verhältniſſen des deutſchen Reiches, in welchen die kaiſerliche Macht zur Ohnmacht herabgeſunken war, und Jeder nur ſeinem eigenen Vortheile nachging, ohne das Ganze zu berückſichtigen, als Vermittler und Lenker der Begebenheiten in ſeinem näheren Kreiſe auf, um ſie aus wohlmeinenden Abſichten ſelber frei zu geſtalten. Das ſittliche Geſetz, das ihn dabei leitet, iſt ihm ſein gerader, ſchlichter Verſtand, und der Vollſtrecker deſſelben ſein redlicher Wille. In den beengenden Banden, welche die ſtets mächtiger werdenden Fürſten um die übrigen Stände legen, weiß er das edle Gut perſönlicher Freiheit um ſo höher zu ſchätzen; allen ſeinen Handlungen liegt das Beſtreben zu Grunde, dieſelbe in voller Geltung aufrecht zu halten. Aber mit treuer Liebe und Verehrung hängt ſein Herz an dem angeſtammten Herrſcher; ſelbſt als er, der Reichsacht verfallen, auf Befehl deſſelben in ſeiner Burg belagert und bedrängt wird, trinkt er mit ſeinen Getreuen den letzten Tropfen Weines, der ihm noch geblieben war, auf das Wohl des Kaiſers und auf die Freiheit aus. Und wie mild, wie frei von aller Härte zeigt ſich

auf der andern Seite der durch seinen ungebeugten Muth dem Feinde furchtbare Mann gegen seine Untergebenen, welche sich ihm, dem Vorbild in jeder ritterlichen Tugend, in ausdauernder Treue verbunden haben! Und welches erhebende Bild ehelicher Eintracht und inniger Gattenliebe stellt sich uns in dem häuslichen Leben auf dem Schlosse Berlichingens dar! Hier, wo die vortreffliche Elisabeth, die sorgsame Hausfrau und treuergebene Gattin waltet, begegnen wir dem stillen Gemüthsleben und dem ruhigen Glück der Familie, wenn auch die Stürme eines aufgeregten und gefahrvollen Lebens die den häuslichen Frieden umschließenden Mauern umbrausen. Neben Elisabeth erblicken wir die edle Maria, eine ächt deutsche Jungfrau, welche der Grundzug weiblichen Wesens, die Liebe, ganz durchdringt, die auch da noch ungeschwächt erscheint, wo Undank und Treulosigkeit sie getäuscht und ihre schönsten Hoffnungen vernichtet haben.

Der kräftigen Männlichkeit des Götz und der reinen Weiblichkeit in Elisabeth und Maria ist eine Folie gegeben in Weislingen und Adelheid. Ersterer steht in doppeltem Gegensatz zu Götz; der Treue und Biederkeit setzt er Treulosigkeit und Falschheit, dem Geiste freien Ritterthums die Entartung desselben durch Unterwerfung unter fremde Macht entgegen. Er verläßt Maria, welcher er während seiner Gefangenschaft Treue geschworen hatte, und begeht einen doppelten Verrath, an Bruder und Schwester, indem er sich an dem Hofe des Bischofs von Bamberg durch Adelheid fesseln und seiner ritterlichen Selbständigkeit berauben läßt. Ebenso steht Adelheid von Walldorf im Gegensatz zu Maria und Elisabeth; sie kennt nicht die stille Flamme sich hingebender treuer Liebe, sondern nur das verzehrende Feuer unreiner und selbstsüchtig berechnender Leidenschaft. Um sie zu befriedigen, bebt sie nicht vor dem Schrecklichsten zurück; denn nicht genug, daß sie mit frevelnder Hand das geheiligte Band der Ehe, das sie an Weislingen knüpft, zerreißt; sie macht auch ihren Buhlen Franz zum Werkzeug des furchtbarsten Verbrechens, des Gattenmordes.

Wenn aber hier Ränke, Treuloſigkeit und Verbrechen zu ihrem eignen Verderben geſchäftig ſind, ſo muß doch auch der ritterliche Götz in ſeinen Beſtrebungen die Unzulänglichkeit des Einzelnen, auch wenn er vom beſten Willen beſeelt iſt, der gebieteriſchen Macht der Allgemeinheit gegenüber erfahren. Er vermochte den gewaltigen Geiſt der Zeit, welcher die Intereſſen des Mittelalters auflöſte, nicht mehr aufzuhalten und ging in dem Verſuche, dies zu vollführen, zu Grunde. Durch ſein energiſches Auftreten war er von vorn herein in Kampf mit den weltlichen und geiſtlichen Fürſten, ſowie mit den durch ihren Reichthum zu bedeutender Macht gelangten Städten gekommen; jene alten Feindſeligkeiten der Ritterſchaft gegen Geiſtlichkeit und Bürgerthum waren auch von ihm mit Kampfluſt aufgenommen worden. Ob aber auch in den Conflicten, in welche die ſich feindlich begegnenden Mächte geriethen, die ritterliche Kraft des Helden an der Spitze ſeiner treuen Kampfgenoſſen ſich herrlich bewährte, ſo vermochten doch ſelbſt die erfochtenen Siege ihn nicht mehr vor ſeinem Falle zu ſchützen; denn was hilft das redlichſte Bemühen des Einzelnen, wenn die ganze Corporation, welcher er angehört und deren urſprünglicher Geiſt noch in ihm lebt, dem ſichtbaren Verfalle entgegeneilt? Mit dem ſinkenden Sterne des Ritterthums mußte auch Götz von Berlichingen untergehen, und ſeine eigne Treuherzigkeit mußte dazu beitragen, ſeinen Fall zu beſchleunigen. Er hatte ſich in ſeinem guten Glauben an die Würde der menſchlichen Natur verleiten laſſen, die nöthige Vorſicht außer Acht zu laſſen; denn indem er Weislingen aus ſeiner Gefangenſchaft losgegeben hatte, obwohl er ihn ſchon früher als unzuverläſſig und als einen vom Ritterthume Abgefallenen kennen gelernt, hatte er ſich in ihm einen Feind erweckt, der im Bewußtſein ſeiner Schuld nach Art ſelbſtſüchtig feiger Naturen mit um ſo leidenſchaftlicherer Haſt den Mann zu verderben trachtete, welchen er doppelt durch Treuloſigkeit verletzt und als doppelt eifrigen Rächer zu fürchten hatte. Zwar hegte der Kaiſer wohlwollende Geſinnungen gegen Götz, da gleiche Sympathieen ihn bewegten,

er ſuchte ihn auch dann noch zu retten, als derſelbe durch die Nürnberger und Bamberger Händel in offene Feindſchaft gegen das Reich verwickelt wurde. Nach beſchworener Urfehde ſollte derſelbe auf ſeinem Schloſſe jedem Kampfe entſagen. Da verletzte Götz, im Glauben Gewaltthätigkeit und Unheil vorzubeugen, den durch den Kaiſer günſtig für ihn geſtellten Vertrag und wurde der Anführer der aufrühreriſchen Bauern, die plündernd und mordend das Land durchzogen. So rein auch ſeine Abſicht war, ſo viel Uebel er während ſeiner Hauptmannſchaft über die wilden Rotten wirklich verhütete, er lud den Schein der Empörung auf ſich; er wurde gefangen und in den Kerker geſetzt, in dem er ſein Leben beſchloß. Was er zu büßen hatte, büßte er hier aus; indem er an die Staatsgewalt anſtieß und ſie verletzte, fiel er ihr anheim; nur dieſe, und keine andere Schuld laſtete auf ihm.

Aber auch der verrätheriſche Weislingen entging ſeiner gerechten Strafe nicht; in dem Momente, wo er über ſeinen ihm in die Hände gegebenen Gegner triumphiren wollte, ſtürzte ihn die Treuloſigkeit ſeines Weibes in das Elend eines qualvollen Todes. Und ſo auch vollzieht ſich an Adelheid auf erſchütternde Weiſe die göttliche Gerechtigkeit; wie ſie durch lichtſcheues Verbrechen ihre Seele belaſtet hatte, ſo trifft ſie auch heimlich und unverſehens die Rache, welche, im Gegenſatz zu der offen ſtrafenden Gerechtigkeit des Staates im Verborgnen wachte, und den Frevel in furchtbar ſtiller Weiſe ſühnte. Die Vehme hält über ſie ihr Gericht, um ſie ſpurlos von der Erde wegzuſchaffen. Wir ahnen, daß nicht vergeblich die Worte geſprochen ſind, mit denen der Aelteſte am Schluſſe der geheimnißvollen Sitzung den Rächer beſchwört: „Faß' hier Strang und Schwert, ſie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt, nieder mit ihr in den Staub! Richter, die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut."

Den Schluß der dramatiſchen Dichtung bildet billig das Ende des Helden. Der Blick darf nach der abſchließenden Darſtellung des Schickſals der übrigen wichtigeren Perſonen nun ungeſtört auf der Gruppe ruhen, in welche die bewegte Welt des Drama's zuſammengeht; eine Gruppe, vortrefflich geeignet für den Pinſel des Malers, der ſterbende Götz in der Mitte, und um ihn die wenigen Treuen, welche ihm noch geblieben ſind. Wohl ergreift uns das tragiſche Schickſal des Helden, den wir im Genuſſe ſeiner Freiheit die noch rüſtige Manneskraft den ritterlichen Pflichten weihen ſahen, und deſſen Mark ſich allmählich verzehrt, wie das der Eiche, deren Wurzeln man untergraben hat; der bei ſeiner unwandelbaren Liebe zum Kaiſer der Reichsacht verfällt, und der, von Zigeunern gegen die ihn verfolgenden Reichstruppen vertheidigt, in die ſchmerzlichen Worte ausbricht: „O Kaiſer, Kaiſer, Räuber beſchützen deine Kinder"; der nur dem Rechte Schutz und Schirm geweſen, und wie ein Miſſethäter im Kerker liegt, der nur in der Freiheit leben mochte, und in enger Haft ſeine Tage beſchließen muß. Und doch iſt ſein Schickſal nicht ohne Troſt, ſein Ende nicht ohne Verſöhnung, die wie ein mildes Licht die Nacht erhellt, die über ihn hereingebrochen iſt. Als er noch einmal im Gärtchen des Wärters die laue Frühlingsluft koſtete, und ſich zum Sterben niederſetzte, war er umgeben von denen, welche ihm im Leben am nächſten geſtanden, von ſeinem Weibe, die wie im Glücke ſo auch im Unglücke redlich bei ihm ausgehalten, und in der Pflege ihres Gatten Troſt gefunden hatte, von ſeiner Schweſter Maria und ſeinem treuen Anhänger Lerſe. Er weiß ſeine Gattin in dem Schutze eines wackern Mannes, er ſieht Maria's Edelmuth durch die Verbindung mit dem mächtigen Sickingen belohnt, er vernimmt den Tod des Kaiſers, des letzten Repräſentanten des Ritterthums, und fühlt, daß mit deſſen Ableben auch für ihn die Zeit des Wirkens zu Ende ſei, und als er gehört, daß ſein theurer Georg einen rühmlichen Rittertod gefunden, erkennt er, daß auch die ritterliche Jugend vom Schauplatze abtreten muß. Da haucht er ſeine

Seele aus mit den bedeutungsvollen Worten: „Himmliſche Luft, Freiheit!“ in denen ſich das Vorgefühl der Seligkeit mit dem Bewußtſein verbindet, nun das Beſitzthum zu erreichen, für welches er auf Erden beharrlich geſtritten hatte. So ſcheidet er verſöhnt in ſich nach den Stunden der Leiden, und die Umſtehenden geben durch ihre Ausſprüche die zuverläſſige Bürgſchaft, daß auch in kommenden Zeiten das Gedächtniß ſeines Namens in Ehren gehalten werde.

Mit dem ruhigen Hinſcheiden des lebensmüden Helden ſteht in erſchütterndem Contraſte das Ende Adelheid's von Walldorf, die unverſöhnt, in der Blüthe ihrer Sünde dahin gerafft wird, und die Sterbeſcene Weislingen's, der ſchwere Schuld auf ſich geladen hatte, aber im Tode ſich zum Beſſeren wendet. Wie ein ſchützender Engel erſcheint ihm Maria, als er von den furchtbaren Qualen des nahenden Todes und den ſchrecklicheren des nagenden Gewiſſens gefoltert wird; noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ſiegt die Macht des Guten in ihm, und indem er das Todesurtheil Götzens zerreißt, entlaſtet er ſterbend ſeine Seele von einer größeren Schuld, die er begehen wollte. Nachdem er hier für ſeinen Frevel gelitten, iſt ſeine Buße zu Ende; er hat Verzeihung gefunden bei Maria, welche er durch ſeine Treuloſigkeit am tiefſten verwundet hatte, und wie ſollte die göttliche allerbarmende Gnade ihm nicht vergeben, wenn ſelbſt die verrathene Liebe, in Selbſtverläugnung die Thränen des zugefügten Kummers vergeſſend, für ihn die Fürbitte zum Himmel ſendet: „Erbarmer, erbarme dich ſeiner! Nur Einen Blick der Liebe in ſein Herz, daß es ſich zum Troſte öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe.“

6.

Werther's Leiden.

So vielbeschäftigt und so aufgelegt zu poetischen Productionen wir den Dichter in Frankfurt verlassen haben, so war doch die Wunde, welche ihm die hoffnungslose Liebe zu Charlotte Buff geschlagen hatte, noch nicht vernarbt. Wohl mochten die belebenden Eindrücke heiterer Geselligkeit während seines Besuches zu Coblenz und der erhebende Genuß einer herrlichen Natur, den er auf seiner Rückreise nach Frankfurt empfand, und die in anhaltender Thätigkeit gefundene Zerstreuung in der Heimath ihm Linderung gebracht haben; aber die Schmerzen sollten von Neuem und um so heftiger wiederkehren, je näher Kestner's und Lottens Hochzeittag heranrückte. In diesen trüben Stunden ließ er sein bedrängtes Innere in Briefen, die an den Bräutigam gerichtet, aber der Braut gewidmet waren, ausströmen. Der tiefste Liebesschmerz, die hoffnungsloseste Resignation spricht nach dem Berichte eines Kundigen aus diesen Ergüssen, und einmal bricht in einem Schreiben, das halb Brief, halb Selbstgespräch ist, die Gluth der Schmerzen in die orientalisch-erhabenen Schriftworte aus: Ich wandle in der Wüste, da kein Wasser ist; mein Haar ist mein Schatten, mein Blut ist mein Brunnen. In diesem neu-

erwachten Seelenleiden, welches durch die Stimmung der sentimentalen englischen Romane und besonders der Ossian'schen Gesänge und der Nachtgedanken Young's, deren Melancholie er begierig in sein Gemüth einsog, noch genährt wurde, erfährt Göthe plötzlich im October 1772 die Nachricht von dem Selbstmorde des jungen Jerusalem und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich durch Kestner die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs. Daß man auch von einer Leidenschaft sprach, welche der Unglückliche zu der Gattin eines Freundes genährt hatte, und daß derselbe für sein Vorhaben die Pistolen durch ein in den Roman eingeschaltetes Billet: „Wollen Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!" von Kestner sich verschafft hatte, diese Zufälligkeiten wurden höchst wirksame Motive für den Dichter, das Leiden seines eignen Herzens mit dem Schicksal des jungen Jerusalem in der Dichtung zu verweben. Wenn aber auch nach Göthe's eigner Angabe schon in dem Augenblick, als er den Kestner'schen Bericht über den Tod Jerusalem's in sich aufgenommen hatte, der Plan zu Werther gefunden sein mochte, so liegt doch zwischen diesem Momente und der Abfassung der Dichtung noch ein Zeitraum von mehr als einem Jahre. Während dieser Zeit war zwar des Dichters Geist durch mannichfache Thätigkeit auf andere Interessen gerichtet, jedoch hielt sein nahes Verhältniß zu Maximiliane von La Roche, welche seit Kurzem nach Frankfurt an Brentano verheirathet war, und als die auf das Haus beschränkte Frau eines Kaufmanns des gewohnten geistigen Umgangs entbehrend, sich in ihren Verhältnissen nicht sehr glücklich fühlte, die schmerzhafte Seelenstimmung in demselben lebendig, welche sich bei Verheirathung Lottens seiner bemächtigt hatte. Erst im Februar 1774, aber in der kurzen Frist von vier Wochen, während deren er sich jeden Besuch der Freunde verbat, schrieb Göthe die im Geiste völlig gereifte Dichtung „Die Leiden des jungen Werther" nieder. Er befreite durch sie seine Seele von einem lastenden Druck, denn indem er ihr alle Gluth selbsterlebter

Empfindungen einhauchte, und das stürmische Element der Leidenschaft, welches während dieser Jahre sein Gemüth erfaßt hatte, in sie hinübertrug, „fühlte er sich nach Abfassung des Werkes wie nach einer Generalbeichte wieder frei und froh und zu einem neuen Leben berechtigt."

In den ersten Theil der Leiden des jungen Werther hat Göthe außerordentlich viele Zustände, Erlebnisse, Stimmungen und Empfindungen aus seinem Wetzlarer Aufenthalte eingeflochten, ja man kann sagen, die ganze „Idylle," welche er in dieser Stadt verlebte, findet in demselben ihre Darstellung. Der Schauplatz der Dichtung ist nicht zu verkennen. Die enge und winkelige Stadt in der lieblichen Gegend, das weite Thal, vom sanften Flusse durchzogen, vor dem Thore der Stadt der Wilbacher Brunnen, unter dessen Linden auf dem kleinen Mauerauffatze sitzend Werther so gerne verweilte und der Zeit gedachte, wo Patriarchen an den Brunnen kamen, um Wasser zu schöpfen, die alte Gießener Warte mit der herrlichen Aussicht und das Forsthaus auf dem Stoppelberg, wo der für ihn so bedeutungsvolle Ball stattfand, das Dorf Garbenheim, im Romane Wahlheim genannt, das sich an den Hügel lehnt, und in ihm der Platz vor der Kirche, wo er ungestört seinen Homer zu lesen pflegte, nur daß die Linden, welche der Dichter erwähnt, nun beide abgestorben sind. Aber neben diesen genau sich an die Wirklichkeit anschließenden Schilderungen finden wir auch manche Abänderungen, welche Göthe der dichterischen Wirkung zulieb getroffen hat. So verlegt derselbe, um den poetischen Reiz der Besuche Werther's bei Lotten zu erhöhen, die Wohnung des Amtmanns auf ein anderthalb Stunden von der Stadt gelegenes Jägerhaus, während dieser innerhalb derselben in einem Nebenbau des deutschen Hauses wohnte, so wie er auch darin von der Wirklichkeit abweicht, daß er Albert, mit welchem Namen Kestner im Romane bezeichnet ist, zu Anfange der Begebenheit abwesend sein läßt, während der neue Freund unsern Dichter in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters selber eingeführt hatte, offenbar um

durch diese Abweichung von der Wirklichkeit einen wirksamen Knotenpunkt für die Handlung zu gewinnen. Das erste Buch schließt mit der freiwilligen Entfernung Werther's, ganz der Wirklichkeit gemäß; im zweiten Buche hingegen sind die Nachrichten, welche Göthe über den Tod Jerusalem's und dessen Beweggründe zu demselben erhalten hatte, mit zu Grunde gelegt, so daß einzelne Stellen des Kestner'schen Berichtes geradezu in den Roman übergegangen sind. Dagegen ist die Schilderung der inneren Zustände Werther's der getreue Abdruck des Seelenleidens, das den Dichter ergriff, als er die herannahende Vermählung Lottens mit Kestner erfuhr und später Beide verheirathet wußte; auch hier ist ein Brief Göthe's an Kestner, in welchem er um den zweiten Platz in Lottens Herz bittet, wortgetreu dem Romane einverleibt.

In den Charakter Werther's ist alle jene Weichheit des Gemüthes niedergelegt, welche zur Zeit der Sturm- und Drangperiode dicht neben dem Kraftgenialen bei unseren jungen Dichtern lag, jene aus gebildeter Empfindsamkeit geborne Empfindung, welche wir Göthe als den Quell ächter Dichtung haben preisen hören, und welche durch Klopstock's Einfluß und die Lectüre Ossian's zu der sentimentalsten Gefühlsschwärmerei sich gesteigert hatte. Schon in den ersten Briefen erscheint der Held der Dichtung als ein durchaus weicher, empfindsamer Jüngling, welcher in der Natur und ihrer sinnig-religiösen Betrachtung die höchste Befriedigung des Gemüthes findet, nachdem er an dem conventionellen Leben, sowie an dem ernsten Studium einer frühern Zeit sich gesättigt hat. Die Einsamkeit ist seinem Herzen köstlicher Balsam in der paradiesischen Gegend, und die Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle sein oft schauderndes Herz. Eine wunderbare Heiterkeit hat seine ganze Seele eingenommen, gleich dem süßen Frühlingsmorgen, den er mit ganzem Herzen genießt. Er ist so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, wenn das liebe Thal um ihn dampft und nur einzelne Strahlen der Sonne sich in das innere Heiligthum des Waldes stehlen, wo er in hohem Grase am rauschenden

Bache liegt, und im Anſchauen der mannichfaltigen Gräschen und der kleinen Welt zwiſchen den Halmen die Gegenwart des Allmächtigen fühlt, der uns nach ſeinem Bilde erſchuf, und das Weſen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne trägt und erhält. Bei dieſem Sichverſenken in die Natur, bei dieſer Flucht in die Einſamkeit aus den beengenden Kreiſen der Geſellſchaft hat Werther ein offnes und warmes Herz für die Menſchheit, wo ſie in ihrer Einfalt und ungeſchminkten Natürlichkeit ſich zeigt. Die geringen Leute des Ortes ſind ſchon gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts dem leutſeligen Jünglinge zugethan, welcher es nicht verſchmäht, dem Dienſtmädchen am Brunnen das Gefäß auf den Kopf heben zu helfen, und der jungen Bauersfrau in Wahlheim theilnehmend zuhört, wenn ſie in vertraulicher Redſeligkeit von ihren Hoffnungen auf eine kleine Erbſchaft ſpricht. Vor allem aber iſt es die Kinderwelt, zu deren unſchuldsvollen Frieden ſein Herz ihn zieht. In Wahlheim ſind die Kinder der Nachbarsfrau ganz an ihn gewöhnt; ſie bekommen Zucker, wenn er Kaffe trinkt, und theilen das Butterbrot und die ſaure Milch mit ihm des Abends, und Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie. Auch die Geſchwiſter Lottens hängen mit ganzer Seele an dem Jüngling, der mit den Kleinen in kindliche Spiele ſich einläßt, und „ein großes Geſchrei“ mit ihnen erregt. Wenn er daher den Kindern, von denen er ſagt, daß ſie ſeinem Herzen am nächſten auf der Erde ſind, zuſieht und in ihnen die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſieht, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden, wenn er Alles in ihnen ſo unverdorben, ſo ganz erblickt, dann muß er immer wieder die goldenen Worte des Lehrers der Menſchheit wiederholen: „Wenn ihr nicht werdet, wie eines von dieſen.“

In dieſem Naturgenuß und in dem Verkehre mit der ſchlichten Einfalt der Landbewohner und der reinen Unſchuld der Kinderwelt ſind Werther nicht nur alle beſchränkenden Geſetze und Regeln der Convenienz zuwider, ſondern er flieht auch die Beſchäftigung mit Wiſſenſchaft und Kunſt; er will in dem Ueber-

drange des Gefühles nicht mehr durch Bücher geleitet, ermuntert, angefeuert sein; „braust dieses Herz doch genug aus sich selbst"; er braucht Wiegengesang und den hat er in seiner Fülle gefunden in seinem Homer. „Wie oft," ruft er, „lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehen, als dieses Herz!" Indem er jedoch dieser Weichheit des Gefühls nicht die männliche Willenskraft entgegensetzt, und sein volles, glühendes Herz keine Schranke in seinem schwelgerischen Genießen kennt, erwächst jede Leidenschaft, welche sich in ihm regt, zu einer Macht, der er nicht mehr widerstehen kann; er vermag seinen Wünschen nichts zu versagen, es drängt ihn unablässig, bis er sie erfüllt sieht oder die Vereitlung derselben ihm bittere Schmerzen erweckt. „Ich halte," schreibt er, „mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille ist ihm gestattet." Daher liegt der Umschlag zu düsterer Melancholie für ihn sehr nahe, sobald einmal dieser krankhaften Weichheit des Gemüthes die gebieterischen Forderungen einer strengen Wirklichkeit entgegentreten sollten. Schon durch die Lust, welche der Jüngling in dem Genusse der Frühlingspracht empfindet, zieht sich ahnungsvoll ein trüber Ton der Schwermuth hindurch, welcher besonders in der Trauer um eine dahingeschiedene, geliebte Freundin — eine Anticipation des Todes der leidenden Fräulein von Klettenberg — seinen Ausdruck findet. Ja, der Gedanke an die Möglichkeit eines Selbstmords, der im dunklen Grunde seiner Seele schlummert, kündigt sich schon in den Worten an, wenn er von der Beschränktheit des Menschen redet, „und dann, so eingeschränkt er ist, hält er im Herzen doch immer das süße Gefühl der Freiheit und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will."

In dieses empfindsame Herz, welches voll Mitgefühl für Natur und Menschheit in schwelgerischem Genießen hinlebt, aber den Keim zu einer düstern Schwermuth in sich trägt, fällt plötzlich der Funke einer leidenschaftlichen Liebe, der schnell zu verzehrender Flamme emporschlägt. Schon bei dem ersten Begegnen

nahm die schöne Amtmannstochter, welche zu einem Tanzvergnügen abzuholen Werther mit einer Freundin gekommen war, alle seine Sinne gefangen, als sie, schon zur Abfahrt gerüstet, in dem einfachen weißen Kleide mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust, den Geschwistern eine zweite Mutter, dastand, den Kleinen ringsumher Jedem ein Stück Brod abschnitt und den Harrenden mit freundlicher Liebe darreichte. „So viel Einfalt," sagt er von ihr, „bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit." Durch diese Eigenschaften ist sie ihm einestheils innig verwandt, aber sie besitzt auch das, was ihm selber zu einem gesunden und harmonisch ausgebildeten Charakter fehlt. Wohl weiß er sie als die Verlobte eines braven Mannes, aber es kümmert ihn nicht; seit dem Balle, wo nach einem heftigen Gewitter, als der herrliche Regen auf das Land säuselte und die erquickendsten Wohlgerüche in aller Fülle in die warme Luft aufstiegen, der Ausdruck ihres tiefen Gefühls ihn zu den wonnevollsten Thränen gerührt hatte, können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben; er weiß weder daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um ihn her. Er lebt so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart; mit ihm mag werden, was will, er darf nicht sagen, daß er die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. So schwillt die Leidenschaft zu Lotten immer höher in seinem Busen empor; das Wesen der Geliebten füllt seine ganze Seele aus, für sie denkt, in ihr lebt und fühlt er. Wohl glaubt er in ihren Augen Theilnahme an ihm und seinem Schicksale zu lesen, und doch, wenn sie von ihrem Bräutigam mit solcher Wärme und Liebe spricht, da ist es ihm wie Einem, der aller seiner Ehren entsetzt und dem der Degen genommen wird. So ist der Glücklich-Unglückliche in ihre Nähe gebannt; hier nur schweigt alle Begierde; Irrung und Finsterniß, die allmählich seine Seele verdüstern, zerstreuen sich, wenn er ihrem einfachen Gesange lauschen kann.

Da naht der für ihn verhängnißvolle Zeitpunkt heran, wo

Albert von seiner Reise zurückkehren soll. Nach dessen Ankunft faßt er den Entschluß zu gehen, aber derselbe wird noch nicht so rasch zur That; wie in einem magischen Kreise wird der Liebende in der Nähe der Geliebten und in seinem unerträglichen Zustande festgehalten. Die Leidenschaft verzehrt ihn mit ihrer Gluth, er hat kein Gebet mehr, wie für Lotten, seiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, Alles in der Welt sieht er nur im Verhältniß zu ihr; eine thatlose Erschlaffung hat sich seiner bemächtigt, und der wilde Schmerz, der ihn durchwühlt, bricht einmal am Ende eines Briefes in die Worte aus: „die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Ich sehe dieses Elendes kein Ende, als das Grab.“ Endlich gewinnt er, durch seinen Freund Wilhelm in seinem Entschluß zur Flucht bestärkt, es über sich, dieser quälenden Verzweiflung sich zu entziehen. Noch einmal genießt er das Glück der Nähe der Geliebten während jener Abendstunden im Garten, deren hochsentimentale Stimmung in dem Schlußbriefe des ersten Theiles der Dichtung geschildert ist. Indem er seine wahre Absicht unter doppelsinnigen Worten verhüllt, scheidet er von den nichts ahnenden Freunden. Erst nach ihrer Entfernung bricht der heftigste Schmerz aus ihm hervor: „Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf und lief auf die Terrasse hervor, und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus und es verschwand.“

Als Werther der ihm so schmerzlichen Nähe der Geliebten entflohen war, hofft er noch immer, daß er, entfernt von ihr, vor der ihn durchwühlenden Verzweiflung Ruhe finden werde, wenn er auch ahnt, daß er noch schwere Prüfungen zu bestehen habe. Er sucht Arbeit und Zerstreuung, aber bald empfindet er seine neue Stellung als ein Joch, und in den geselligen Verhältnissen seines Wohnortes, dessen Schilderung abermals Wetzlarer Zustände

zu Grunde gelegt sind, in dem glänzenden Elende erfaßt ihn die Langeweile „unter den garstigen Leuten.“ Er muß zur Erleichterung seines Herzens an Lotten schreiben, und als zweiter Brief an sie und Albert folgt jener den Kestner'schen Briefen wörtlich entnommene, der nach der Vermählung des Brautpaares geschrieben worden ist: „Nun seid Ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun, so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei Euch, bin, Dir unbeschadet, in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten.“ Doch bald nimmt er Abschied aus seiner neuen Stellung; ein ihn demüthigender Vorfall, dem ein Begegniß Jerusalems im Hause des Präsidenten Grafen von Bassenheim zu Grunde liegt, treibt ihn, den Ort zu verlassen, wo es ihm ohnehin niemals wohl gewesen war. Er faßt nun momentan den Entschluß, in den Krieg zu ziehen; er begibt sich dann in die Dienste eines Fürsten, welchen er kennen und schätzen gelernt hatte; aber auch hier hält es ihn nicht, unwiderstehlich zieht es ihn nach dem Wohnorte Lottens hin, und er ruht nicht eher, bis er sie wieder von Angesicht zu Angesicht sieht und den Taumeltrank bittersüßer Schmerzen in vollen Zügen schlürft. Das unablässige Grübeln und Brüten, die Sophistik der Selbstsucht, der aufkeimende Wunsch, wie wenn Albert stürbe, zeigen, wie seine Seele sich immer mehr verdüstert. Die Natur, welche ihm früher Alles war, hat keinen Reiz mehr für ihn; der lebensfrische Homer wird von dem schwermuthsvollen Ossian verdrängt. Es ist ihm wohl, im Geiste mit ihm zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt, zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halbverwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des um ihren gefallenen Geliebten zu Tode sich jammernden Mädchens. Das Leben wird ihm eine unerträgliche Bürde, mit dem Gedanken, freiwillig aus ihm zu scheiden, wird er immer vertrauter. Zwar wendet er sich in seinem Elende zu Gott, aber

ſtatt Troſt und Kraft zur Ergebung in ſein Schickſal zu erflehen, miſcht er die Worte in das Gebet: „Vater, den ich nicht kenne, Vater, der ſonſt meine ganze Seele füllte und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat, rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten.“ Die Leidenſchaft ſeiner Liebe ſteigert ſich faſt zum Wahnſinn, die Geſtalt ſeiner Geliebten verfolgt ihn überall hin, ihre ſchwarzen Augen ruhen da, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, wie ein Abgrund vor ihm, in ihm, füllen die Sinne ſeiner Stirn. Der milde, beſonnene und eindringliche Zuſpruch Lottens: „Sein Sie ein Mann und wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpfe, das nichts thun kann, als Sie bedauern“, konnte ihn nicht mehr heilen. Sein Entſchluß, die Welt zu verlaſſen und ſeinen Qualen zu entrinnen, gewinnt in ſeiner Seele ſiegende Kraft; in einem Briefe, den man nach ſeinem Tode auf ſeinem Schreibtiſche fand, ſchreibt er an Lotte: „Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben!“ Nun folgt in der Schilderung ſeiner Leiden der letzte verhängnißvolle Abend, welchen er bei Lotten zubrachte, an welchem er ihr jene klagenden Geſänge Oſſian's vorlas, und Beide von dem ſchmerzlichſten Gefühle übermannt wurden bei den ahnungsvollen Worten: „Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen und mich nicht finden.“ Noch einmal genießt er in kurzen Augenblicken die höchſte Seligkeit, als er in ſtürmiſcher Erregtheit die Geliebte umarmte und ihre Lippen mit leidenſchaftlichen Küſſen bedeckte; ſich ermannend, entzieht ſich dieſe dem Raſenden; er ruft ihr das letzte Lebewohl zu und in dunkler Stunde der Nacht

zerreißt die Kugel das Leben, das so viel Wonne und so viele Qualen in sich gefaßt hatte.

Mit dieser tragischen Katastrophe endigt der einfache Entwickelungsgang der Dichtung, welche in ihren Schilderungen eine solche Naturwahrheit an sich trägt, daß man behaupten darf, in keinem Werke ruhe die Poesie so fest auf dem Grunde lebenvoller Wirklichkeit als hier. Ueberall begegnen wir der reinsten psychologischen Wahrheit; auch der kleinste, scheinbar geringfügigste Umstand muß mitwirken, die Handlung der Dichtung zu bestimmen. Selbst die Natur in ihrem Wechsel greift ein und begleitet die Veränderung der Seelenzustände und den Verlauf des aus ihnen hervorwachsenden Kampfes und der ihnen folgenden That. Im blüthenreichen Lenze ist auch ein wonnevoller Frühling in Werther's Gemüth eingezogen, das Glück der Liebe reift im Sommer und welkt im Herbste hin, bis diese in den düsteren Tagen des Winters zugleich mit dem, der sie im Herzen trug, zu Grabe geht. Das bewegte Innere des Helden aber in allen Nüancen zu entfalten und die allmähliche Verdüsterung seines klaren und heiteren Gemüthes bis zu dem qualvollen Zustande wilder Verzweiflung darzustellen, in welchem der Entschluß, das Leben freiwillig zu verlassen, zu fürchterlicher Wahrheit wird, konnte keine Form glücklicher gewählt werden, als die Briefform, in welche der Roman gekleidet ist, und die nur da unterbrochen wird, wo die Handlung rascher zum Ziele treibt und der Dichter zugleich als Berichterstatter ihres Fortgangs mit einer gegen das Ende höchst wirkungsreichen Kürze der Darstellung auftritt. Und wie fesselnd und hinreißend, wie frisch und lebenvoll ist die Sprache, wie ergreift sie, aus dem innersten Dichtergemüth geflossen, mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen! Wie durch einen Krystall schaut man durch sie in die Tiefe der Seele und gewahrt das verborgene Sehnen und Streben, den Freude und Leid bringenden Drang des Menschenherzens, die stürmische Leidenschaft und ihr verzehrendes Feuer. „Ein jedes Wort," sagt Rosenkranz, „ist frisch, wie ein funkelnder Thautropfen." Als

Göthe in dem Götz die derbe Kraft der Volkssprache zuerst in unsre Dichtung einführte und in sie den Inhalt eines überströmenden jugendlichen Freiheitsdranges einkleidete, erregte und entflammte er die Geister mit noch nicht geahnter Macht; noch tiefer erschütterte er die Gemüther, als er im Werther die weiche und warme Sprache des Herzens anschlug, und in ihr das ungekünstelte, reine Gefühl in wunderbarer Wahrheit aussprach. Ein solcher Stoff in solche Form gekleidet mußte, in das Leben geworfen, die ungeheuerste Wirkung ausüben. Man darf behaupten, daß keine Dichtung bei ihrem Erscheinen so tief in die Herzen gegriffen, keine so sehr den Quell der Thränen geöffnet habe, als Werther's Leiden. Zwar war auch hier die erste Wirkung, wie bei dem Götz, oft mehr eine stoffartige als eine ästhetische; wie der blaue Wertherfrack, die ledergelbe Weste und Beinkleider eine Modesache wurden, so zog ein Wertherfieber durch alle Länder Europa's. Wenn aber sogar, durch das Büchlein veranlaßt, der Selbstmord unglücklich Liebender sich öfters wiederholte, so trifft doch die Schuld dieser Wirkung nicht den dichterischen Genius, der nicht didaktische Zwecke für Schwache und Kranke verfolgt, sondern in der Schilderung dessen, was ihn und seine Zeit bewegt, seinen wahren Beruf findet. Auch beweist Jerusalem's Selbstmord, daß schon vorher jene moralische Epidemie vorhanden gewesen ist; wie für Göthe selbst die Dichtung eine befreiende That war, so sind Werther's Leiden nicht die Ursache der Krankheit, sondern schon die Heilung derselben. Zwar hatte Göthe bald nach dem Erscheinen des Werkes manchen Angriff von Seiten der Moralisten und der Vertreter einer hausbackenen Poesie zu erfahren, der Rigorismus bekämpfte ihn, die Satyre schärfte ihre Waffen gegen ihn; aber die Angriffe waren bald verschollen und sein Ruhm war durch sie nicht geschmälert worden. Eine Fluth von Nachahmungen bezeugte vielmehr, wie tief das Werk, nach dessen Erscheinen der Dichter nach Heinse's Worten in seiner höchsten Größe an der äußersten Grenze seiner Jünglingschaft dastand, in das Herz der Nation eingegriffen hatte. Wenn wir aber zu unserer Zeit, welche eine

andere ist, als jene durch die Lectüre Ossian's und durch den Einfluß Klopstock's sentimental gewordene Epoche, auch einen anderen Maßstab an den Helden der Dichtung legen, wenn wir ihn mehr bemitleiden müssen, als bewundern dürfen, so thut diese veränderte Anschauung doch der Schätzung des dichterischen Werthes des Romans keinen Eintrag; wir genießen vielmehr, befreit von allem Stoffartigen, um so reiner und voller seinen poetischen Gehalt.

Und so verlassen wir das Büchlein, das bei seinem Erscheinen die Welt durchflog, an dem sich nicht allein die Deutschen, sondern alle Nationen Europa's entzündeten, das selbst bis in das ferne Asien seinen Weg fand, dem nicht blos friedliche Zeiten günstig waren, dessen Wirkung auch der Krieg nicht zurückzudrängen vermochte. Hat doch der Eroberer Napoleon sogar an den Pyramiden dasselbe zu wiederholten Malen gelesen. Noch bis in unser Jahrhundert war die Theilnahme an dem unglücklichen Helden desselben so lebendig, daß nicht allein Deutsche, sondern auch Ausländer bewegten Herzens sein Grab aufsuchten und Erde von demselben als kostbare Reliquie in ihre Heimath trugen. Und wie wir heute noch die Dichtung als ein unschätzbares Vermächtniß unseres Göthe bewundern, so wird sie bewundert werden, so lange noch in Menschenherzen der Sinn für reine und wahre Empfindung lebt.

7.

Humoristische Dichtungen; Clavigo; Titanismus.

Seitdem der Götz seinen ersten Flug in die Welt gethan hatte, war Göthe's Namen in ganz Deutschland gefeiert; der Werther trug bald seinen Ruhm auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus; schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre hatte sich der Dichter den unverwelklichen Lorbeerkranz errungen. Denn wenn auch die Nachwelt von Göthe nichts als diese beiden Werke besäße, würde sie ihm einen Platz unter den einflußreichsten Dichtern unserer Nation anweisen müssen. Mit ihnen schon hatte derselbe auf längere Zeit unserer Literatur Gestalt und Richtung gegeben. Durch den Götz waren die Fesseln einer langdauernden Fremdherrschaft gebrochen worden, und der deutsche Geist trat wieder in freier Selbständigkeit und ursprünglicher Kraft hervor; durch Werther's Leiden waren die beengenden Schranken einer gemüthlosen Convenienz beseitigt und die Sprache der wahren Empfindung in ihr Recht eingesetzt worden; es waren zwei entscheidende Siege, welche durch beide Werke die deutsche Literatur erfochten hatte. Während aber die im Götz zur Freiheit wiedergeborene Poesie zu Nachahmungen anregte, welche das Starkgeistige oft bis zum Schrankenlosen und Excentrischen steigerten, oder

dieſe Dichtung in ihrem Außenwerk Vorbild wurde für eine Maſſe unbedeutender Ritterſchauſpiele, und während der Werther eine zahlloſe Menge bald vergeſſener, thränenweicher Romane hervorrief, ſchlug der Genius Göthe's, nachdem er den Geiſt der Zeit in beiden Dichtungen wahr und naturgemäß ausgeſprochen hatte, neue Bahnen ein, wenn auch noch einige Nachklänge an das Streben der eben verlaſſenen Richtung erinnerten. Doch iſt die nun folgende Lebensepoche unſeres Dichters eine Epoche des Sichbildens und der Umgeſtaltung ſeiner Weltanſchauung, in welcher ſein Geiſt, durch höchſt anregenden Umgang und durch ernſtes Studium von den bedeutſamſten Intereſſen erfaßt, in der Gährung und dem allmählich erſt erfolgenden Niederſchlage der durcheinander wogenden Elemente nicht ſogleich ſich zuſammenfaſſen und in größere, zu Ende geführte Productionen den Inhalt ſeines tief aufgeregten Inneren niederlegen konnte. Zwar war ſeine ſchöpferiſche Kraft keineswegs erlahmt, aber ſie war unſtät und vertheilte ſich auf die verſchiedenſten Gebiete. Auch trug die veränderte Stellung, welche Göthe ſeit dem Erſcheinen ſeiner Erſtlingswerke in der Geſellſchaft einnahm, nicht wenig dazu bei, daß manche Gedichte dieſer Epoche Fragmente blieben. Denn der eben ſo unvermuthet als glänzend hervorgetretene junge Autor hatte einen höchſt bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerſtreuenden Zudrang zu erfahren. Er war aus der Einſamkeit und Stille ſeiner dichteriſchen Werkſtätte plötzlich in den Lärm des Tages gezogen worden, wo er ſich in Andern verlor, wo Lob und Tadel, Theilnahme und Kälte ihn beirrten und unſicher machten. Andererſeits gab dies Heraustreten in die Oeffentlichkeit auch ſeinem jugendlichen Schöpferdrang Veranlaſſung, ſich auf einem neuen Gebiete der Poeſie zu verſuchen. Denn indem der Dichter nunmehr in die Intereſſen der literariſchen Welt gezogen war, empfand er bei geſteigertem Selbſtgefühl auch größere Neigung, mit heiterem, oft keckem und derben Humor den herrſchenden Zeittendenzen entgegenzutreten, welche ſeine Laune reizten, und deren Vertreter ihm durch ihre

Persönlichkeit Stoff zur Satyre in die Hand gaben. Schon vor dem Erscheinen des Werther schrieb Göthe eine Reihe von Dichtungen dramatischer Form, welche alle diesen polemisch-humoristischen Ton anschlagen. So geht der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Bahrdt, 1774“ gegen den Professor Bahrdt in Gießen, einen Repräsentanten der seichten Aufklärerei, welche zu damaliger Zeit sich geltend machte, und welche Göthe auch anderwärts, in den Recensionen, die er für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ geschrieben, schon bekämpft hatte. So entschieden er sich zu dem Losungsworte des Jahrhunderts, der Toleranz, bekannte, so war ihm doch diese Anmaßung der „erleuchteten Reformatoren, welche in ihren menschenfreundlichen Bemühungen auf einmal die Welt vom Ueberreste des Sauerteigs säubern und ihrem Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollten“, und die die ursprünglich kräftige Sprache der Bibel, welche letztere ihm ein Gegenstand der größten Ehrfurcht war, durch schales Modernisiren verwässerten, in seiner tiefsten Seele zuwider. Auch in den erst nach des Dichters Tode veröffentlichten Fragmenten zu dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ begegnen wir einem scharfen Ausfalle gegen die Bibelverächter. In diesem Stücke, das uns das Leben unter dem Bilde des Marktes zeigt, auf welchem die verschiedensten Charaktere und Sinnesarten in dem buntesten Gewirre sich darstellen, durfte auch diese Zunft der Aufklärer nicht fehlen:

Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's thut das große Pöbelheer;
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch.

In dem „Satyros oder dem vergötterten Waldteufel“ ist einer von den Anhängern der Rousseau'schen Theorie des Naturzustandes, vielleicht der derbcynische Basedow, der Reformator in der Pädagogik, gezeichnet, welcher auch zu jenen extremen Auf-

klärern gehörte, die überall mit ihrer neuen Weisheit, dem Evangelium der Natur, bei der Hand waren, und beim großen Haufen durch ihre Keckheit imponirten und die Schwachen bethörten. In dieser Farce genießt der neue Apostel alle Ehren, er wird von den Leichtgläubigen vergöttert, bis seine bestialische Natur hervorbricht und diesen die Augen öffnet. Aber auch der Gegensatz zu dieser nüchternen Aufklärerei, jene süßliche Empfindsamkeit, welche zu damaliger Zeit gleichfalls ihre Apostel fand, blieb von den Angriffen des jungen Dichters nicht verschont. So wird in dem „Fastnachtsspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten", Leuchsenring, den Göthe, wie wir wissen, in Ehrenbreitstein kennen gelernt hatte, gegeißelt. Er erscheint in dem Stücke als einer jener Empfindler von Profession, die sich überall einnistelten und durch ihre Sentimentalität besonders die Gunst der Frauen zu erwerben suchten, die stets vermittelnd auftreten und die Menschen wie „Maienlämmlein" zusammenführen wollten, oft aber in den Familien und freundschaftlichen Verbindungen durch ihre Zudringlichkeit und Unredlichkeit Unfriede stifteten. Allen Figuren dieses Fastnachtsspiels liegen Personen der näheren Bekanntschaft Göthe's zu Grunde, so dem Würzkrämer Merck, dem Dragonerhauptmann Balandrino Herder und Leonoren dessen Braut. Am persönlichsten wurde Göthe in dieser humoristischen Polemik in der Farce „Götter, Helden und Wieland", welche freilich auch nicht für den Druck bestimmt war. Wenn schon die kühle Aufnahme, die der Götz in Wieland's Merkur gefunden hatte, während die Mittelmäßigkeit in dieser Zeitschrift oft protegirt wurde, Göthe nicht angenehm berührt haben mochte, so erweckte auch die Halbheit, mit welcher Wieland in seinen eignen Dichtungen den Gegensatz der Tugend und des Lasters behandelte, und besonders die moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der alten Fabelwelt in der „Alceſt" den Unwillen des jungen Dichters, so daß ihn, nachdem er diese Beschwerden mit seinen Freunden in ihrer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen hatte, die gewöhnliche Wuth alles zu dramatisiren

eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und er bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück in Einer Sitzung niederschrieb. Die Freunde nahmen dasselbe mit Jubel auf, und auch Lenz, dem das Manuscript nach Straßburg geschickt wurde, schien davon entzückt und drang auf den Druck desselben. Er hatte, wie Göthe später bei seinem Besuche in Sesenheim von Friederike erfuhr, voll Neid gegen den zu Ehren und Ruhm gelangten Dichter mit der Veröffentlichung des Stückes demselben einen Judasdienst erweisen und ihn beim Publikum in üblen Ruf bringen wollen. Aber es gelang ihm so wenig, daß selbst der Angegriffene seine Gereiztheit bald vergaß und sich mit Göthe vollständig aussöhnte.

Alle diese satyrischen Stücke überbietet jedoch, was Derbheit sowohl des Inhalts als auch des Ausdrucks anlangt, „Hanswurst's Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama", von welchem nur einzelne Fragmente gedruckt sind. Mit ihm schließt sich auch die Reihe der humoristisch-polemischen Dichtungen dieser Periode ab, in denen Göthe's sarkastische Stimmung den Zuständen des Tages gegenüber sich abspiegelt.

Wenn diese dramatischen Stücke uns von der Elastizität Zeugniß geben, mit welcher der Dichtergeist damals gegen die Eindrücke von Allem, was sein Interesse in Anspruch nahm, durch poetische Thätigkeit sich wieder in's Gleichgewicht setzte, so beweist uns das Entstehen des „Clavigo" im Frühjahre 1774, wie allzeit zum Schaffen bereit auch dann der Genius Göthe's war, wenn ganz äußerliche Veranlassungen ihn dazu aufforderten.

Die Anregung zu dieser Tragödie erhielt der Dichter in einer der wöchentlich wiederkehrenden Abendgesellschaften, welche ihre Consistenz seiner Schwester verdankten und auch nach deren Verheirathung und Ueberzug nach Emmendingen noch fortbestanden. Eine Anzahl junger Männer und Frauenzimmer, welche sich in denselben zusammenfanden, erhöhten den geselligen Frohsinn durch eine alle acht Tage sich wiederholende Heirathslotterie. Man fand Veranlassung, über die barocken Paare, welche das Loos zusammenfügte, zu scherzen und zu lachen; das vertrauliche Du,

zu welchem die einzelnen Titulargatten während der wenigen Stunden des Zusammenseins verpflichtet waren, gab dem Unterhaltungston eine heitere Ungezwungenheit. Für Göthe selbst hatte es sich wunderbar genug gefügt, daß ihm das Loos gleich anfangs dreimal dasselbe Frauenzimmer bestimmte, nämlich die sechszehnjährige Anna Sibylla Münch, ein Mädchen von schöner und regelmäßiger Gestalt und von angenehmem Gesichte, in deren Betragen nach seinem Berichte eine von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugende besonnene Ruhe waltete. So werth sie durch diese Eigenschaften dem Dichter wurde, und so sehr auch die auf eine baldige Verheirathung ihres Sohnes bedachte Mutter in der Häuslichkeit und ruhigen Verständigkeit des Mädchens Vorzüge fand, welche sie den Wunsch, dasselbe als Schwiegertochter zu besitzen, auf's lebhafteste empfinden ließen, so blieb doch Göthe's inneres Leben von diesem Verhältniß unberührt. Doch ging dasselbe nicht ohne eine Spur zurückzulassen vorüber, da wir ihm den Clavigo verdanken. Göthe brachte nämlich an einem der Gesellschaftsabende, an deren jedem etwas Neues vorgelesen werden mußte, das Memoire des Beaumarchais gegen den Archivar Clavigo mit, welches damals großes Aufsehen machte. Auch in der Gesellschaft erwarb es sich vielen Beifall, und Göthe's „liebe Partnerin" äußerte gegen ihn den Wunsch, dasselbe wohl einmal in der Form eines Schauspiels lesen zu mögen. Göthe versprach, in acht Tagen den Inhalt der Denkschrift als Theaterstück vorzutragen. Er dachte um so eher das allerdings kühne Versprechen thun zu können, weil ihm der Gegenstand schon beim ersten Durchlesen dramatisch vorgekommen und weil, was man in solchen Fällen Erfindung nennt, bei ihm augenblicklich war. Schon desselbigen Abends beim Nachhausegehen war der Plan des Stücks durchdacht, auch nahm der Dichter durch Shakespeare berechtigt, keinen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen; den tragischen Schluß entlehnte er, von der Quelle abweichend, einer englischen Ballade, und so war die Arbeit noch vor dem festgesetzten Termine vollendet. Die

Wirkung, welche Göthe beim Vorlesen erreichte, war bedeutend; ganz anders aber lautete das Urtheil Merck's, als er ihm das Stück mittheilte: „Solch einen Quark", erwiederte ihm dieser, „mußt du mir künftig nicht schreiben, das können die Anderen auch." Und in der That wird eine unparteiische Kritik mehr diesem Tadel als jenem Lobe zustimmen müssen. Denn wenn auch in Beziehung auf die dramatische Form im Clavigo ein bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen ist, da die Handlung, gegen die des Götz gehalten, Einheit und raschen Fortgang hat, und da bei einem fließenden und höchst gewandten Dialog das Stück auch nicht der Bühnenwirkung in den einzelnen Situationen, besonders in der Schlußscene entbehrt, so kann uns doch der zwischen Pflicht und Ehrgeiz schwankende Held wenig Interesse abgewinnen. Der Dichter wollte, der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen; aber dem Helden fehlt jede Ader des Heldenmäßigen, ihm geht alle Energie des Wollens und selbst der Leidenschaft ab, er ist ein Schwächling, ein zweiter Weislingen oder vielmehr, wie der Dichter sich selber ausdrückt, ein Weislingen in der ganzen Rundheit einer Hauptperson. Sein Freund Carlos mit dem kalten, berechnenden Verstande ist oft als ein Abbild Merck's in seinem Verhältniß zu Göthe aufgefaßt worden, so daß demnach dieser in Clavigo sich selber geschildert hätte. Doch ist diese Ansicht ohne Zweifel nicht die richtige; will man überhaupt, soweit es gestattet ist, eine Unterlage für beide Charaktere in der Wirklichkeit suchen, so stellt vielmehr Göthe ebenso wie im Götz und noch anderwärts seine zwiefach getheilte Natur in den beiden Hauptfiguren des Stückes dar. Wie in Götz die eine und in Weislingen die andere Seite seiner selbst verkörpert ist, so schließen sich auch, nur unter andern Gegensätzen, der von Leidenschaft leicht erregte, schwankende und weichgebildete Clavigo und sein nüchterner, klarschauender Freund

zu dem Einen Weſen unſeres Dichters zuſammen. Die Reflexionen im Munde des Carlos klingen übrigens manchmal ſchon an den Ton des Mephiſtopheles an, welcher im Fauſt als das Princip der Selbſtſucht und des aus ihr entſpringenden Böſen erſcheint. In Maria, der verlaſſenen Geliebten des Helden, dürfen wir nach des Dichters eignen Andeutungen das noch immer ihn beſchäftigende, durch die Lectüre des Beaumarchais'ſchen Memoires wieder in lebhafte Erinnerung gerufene Bild der vereinſamten Friederike erkennen, und in dem Schmerze des Clavigo beim Anblick der im Sarge liegenden Braut gewahren wir die von Neuem aufbrechende Wunde, die ſich der Dichter durch ſeine Unbeſtändigkeit ſelbſt geſchlagen hatte.

Der willig ſich einſtellenden Productionskraft, welche Göthe in dieſer Lebensepoche entfaltete, entſprach auch eine außerordentliche receptive Thätigkeit ſeines Geiſtes. Allen bedeutenden Werken, welche damals erſchienen, wandte er ein unermüdliches Intereſſe zu; ſein ganzer Ideenkreis wurde durch ſie in die lebhafteſte Bewegung geſetzt, und auch hier iſt es wieder Herder, welcher ihn durch ſeine „Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts" feſſelte, durch dieſes „ſo myſtiſch-weitſtrahlſinnige Ganze, durch dieſe in der Fülle verſchlungener Größe lebende und rollende Welt", bei deren Geſtaltung der Autor „in die Tiefe ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen und darin alle die hohe, heilige Kraft der ſimplen Natur aufgewühlt hat und ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelnden Orphiſchen Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt führt." Am tiefſten griff aber in den Entwicklungsgang Göthe's das Studium des Spinoza ein, zu dem ihn die Betrachtung der Natur geführt hatte, die ihm ſeit ſeinem Wetzlarer Aufenthalt in ihrer Herrlichkeit erſchienen war. Dabei erweckte die dichteriſche Thätigkeit, welche ſein ganzes Weſen in ſeinen Tiefen aufregte, in ihm ein raſtloſes Streben, ſich nach allen Seiten hin moraliſch auszubilden, und dieſes Streben wurde befriedigt, indem er in der Ethik dieſes großen Philoſophen, deſſen aus jedem Satze hervorleuchtende

grenzenlose Uneigennützigkeit ihn fesselte, Beruhigung seiner eignen Leidenschaft fand.

So mochten denn, zumal seit dem Beginn dieses ernstlichen Studiums, die literarischen Einquartirungen, welche im elterlichen Hause sich einstellten und der Mutter viele Beschwerden brachten, wohl auch den Dichter mannichfach zerstreuen und beirren, aber seinen mit Eifer verfolgten Entwickelungsgang keineswegs unterbrechen. Auch waren von den zahlreichen Bekanntschaften, welche derselbe brieflich und persönlich anknüpfte, nicht alle störend und zerstreuend, manche sogar höchst anregend und fördernd für seine poetische Thätigkeit und seine ganze geistige Entwickelung. Er trat in Beziehung mit den strebsamen jungen Männern, welche in Göttingen den Hainbund gegründet hatten; ein Mitglied desselben, Boie, suchte ihn selber auf; die Grafen von Stolberg näherten sich ihm in Briefen, er selbst übersendete dem Bunde mehrere Producte seiner dichterischen Muse als Beiträge zum Göttinger Almanach, unter denen der wohl schon im Elsaß gedichtete „Wanderer" und der herrliche „Gesang Mahomed's" die bedeutendsten sind.

Unter allen Beziehungen aber, in welche Göthe während seines Frankfurter Aufenthalts mit Männern von Bedeutung kam, wurde die persönliche Bekanntschaft mit dem Physiognomen Lavater, der damals schon in weiteren Kreisen großes Aufsehen gemacht hatte, für ihn am genußreichsten und anregendsten. Schon früher hatten Beide in schriftlichem Verkehre gestanden; nun berührte Lavater auf einer Reise durch die Rheingegenden auch Frankfurt, und die durch den Briefwechsel eingeleitete Freundschaft knüpfte sich zu einem innigen Seelenbund. Schon das erste Begegnen der beiden Männer war äußerst herzlich, sie umarmten sich auf das freundlichste, wenn auch Lavater im ersten Augenblicke durch einige Ausrufungen verrieth, daß er Göthe anders erwartet hatte. Dieser dagegen fand Lavater, wie ihm denselben schon manche Bilder überliefert hatten, ein Individuum, wie er sich ausdrückt, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht ge-

ſehen hat und nicht wieder ſehen wird. Obwohl Göthe das Studium des Spinoza von der Gefühlsreligion, wie ſie in ſeiner Freundin Klettenberg lebte, und wie er ſie nun auch ähnlich in Lavater fand, mehr und mehr abgezogen hatte, und obwohl die Phyſiognomik ihm wie ſeinem Freunde Merck nicht die durchgreifende Bedeutung zu haben ſchien, zu welcher ſie ihr feuriger Apoſtel erhob, ſo war doch nach des Dichters eignem Berichte der Umgang mit Lavater für ihn höchſt wichtig und lehrreich. Denn die dringenden Anregungen deſſelben brachten ſein ruhiges, künſtleriſch-beſchauliches Weſen in Umtrieb, freilich nicht zu ſeinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerſtreuung, die ihn ergriffen hatte, ſich nur vermehrte. Ebenſoſehr gefeſſelt von dem reichen und lebendigen Geiſte, wie von dem treuen Gemüthe des Freundes und der Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt von dem durch ſein Hochdeutſch durchtönenden, treuherzigen Schweizerdialekt, entſchloß er ſich, um ſeine Gegenwart noch länger genießen zu können, ihn auf ſeiner Reiſe rheinabwärts bis nach Ems zu begleiten. Aber kaum war er von da zurückgekehrt, ſo wurde er in den Kreis einer neuen Erſcheinung gezogen. Baſedow, der pädagogiſche Reformator, perſönlich in jeder Beziehung der Gegenſatz zu Lavater, von derber Natur und faſt cyniſch in ſeinem Auftreten, war nach Frankfurt gekommen, um für die Ausführung ſeines philanthropiſchen Unternehmens Unterſtützung zu ſuchen. Er faßte den Dichter von einer anderen Seite, doch ging ſein Einfluß nicht ſo weit, daß er ihn zu ſeinem freigeiſtigen Religionsſyſteme hätte bekehren können. Wohl aber erweckte der mit den Fechterſtreichen des Disputirens vertraute Kämpfer in Göthe die Luſt, die herrliche Gelegenheit, ſich in dieſer Kunſt zu üben, nicht ſo raſch vorübergehen zu laſſen. Er begleitete daher auch Baſedow eine Strecke, als derſelbe ſeine Reiſe über Ems fortſetzte. Die Anregungen aber, welche Göthe durch beide Männer erhalten, ſetzten ſeinen Geiſt in ſolche Unruhe, daß er ſich nicht verſagen konnte, dieſelben nochmals aufzuſuchen. Beſonders zog es ihn zu Lavater. Die Tage, welche man in Ems

zuſammen verlebte, gingen unter anregenden Geſprächen, Luſtbarkeiten, Tanzvergnügen und Ausflügen in die ſchöne Umgebung hin. Auf einer dieſer Fahrten durch das Lahnthal, wohl bei der Burgruine Lahneck, dichtete Göthe das Lied „Geiſtesgruß". Die Reiſe ward über Coblenz rheinabwärts fortgeſetzt, wo der Moment, als das zwiſchen beiden Propheten an der Wirthstafel ſitzende Weltkind, während dieſe ihre Tiſchnachbarn jeder zu ſeiner Lehre zu bekehren ſich bemühten, behaglich ein Stück Lachs und einen Hahnen verzehrt, zu dem ſcherzhaften, in jener kraftgenialen, derben Sprache abgefaßten Gedichte „Diner zu Coblenz" Anlaß gab.

Und wie nach Emmaus weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerſchritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

In Düſſeldorf wurde dem Dichter ein hoher Genuß durch die perſönliche Bekanntſchaft mit dem ſpäter berühmt gewordenen Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi zu Theil, aus deſſen Familie er ſchon in Frankfurt mehrere Frauen kennen gelernt hatte. Wenn er bisher blos als der Dunſtſchweif jener beiden großen Wandelſterne behandelt worden war und hinter Thorheiten und Frechheiten den Unmuth verbarg, daß für ſein Herz und Gemüth auf dieſer Reiſe ſo wenig geſorgt worden war, ſo brach bei der ehrenden Aufmerkſamkeit, mit der man ihn jetzt behandelte, ſein Inneres mit Gewalt hervor. Er recitirte oft und gern im Freundeskreiſe ſeine jüngſt entſtandenen Gedichte „Der König in Thule" und „Der ungetreue Knabe". Dieſe Tage, wo der Dichter den jungen, ihn ganz verſtehenden Freund ſein unverhülltes Innere ſehen ließ, wo er mit ihm über die Ideale der Zukunft ſchwärmte, aber auch die wichtigſten Fragen der Philoſophie beſprach, ließen einen tiefen Eindruck in ihm zurück und ſind bedeutungsvoll für ſeine ganze Bildung geworden. Ein Brief, den Göthe in der enthuſiaſtiſchen Sprache einer idealen Jugendfreundſchaft nach ſeiner Rückkehr an Jacobi geſchrieben, charakteriſirt die Stimmung, in welche derſelbe durch dieſen gei-

stigen Verkehr versetzt worden war. „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O, das ist herrlich, daß Jeder glaubt, mehr von dem Andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm sein gegeneinander, uns dann nach Zeiten wiedertreffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben. Ich schwebe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm, doch ist's nicht eins, welcher uns an den Stein schmettert? Wohl denen, die Thränen haben!"

Auch Jung Stilling, den bewährten Freund von Straßburg aus, der in Elberfeld seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, suchte Göthe auf dieser Reise auf. Die Art und Weise, wie er diesen bewillkommnete und wie er später in einer seltsam gemischten Gesellschaft, in welcher auch Lavater und Stilling zugegen waren, auftrat, gibt uns eine Vorstellung von der heiteren, zu muthwilligen Scherzen aufgelegten Stimmung, in welcher der lebhaft angeregte Dichter damals sich befand. Stilling erzählt von diesem Zusammentreffen mit Göthe in seiner originellen, einfach naiven Weise: „Einsmals, des Morgens früh, wurde Stilling in einen Gasthof gerufen; man sagte ihm, es sei ein fremder Patient da, der ihn gerne sprechen möchte; er zog sich also an und ging hin; man führte ihn in's Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuche um den Hals, und den Kopf in Tücher verhüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: Herr Doctor! fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach; Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so und erwiederte: ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich; so wie er das sagte,

hing ihm Göthe am Hals". Ueber jene Tischgesellschaft aber berichtet derselbe: „Göthe konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Schönethaler — so heißen hier die Elberfelder — glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein; Stilling aber und Andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit seinen großen, hellen Augen ihn darniederschoß."

Daß diese Reise Göthe's in das Niederland auch für seine poetische Productivität höchst anregend werden mußte, ist leicht ersichtlich. Sein Geist hatte frische Nahrung eingezogen, inhaltreiche Gedanken waren in ihm aufgekeimt, eine gehobene Stimmung hatte ihn ergriffen, alle Kräfte, die in ihm lagen, waren zu wunderbarem Leben geweckt worden. Der Trieb des Schaffens regte sich daher wieder mächtig in ihm. Die poetischen Stoffe drängten sich in solcher Fülle herzu, daß selbst während des nächtlichen Schlummers der Genius geschäftig war, poetische Blüthen hervorzutreiben, deren flüchtige Erscheinung der Dichter oft im Dunkel der Nacht durch rasches Niederschreiben zu bleibendem Dasein zwang. So entstanden zu jener Zeit unter anderen lyrischen Productionen eine Reihe von Liedern, welche die Kunst und das Künstlerleben zu ihrem Gegenstande haben. Wir wissen, wie sich Göthe's Sinn schon früh der bildenden Kunst aufschloß, wie er sich zu Leipzig in der Einsicht in ihre Principien gefördert sah, wie er in Dresden die Kunstschätze der Malerei mit dem lebhaftesten Interesse studirte und wie ihn in Straßburg der Münster für die deutsche Baukunst begeisterte. Auf seiner Rückreise von dort war ihm zu Mannheim in Gypsabgüssen des Laokoon und anderer antiker Bildwerke die Hoheit der classischen Kunst entgegengetreten, während seines Aufenthalts in Frankfurt und Wetzlar hatte er sich im Zeichnen nach der Natur und, durch Lavater's physiognomische Studien angeregt, im Portraitiren geübt; ja, er

glaubte ſich auf Augenblicke mehr zum Künſtler als zum Dichter geſchaffen, bis er in Italien entſchieden ſeinen Beruf, durch poetiſche Productionen die in ihm lebende Welt zur Erſcheinung zu bringen, erkannte. Aus dieſer Hinneigung Göthe's zur plaſtiſchen Kunſt entſtand damals jener Cyclus von Liedern: „Künſtlers Abendlied", „Künſtlers Morgenlied", „Monolog des Liebhabers", „Kenner und Künſtler", „Kenner und Enthuſiaſt", „Sendſchreiben", „Künſtlers Fug und Recht", „Guter Rath", und in dramatiſcher Form „Künſtlers Erdenwallen", in welchen Gedichten er ſich noch als Künſtler fühlt, aber freilich als einen ſolchen, der von ſich ausruft:

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

In allen dieſen kleineren Gedichten aber, in denen nur perſönliche Empfindungen, Neigungen und Beſtrebungen die Grundlage bilden, erſchöpfte ſich nicht das mächtige Wirken des Genius; ihn trieb es auch, dem, „was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt", ſeine beredte Stimme zu leihen, und die Stoffe zu weltumfaſſenden Productionen, welche Geſtalt gewinnend aus der Tiefe der Dichterſeele aufſtiegen, im farbenreichen Lichte der Poeſie zu verklären. Allen dieſen Dichtungen iſt der Charakter der Entwickelungsepoche, in welcher ſich Göthe damals befand, entſchieden eingeprägt, jenes jugendlich-ſtürmiſche Streben und titaniſche Ringen des Geiſtes nach dem Höchſten menſchlicher Erkenntniß und menſchlicher Wirkſamkeit, in welchem der Dichter beſonders ſeit ſeiner Beſchäftigung mit dem Spinoza begriffen war, aber auch das dieſem Streben entſprechende männliche Selbſtgefühl, das in der Energie eines kräftigen Wollens und Handelns ſich bethätigt. In dem gewaltigen Wogen der Bilder jedoch,

welche die dichterische Productionskraft unabläſſig erzeugte, mußten von den vier größeren Schöpfungen, welche Göthe auszuführen gedachte, drei Fragmente bleiben, während die vierte ihn in der ganzen Folge ſeines Lebens in Anſpruch nahm. Er hatte die Stoffe zu ſeinen Dichtungen gleichzeitig aus allen herrſchenden Weltanſchauungen genommen, aus dem Griechenthum den „Prometheus", aus dem Judenthum den „Ahasveros", aus dem Islam den „Mahomed", aus dem Chriſtenthum den „Fauſt". Bei allen that der Dichter „kühnere Griffe in die Menſchheit", ſie alle ſind mächtige Ergüſſe jenes Titanismus, welche ebenſo das auflodernde Feuer der Jugend durchglüht, wie ſie erfüllt ſind von der ſich ihrer ſelbſt bewußten und ſich ſelbſt vertrauenden Männlichkeit mit ihrem Drange nach großartigem Wirken und ſelbſt mit ihrem Trotze gegen das Göttliche. Aber das Chriſtliche feſſelte den Genius bleibend, und der Fauſt war beſtimmt, das umfaſſendſte und tiefſte Werk unſeres Dichters zu werden, das Werk, welches ihn in allen Epochen ſeiner Entwickelung beſchäftigte, und in welches er ſelbſt im ſpäteſten Alter noch ſeine Lebensanſchauung niederlegte. Vom Mahomed beſitzen wir nur einen kurzen Entwurf, und außer der in Proſa abgefaßten Anfangsſcene zwei hymnenartige Ergüſſe. Im erſten derſelben erhebt ſich das liebende Herz Mahomed's zu dem freundlichen Sterne Gad, zu dem Führer des Geſtirnes, dem Mond und zu der glühenden, allſehenden Sonne und preiſt mit Begeiſterung den allliebenden Schöpfer, der den Himmel, die Erde und ihn ſelbſt erſchuf. Der zweite iſt das ſchon erwähnte Gedicht „Mahomed's Geſang", in welchem unter dem Bilde eines ſtolzen Stromes die weltumfaſſende Wirkſamkeit eines Eroberers im Gebiete des Geiſtes dargeſtellt iſt. Die äußere Anregung zu der ganzen Dichtung gab Göthe der Verkehr mit Lavater und Baſedow, jener für ihre neuen Syſteme begeiſterten Propheten, bei deren Erſcheinen und Auftreten er die Wahrheit erkannte, „daß der vorzügliche Menſch, der das ihn belebende und durchdringende Göttliche auch verbreiten möchte, durch ſein Zuſammentreffen mit der rohen Welt genöthigt wird, ſich ihr

gleichzuſtellen, wodurch er zuletzt im Verfolg irdiſcher Zwecke zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen wird". Der „ewige Jude", von dem wir ebenfalls nur wenige Fragmente beſitzen, deſſen Idee und Entwurf aber Göthe in Wahrheit und Dichtung weitläuftiger beſpricht, iſt in der Dichtweiſe des Hans Sachs verfaßt, erinnert aber in einigen Stellen, wie die, wo Chriſtus nach dreitauſend Jahren die Erde wieder begrüßt und ſeine Brüder ſegnet, lebhaft an die Erhabenheit des Gedankens und an die Gefühlstiefe im Fauſt.

Der „Prometheus" iſt vorzüglich durch das Studium des Spinoza angeregt. Freiheit des Geiſtes iſt ſein Grundthema. In dieſem Titanen aus der griechiſchen Mythologie, welcher ſelbſt den Göttern im Bewußtſein ſeiner Schöpferkraft trotzte, ſchildert Göthe das Gefühl ſeiner eignen Freiheit und der in ihm ruhenden productiven Kraft, die gerade zu damaliger Zeit ihm ſo willig zu Gebote ſtand. Die Dichtung, von der wir zwei Acte und einen unter die lyriſchen Gedichte aufgenommenen Monolog des Prometheus beſitzen, iſt das Extremſte in der Auflehnung gegen die Gottheit. Beſonders iſt der Monolog in kühner und energiſcher Sprache abgefaßt. Der Dichter emancipirt ſich in demſelben förmlich von der Gottheit und zieht ſich im Vertrauen auf die ihm inwohnende Kraft, auf welche er ſo oft ſchon im Drange des Lebens hingewieſen worden war, ſtolz auf ſich ſelbſt zurück:

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet

Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?
Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

8.

Eliſabeth Schönemann und Auguſte von Stolberg.

Zu derſelben Zeit, als durch ernſtes Studium, durch die mannichfachſten äußeren Anregungen und beſonders durch den Verkehr mit Lavater und Jacobi Göthe's geiſtiges Leben zu einer wunderbar reichen Thätigkeit ſich entfaltet hatte, und nun an der Schwelle ſeines Mannesalters auch das männliche Selbſtbewußtſein in jenen Dichtungen, deren Charakter wir als den des Titanismus bezeichnet haben, mit aller Kraft hervorbrach und ſelbſt bis zu himmelſtürmender Kühnheit ſich ſteigerte, hatte doch auch ſein Herz für die ſanfteren und zarteren Empfindungen Raum, welche eine innige Liebe und eine gleichzeitige faſt ſchwärmeriſche Freundſchaft zu einem weiblichen Weſen begleiteten. So dicht lag neben der Stärke die Weichheit, neben der männlichen Energie die Hingabe an das Weibliche, daß, während der junge Titane ſich mit Stolz der in ihm lebenden, zu Thaten drängenden Kraft bewußt war, welche ſein Mund in trotzigen Worten rühmte, er gleichzeitig ernſtlicher und andauernder als in den früheren Verhältniſſen die Schmerzen der Liebe erlitt, die er oft in weichen Klagen in ſeine Briefe an die neugewonnene Freundin ausſtrömen ließ. Es iſt die bald zu inniger

Liebe erwachsende Neigung Göthe's zu Elisabeth Schönemann, in seinen Liedern und in Wahrheit und Dichtung Lili genannt, sowie der in seiner Art einzige Freundschaftsbund mit der Gräfin Auguste von Stolberg, die wir jetzt näher zu besprechen haben. Wenn Göthe in Wahrheit und Dichtung ein höchst objectives und klares Bild von seinem Verhältnisse zu Lili gezeichnet hat, dessen bis in's Einzelne gehenden Züge beweisen, wie lebhaft er sich noch spät dieser Zeit erinnerte, während die eingestreuten Gedichte auf das bewegte Gemüth schließen lassen, mit welchem er noch nach langen Jahren jener Stunden gedachte, die er mit Lili verlebt hatte, so ist uns durch die Briefe, welche der junge Dichter an die Gräfin Auguste von Stolberg gerichtet hat, vergönnt, auch unmittelbar in sein offen vor uns liegendes Innere voll glühender Empfindung und ungestillten Sehnens, voll Leid und Seligkeit, voll Furcht und Hoffnung, und voll des edelsten, nach wahrer Vollendung ringenden Strebens zu blicken.

Der Dichter, welcher schon so frühe die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt hatte, und nun von namhaften Autoritäten sogar aus der Ferne aufgesucht wurde, dem selbst der gefeierte Klopstock die ehrendste Anerkennung schenkte, als er im Herbste 1774 auf seiner Reise nach Baden auch Frankfurt berührte, mußte auch bei den ihm ferner stehenden gebildeten Cirkeln in seiner Vaterstadt die Begierde erwecken, den berühmten jungen Landsmann näher kennen zu lernen. So ward er einst, gegen Ende des Jahres 1774 von einem Freunde eingeladen, ein kleines Concert, welches in dem Banquierhaus Schönemann veranstaltet worden war, mit ihm zu besuchen. Die Eintretenden fanden schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; die einzige Tochter des Hauses, die sechszehnjährige Lili, setzte sich an den Flügel und spielte mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth eine Sonate. Die verbindlichen Worte Göthe's nach vollendetem Spiele wußte sie sehr artig zu erwiedern, und als Beide während eines begonnenen Quartetts sich nun gegenüberstanden, fühlte Göthe, daß er der Gegenstand ihrer, sowie aller Anwesen-

den Aufmerksamkeit sei. Auch er glaubte eine Anziehungskraft der sanftesten Art zu der anmuthigen jugendlichen Erscheinung zu empfinden; doch näherten sich Beide diesen Abend nicht weiter. Die Mutter, welcher daran gelegen sein mochte, eine so interessante Persönlichkeit wie die des jungen Dichters für ihre Cirkel zu gewinnen, sprach beim Abschiede den Wunsch aus, daß er seine Besuche wiederholen möge, und wurde in ihrer Einladung freundlich von der Tochter unterstützt. Auch versäumte Göthe nicht, derselben in angemessenen Zwischenräumen zu entsprechen, ohne daß jedoch diese Besuche, welche heiter verständige Gespräche ausfüllten, ein leidenschaftliches Verhältniß ahnen ließen. Nicht zu lodernder Flamme schlug hier plötzlich die Liebe auf wie in Sesenheim, noch überraschte sie den Unbewachten wie in Wetzlar, sondern die leise wirkende Anziehungskraft, welche der Leidenschaftslose während der Unterhaltungen mit dem schönen und gebildeten Mädchen empfand, erwuchs gleichsam unter seinen Augen zu immer größerer Stärke, je mehr sich in ihren Gesprächen das Innere aufschloß, und dem Dichter sich ebensosehr Lili's reicher und gebildeter Geist, als ihr reines und tiefes Gemüth offenbarte. Als sie mit kindlicher Offenheit ihm die Geschichte ihrer Jugend erzählte und nicht anstand, freimüthig ihre kleinen Schwächen, vornehmlich eine gewisse Gabe anzuziehen, aber auch die mit ihr verbundene Eigenschaft wieder fahren zu lassen zu gestehen, als sie bekannte, für dieselbe bestraft worden zu sein, da sie nun auch von ihm angezogen worden sei, machte sie durch den natürlichen Ausdruck dieser Geständnisse sich den Dichter auf's strengste zu eigen. Es wurde Beiden wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit, sich zu sehen; aber es stellten sich auch alle jenen kleinen Leiden ein, welche liebenden Herzen die Ungunst conventioneller Schranken zu bereiten pflegt. Mißtage und Fehlstunden, durch die Einwirkungen einzelner, die Wünsche der Liebenden nicht beachtender Glieder des geselligen Kreises herbeigeführt, Lustpartien, öfters durch absichtliche Verzögerung der Brüder Lili's zur Unlust auslaufend, ungeduldiges Sehnen und ge-

täuſchte Erwartungen trübten momentan das Glück, um den Reiz der Stunden ungeſtörten Zuſammenſeins zu verdoppeln. Auch gewöhnten ſich die Liebenden, ſelbſt in größeren Geſellſchaften und bei rauſchenden Feſtlichkeiten, umgeben oder getrennt von der ſtörenden Menge, das wohlthuende Bewußtſein gegenſeitigen Angehörens zu genießen; „jeder wechſelſeitige Blick, jedes begleitende Lächeln ſprach ein verborgnes, edles Verſtändniß aus.“ Aus dieſen Zuſtänden und den aus ihnen entſprungenen Empfindungen gingen die beiden erotiſchen Lieder „Neue Liebe, neues Leben“ und „An Belinde“ hervor.

Wohl noch vor dieſe Zeit fällt auch der Anfang der Correſpondenz mit der Gräfin Auguſte von Stolberg, „der theuren Ungenannten“, wie ſie Göthe in den erſten Briefen noch anzureden gezwungen war. Als nämlich die Brüder Stolberg, mit welchen der Dichter ſchon während ihres Aufenthalts zu Göttingen in ſchriftlichem Verkehre geſtanden hatte, nun von Kopenhagen aus nach dem Erſcheinen des Werther ihm mit begeiſterten Worten ihren Beifall ſpendeten, hatte auch die Schweſter, ohne ſich zu nennen, einen Brief an ihn beigelegt. Er bildet den Anfang einer Correſpondenz, die die rückhaltsloſeſte Freundſchaft zwiſchen zwei Menſchen befeſtigte, welche, wie ſie ſich bei Eröffnung derſelben unbekannt geweſen waren, ſo auch ſpäter in ihrem ganzen Leben ſich nie mit Augen geſehen haben. Schon im zweiten Briefe von der Mitte des Februar läßt Göthe die neugewonnene Freundin tief in ſein Herz blicken, indem er ihr ſein zwiſchen glänzenden Vergnügungen und ſtiller Zurückgezogenheit, zwiſchen der Alles vergeſſenden Liebe und dem Ernſte ſeines dichteriſchen Strebens getheiltes Leben ſchildert: „Wenn Sie ſich, meine Liebe, einen Göthe vorſtellen können, der im galonirten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuß auch in leidlich conſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird, der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchaft in's Concert und

von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachts-Göthe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorſtolperte, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt. Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunſeidenen Halstuch und Stiefeln, der in der ſtreichenden Februarluft ſchon den Frühling ahnt, dem nun bald ſeine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach ſeiner Maße auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten kämpfend und ſpielend entwickeln laſſen will. Das iſt der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu ſchreiben, deſſen größte Glückſeligkeit iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben." So bekennt er auch an einer andern Stelle, wie es ihn glücklich mache, daß die vielen edlen Menſchen von allerlei Enden des Vaterlands zu ihm kämen, manchmal vorübergehend, manchmal verweilend, er fühlt, wie man dann erſt wiſſe, daß man iſt, wenn man ſich in Andern wiederfinde. Aber er theilt auch der Freundin ſeine Autorleiden mit und klagt bitter über die allzeit fertige Kritik, die ihn mit ihrer unangenehmen Gegenwart überall hin verfolge: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther ſo ſatt. Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug; der Eine ſchilt darauf, der Andre lobt's, der Dritte ſagt, es geht doch an, und ſo hetzt mich Einer wie der Andere".

Doch mochte ein ſolcher Autorunmuth wohl nur einen flüch-

tigen Schatten auf das vom Sonnenschein der Liebe erwärmte Gemüth des Dichters werfen, der im Austausch inniger Empfindungen mit der Geliebten das reinste Glück genoß. Je öfter aber derselbe auch in dem Glanze der Festlichkeiten dasselbe zu suchen gezwungen war, wo die in gewähltem Putze und in frischer Jugendschöne strahlende Lili auch von einem Schwarme leichter Verehrer Huldigungen empfing, desto tiefer empfand sein leicht erregbares Herz das Unbefriedigende und Beengende, was in diesem Zustande lag. Doch räumte der nahende Frühling diese störenden Schranken hinweg, indem er den Liebenden eine ländliche Freiheit brachte, welche das Verhältniß noch enger knüpfte. In Offenbach wohnte ein Oheim Lili's, Bernard, den sie bei der einladenden Jahreszeit öfters besuchte. Göthe fand dann bei dem bekannten Musiker Johann André freundliche Aufnahme; ein lebensfroher und liebenswürdiger Verwandter Lili's, Namens d'Orville, und der geistreich-heitere Pfarrer Ewald, an den das schöne, den Ton der Gesellschaft charakterisirende Lied „In allen guten Stunden" gerichtet ist, gehörten zu dem Kreise. Lili's und André's Pianospiel, Göthe's lebhafte Declamationen eigner und fremder Producte, muntere Spiele und eine lebendige Unterhaltung wechselten ab und dienten den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseins. Der ländliche Aufenthalt während der schönsten Jahreszeit, der freie Blick über den belebten Fluß und die reiche Gegend, der heitre Frühlingshimmel stimmten ganz zu den Empfindungen der Herzen, in welche ein reicher Liebesfrühling eingekehrt war. Diese tief das Gemüth Göthe's erfüllende, überwallende Liebe spricht sich auch in den in den ersten Märztagen an Auguste von Stolberg gerichteten Worten aus: „Habe eine Scene geschrieben. O! wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe, ich ging zu Grund. Halten Sie einen armen Jungen am Herzen. Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig. Amen".

Schon damals legte Göthe „das kräftige Gewürze des

Lebens" in seinen Faust nieder, dessen erste Scenen er zu dieser Zeit bearbeitete. Neben diesen Dichtungen, die aus dem tiefsten und ursprünglichsten Schöpfungsquell seines mächtig angeregten Inneren entsprangen, entstanden noch andere Productionen in dramatischer Form, welche zum Theil durch sein Verhältniß zu Lili unmittelbar veranlaßt wurden, wie der leider verloren gegangene Scherz „Sie kommt nicht", welcher zu einer von den Freunden in Offenbach veranstalteten Verlobungsfeier gedichtet wurde. Zum Theil auch standen diese Dichtungen in entfernterer Beziehung zu Lili, wie die schon im Februar vollendete und ihr gewidmete ältere Bearbeitung des Singstücks „Erwin und Elmire", welches als ein Gegenstück zur Laune des Verliebten angesehen werden kann. Erwin, der durch die scheinbare Kälte der von „Windbeuteln" umgebenen Geliebten gequält wird und in die Einsamkeit flieht, die Reue des Mädchens und die Ausgleichung des Zerwürfnisses durch Bernard erinnern lebhaft an die Verhältnisse des damaligen Freundeskreises. Die eingestreuten lyrischen Produkte, „Das zertretene Veilchen", „Ein Schauspiel für Götter, zwei Liebende zu sehen", „Ihr verblühet, süße Rosen", von der höchsten Zartheit des Gefühls, sind die unmittelbaren Ergüsse des tiefempfindenden, durch Liebe beglückten und in der Liebe leidenden Dichterherzens. Das Singstück, „Claudine von Villa Bella", das Göthe später überarbeitet hat, schien dazu bestimmt, Lili's Geburtsfest zu verherrlichen, indessen erfüllte es nicht seine Bestimmung, da der Dichter während desselben auf seiner Schweizerreise abwesend war. Daß auch von eignen Empfindungen und inneren Erlebnissen in die damals entstandene „Stella", anfänglich „ein Schauspiel für Liebende", später aber vom Dichter zu einem Trauerspiel umgewandelt, übergegangen sei, läßt sich wohl vermuthen. Der tragische Schluß, welchen Göthe, um den Vorwurf zu vermeiden, als ob er der Bigamie das Wort rede, dem der bekannten Geschichte des Grafen von Gleichen entnommenen Thema gab, verwischte die frühere Anlage und that der künstlerischen Vollendung Eintrag. Auch hat sich das Stück

nicht auf unserer Bühne zu halten vermocht. In Bezug auf seinen dichterischen Charakter lehnt es sich an die Stücke der frühern Lebensepoche Göthe's an, und erscheint insofern, als in ihm die unbegrenzte, schwärmerische Liebe in einem weiblichen Charakter zur Darstellung gebracht wird, als ein Pendant zum Werther. „Schöne, lebensvolle Sprache", urtheilt von ihm Rosenkranz, „effectvolle Steigerung, rascher bühnengerechter Gang! Mehr ist nicht zu sagen."

Wenn zu dieser Zeit die Liebenden im klarsten Einverständnisse mit einander lebten, wenn sie die sichere Ueberzeugung hatten, eine Trennung sei unmöglich, so bedurfte es zur Vollendung ihres Glücks nur noch der Einwilligung der Eltern zu ihrem Bunde. Auch diese wurde ihnen ohne ihr Zuthun, leichter und schneller, als sie es ahnten, noch im Frühlinge zu Theil. Eine Freundin des Hauses Schönemann, Fräulein Delf aus Heidelberg, hatte es auf ihre eigne Gefahr übernommen, die Einwilligung derselben zu erwirken. Eines Tags trat sie zu den Liebenden und rief: „Gebt euch die Hände!" Göthe reichte Lili seine Hand dar, sie legte die ihrige zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen sie einander lebhaft bewegt in die Arme. Göthe war von der ganzen Wichtigkeit dieses entscheidenden Schrittes tief durchdrungen, er empfand lebhaft die Sinnesänderung, welche in ihm vorging; war die Geliebte ihm bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie ihm nun als würdig und bedeutend, und wenn er sonst gefühlt hatte, daß ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit ihm gehörte, so gab ihm nun auch der ihr zu eigen bleibende Werth ihres Charakters eine Berechtigung zu der sicheren Zuversicht, an ihrer Seite eine glückliche Zukunft genießen zu dürfen. Und doch sollte auch dieses Verhältniß, welches auf die Dauer geknüpft schien, da die Herzen der Liebenden ganz zusammenstimmten und selbst die Einwilligung der Eltern zu einer bleibenden Verbindung gegeben war, nach kurzem Bestande sich wieder auflösen. Hatte in Leipzig Annette die Verbindung selber

abgebrochen, war das Verhältniß zu Friederiken durch die jugendliche Unbeständigkeit des Dichters nicht ohne die schmerzlichsten Nachwehen einer tiefen Reue zerstört worden, und war die Liebe zu Lotte von Anfang an eine hoffnungslose, so wurde die Verbindung mit Lili vorzüglich durch den erkältenden Einfluß äußerer conventioneller Rücksichten gelockert und endlich aufgelöst. Es hatte sich kein Verhältniß der Familien unter einander bilden können. Schon die Verschiedenheit der Confessionen, denen dieselben angehörten, that einer herzlichen Annäherung Eintrag. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten, äußert Göthe in Wahrheit und Dichtung in Hinsicht auf diese geringe gegenseitige Anziehungskraft beider Familien. Mehr aber wirkte die Ungleichheit des Vermögens und die auf dasselbe gegründeten Ansprüche störend ein. Die auf großem Fuße erzogene Banquierstochter fand nach der Ansicht der Eltern Göthe's in ihrem anständig geräumigen, aber einfachbürgerlich eingerichteten Hause keine Gelegenheit, keinen Raum. Vorzüglich drang die Schwester Cornelia, welcher man nicht die günstigste Vorstellung von Lili beigebracht hatte, in Göthe, die ungleiche Verbindung aufzulösen, sowie es auch, wie sich später zeigte, Lili's Mutter für wünschenswerther halten mußte, die Tochter an einen reicheren Bewerber zu vermählen, da ihre Vermögensverhältnisse dem Glanze ihres Hauses, dessen Fall auch später erfolgte, bei weitem nicht entsprachen.

Daß das Glück der Liebenden schon frühe manche Störungen erlitten haben müsse, geht aus den Worten Göthe's in Wahrheit und Dichtung hervor, welche er mit Beziehung auf sein Verhältniß in damaliger Zeit ausspricht: „Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange." Auch drückt sich seine trübe Ahnung, daß die Verbindung sich auflösen könne, und daß ihm noch schmerzliche Seelenleiden zugedacht seien, schon in einem vom 25. März datirten Briefe an Auguste von Stolberg in den Worten aus, die dringend um den Trost der Freundschaft bitten: „Doch wenn Du leidest — ich will Alles theilen — o dann laß

mich auch nicht ſtecken, edle Seele, zur Zeit der Trübſal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir ſelbſt."

Schon im April war Göthe der Beſuch der beiden Brüder der Freundin, der Grafen Friedrich Leopold und Chriſtian Stolberg, die in Frankfurt mit dem Grafen Haugwitz zuſammentreffen und eine Reiſe in die Schweiz unternehmen wollten, angekündigt worden. Im Monat Mai langten ſie bei ihm an. Ihre heitere, oft überſprudelnde Laune theilte ſich auch Göthe mit, ſowie auch ſeine Mutter, welche damals mit dem Namen „Frau Aja" beehrt wurde, in dieſelbe einzugehen, dabei aber ſie zu zügeln wußte. Ausflüge nach Darmſtadt und an den Rhein wurden unternommen, und Göthe willigte um ſo eher in die Aufforderung der neuen Freunde, ſie auf ihrer Reiſe in die Schweiz zu begleiten, da das Verhältniß zu Lili gerade jetzt durch manche Störungen erkältet war. Doch ſchied der Dichter „noch hoffnungsvoll, ihre Geſchicke zu verbinden." Merck war unzufrieden mit der Reiſe, mehr noch mit der Geſellſchaft. „Du wirſt nicht lange bei ihnen bleiben", ſprach er zu dem ungläubigen Freunde, und der Erfolg zeigte, daß er auch hier recht hatte. Ueber Mannheim, Emmendingen, wo die Schweſter nachdrücklich in den Dichter drang, die Verbindung mit Lili abzubrechen, ging es raſch in die Schweiz. In welchen inneren Kampf die erregten Zweifel denſelben verſetzt haben mußten, das geht aus der gänzlichen Theilnahmloſigkeit hervor, mit der er an den herrlichen Naturgegenſtänden, ſelbſt an dem Waſſerfall von Schaffhauſen vorüberging. In Zürich, wo er glückliche Stunden mit Lavater verlebte, trennte er ſich von ſeinen bisherigen Reiſegefährten und ging mit einem Landsmann Namens Paſſavant über den See. Das ſchöne Lied „Auf dem See", ein charakteriſtiſches Gegenſtück zu Klopſtock's „Zürcherſee", läßt uns in die tief empfindende Seele des Dichters blicken, in welcher mitten in der herrlichen Natur die goldnen Träume der Liebe auftauchen.

Jenſeits des Sees auf einer Höhe, von welcher man eine entzückende Ausſicht über die Landſchaft genießt, ſchrieb Göthe die Zeilen:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Das Kloſter Maria Einſiedeln wurde beſucht, der Rigi beſtiegen und über den Vierwaldſtädter See ging es dem Gotthart zu. Von der Höhe des Berges blickte Göthe in die Schluchten und Thäler hinab, welche ihre Waſſer dem geſegneten Italien zuführen. Der Reiſegefährte, voll Verlangen nach dem ſchönen Lande, ſchickte raſch entſchloſſen ſich ſchon an, die Straße nach Airolo hinabzuſteigen. Doch Göthe vermochte ihm nicht zu folgen; die Sehnſucht nach Lili, durch ein goldnes Herzchen, das er in glücklichen Stunden von ihr empfangen hatte und an ſeinem Buſen trug, zu doppelter Macht erweckt, zog ihn nach Deutſchland zurück. Noch war die Stunde nicht gekommen, wo ſich dem Dichter in Italien die hohe Welt des Claſſiſchen aufthun und eine entſchiedene Umgeſtaltung in ſeiner Kunſtanſchauung bewirken ſollte. Auf ſeiner Rückreiſe brachte er noch einige Tage in Zürich bei Lavater zu, dann ging er über Straßburg nach Frankfurt zurück, wo er im Juli wieder eintraf.

Doch ſuchte der Zurückgekehrte in der Nähe der Geliebten, nach welcher ihn die Sehnſucht ſo mächtig hingezogen hatte, vergebens den Genuß eines ruhigen Liebesglückes. Es folgten zwar noch frohe Tage, wie die im Auguſt zu Offenbach verlebten, in denen, unberührt von ſtörenden Einflüſſen und geſchützt und gehegt in dem Kreiſe treuer Freunde, die Liebe mit ihrer früheren Innigkeit die Herzen erwärmte, deſto erkältender wirkte aber das zerſtreuende Leben in Frankfurt, welches häufig Verſtimmung zurückließ und die Gemüther immer mehr einander entfremdete. Aus den oft mit leidenſchaftlicher Gluth geſchriebenen Briefen an die Freundin geht hervor, wie des Dichters Herz bald von bitterer Liebesqual, bald von hoher Liebeswonne erfüllt iſt. Er

klagt, daß er ſich ſo oft am weiblichen Geſchlechte betrogen habe, aber dann fühlt er auch wieder, daß das Mädchen mit der Seele eines Engels ihn ohne ihre Schuld unglücklich mache, daß er ihre heiteren Tage trübe. Er fragt ſich, ob es nicht übermäßiger Stolz ſei zu verlangen, daß ihn Lili erkenne und erkennend liebe, „erkenn' ich ſie vielleicht auch nicht, und da ſie anders iſt wie ich, iſt ſie vielleicht nicht beſſer?" Dann aber füllt ihre Gegenwart wieder ſein Herz mit der höchſten Wonne, er fühlt ſich in dieſen Stunden „in der grauſamſt feierlichſt ſüßeſten Lage ſeines Lebens, in der er durch die glühendſten Thränen der Liebe den Mond und die Welt ſchaut, und in der ihn Alles ſeelenvoll umgiebt". Aber indem er in dieſer Stille nur wieder ein Gewitter ahnt, das ſich immer in den harmloſeſten Tagen zuſammenziehe, ruft er ſchmerzlich aus: „Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem, wahren Genuſſe und Leiden die Seligkeit, die Menſchen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überſpannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?" Wohl mochte die lebensfrohe Braut jener Neigung anzuziehen, die der Dichter in „Lili's Park" mit Laune dargeſtellt hat, auch während der Zeit, wo ihr Herz demſelben ganz gehörte, ihm zur Unluſt mehr als billig nachgegeben haben, und Göthe, zu leicht zu unbegründeter Eiferſucht hingeriſſen, oft ungerecht gegen ſie geweſen ſein, ſo daß ſich nur zu oft jener ſtumme Trotz einſtellte, in welchem die Liebenden wochenlang ſich nichts zu ſagen wußten. Aber es würde ſich dennoch der Bund ihrer Herzen gewiß nicht aufgelöſt haben ohne jene Einwirkung von Verwandten und Freunden, welche, der Verbindung nicht geneigt, nur zu gerne kleine Zerwürfniſſe benutzten, um ihre Herzen einander zu entfremden. Das beſtändige Aufhetzen untergrub endlich eine auf herzliches Vertrauen gegründete Liebe, deren Ernſt ſich in einer Aeußerung Lili's aus der ſpäteren Zeit ihres Brautſtandes, an des Geliebten Seite ſelbſt in Amerika ihr Glück ſuchen zu wollen, auf das edelſte offenbarte, und deren Tiefe uns das Wort Göthe's ahnen läßt, welches er, als ſich ihr Stern ſchon

zum Untergange neigte, an die Freundin richtet: er zittere vor dem Augenblick, da ihm Lili gleichgültig und er hoffnungslos werden könnte. Aber nur zu bald erschien dieser Augenblick, wenn der Dichter auch noch lange das Bild der Geliebten im Herzen trug und ihn noch lange der tiefe Schmerz durchzitterte, der in dem einfachen, ergreifenden Liede sich ausspricht:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht,
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Drei Jahre nach der Auflösung des Verhältnisses, im August 1778, vermählte sich Lili mit dem Banquier von Türkheim in Straßburg. Im folgenden Jahre besuchte sie Göthe auf seiner Durchreise, als er den Herzog Karl August von Weimar in die Schweiz begleitete; er sah sie als glückliche Gattin und Mutter wieder. Es war das letztemal, daß sich die früher Verbundenen im Leben begegneten. Als aber die Erinnerung an diese Jugendliebe schon längst in Göthe's Seele zurückgedrängt war, am Tage nach der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, wurde ihm die Ueberraschung zu Theil, in einem schönen französischen Husarenoffizier, der sich zu ihm führen ließ, Lili's Sohn vor sich zu sehen, welcher den Jugendgeliebten der Mutter aufzusuchen nicht versäumt hatte.

Nachdem wir Göthe durch sein vielbewegtes Jugendleben begleitet haben, können wir nun, bei dessen Abschluß auf dasselbe

zurückblickend, der unermüdlichen Arbeit des Jünglings an seiner Ausbildung, dem tiefen Ernste, mit welchem jederzeit der reichbegabte Dichtergeist seiner Vollendung entgegenrang, unsere Anerkennung, und den Erfolgen, welche dieses edle Streben krönten, unsere Bewunderung nicht versagen. Dürfen wir aber dem Dichter ein gleich ernstes sittliches Streben zuerkennen, und müssen wir nicht vielmehr, wenn wir ein Liebesverhältniß nach dem andern entstehen und sich wieder auflösen sehen, in den ihm schon so oft gemachten, ja stereotyp gewordenen Vorwurf miteinstimmen, daß er, von allzugroßer Beweglichkeit des Herzens, es mit der Liebe nicht sehr ernst genommen habe? Denn wer so oft den Gegenstand seiner Zuneigung gewechselt hat, der kann, so urtheilt man, die Liebe niemals tief empfunden haben. Wir würden fürwahr dem Dichter großes Unrecht thun, wenn wir diesen im alltäglichen Leben sich oft bestätigenden Satz auf ihn anwenden wollten. Wohl war ihm als ein Erbtheil der Natur ein überaus empfindsames, weiches, für alle Eindrücke empfängliches Herz gegeben, welches sich am wenigsten der allbezwingenden Macht der Liebe verschließen konnte. Aber wie dürfte dieses reizbare und leicht entzündliche Herz gerade dem Dichter zum Vorwurf gereichen, welcher aus seinem mannichfach bewegten, von Freude erweiterten und von Leid durchzitterten Inneren die Stoffe seiner Dichtungen schöpft, an denen sich die Herzen der Mit- und Nachwelt erheben? Am meisten aber verkennt man Göthe, wenn man glaubt, seine Liebe, welche einmal entzündet, ihn ganz und gar durchdrang und mit der tiefsten Innigkeit des Gefühls empfunden wurde, sei oberflächlich und flatterhaft gewesen. Wenn er freilich später selbst einen Unterschied in der Stärke seiner Neigung gemacht und sogar geäußert hat, daß seine Liebe zu Lili seine einzige und wahre gewesen sei, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Urtheil aus den Erinnerungen an das gereiftere Alter und an die Zeit des Brautstandes, in welchem erst der wahre Ernst der Liebe sich zugesellt, entsprungen ist. Aber wie innig und tief empfand dieselbe der Jüngling, so oft sich ihr

ſein Herz geöffnet hatte, wie ſchmerzlich für ihn löſt ſich jedes Verhältniß, wie lange tönen noch die Schwingungen nach und verſtärken ſich oft plötzlich zu ungeahnter Gewalt, wenn die Liebe ſchon erloſchen ſchien! Er ſetzte ſich fürwahr nicht leichten Muthes über getäuſchte Hoffnungen hinweg und ſchlug ſich nicht ſchnell getröſtet das verlorne Glück aus dem Sinn; ſo oft ſich eine Verbindung auflöſte, kämpfte er einen ernſten, ſittlichen Kampf, nach welchem ſein von Leidenſchaft ergriffenes Herz erſt nach Entſagung und Schmerz die geſuchte Ruhe wiederfand. Je öfter und ſchmerzlicher er den Unbeſtand des Liebesglückes erfahren mußte, deſto tiefer empfand er dennoch, was er einmal an Auguſte von Stolberg geſchrieben hat, daß „ſein Innerſtes ewig und allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der Reinheit, die ſie ſelber iſt, ausſtößt und ſo endlich lauter werden wird, wie geſponnen Gold". Eine moraliſche Schuld lud Göthe nur auf ſich, als er im zweiundzwanzigſten Jahre die Verbindung mit Friederike abbrach. Muß uns aber das nicht gerade mit dem Dichter ausſöhnen und mit Achtung gegen ihn erfüllen, daß er der Mit- und Nachwelt dieſe Schuld frei bekannte und auch nicht mit dem geringſten Scheingrund dieſen Bruch zu beſchönigen ſucht? Wie Wenige mag es geben, die ſo vorurtheilsfrei und ſtrenge über ihre vergangene Jugend, deren Fehltritte man ſo leicht zu entſchuldigen geneigt iſt, richten würden! Wie ſelten wird bei uns ein Liebesverhältniß eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings mit dem Ernſt beurtheilt, mit welchem Göthe das ſeinige beurtheilt hat! Statt anzuklagen hätten wir eher Grund, ihn zu beklagen, daß ihm ſein Schickſal nicht zu günſtiger Stunde ein Weſen zugeführt hat, welches, noch nicht gebunden, ein reiches Innere der reichen Welt des Dichters entgegenbringen konnte, und daß, wo ihm dies zu Theil zu werden ſchien, von äußeren, erkältenden Einflüſſen die ſchon entfaltete Blüthe zerſtört wurde. Bringen wir aber Göthe's dichteriſchen Beruf in Anſchlag, ſo können wir uns nur Glück wünſchen, daß er ſich der edlen Weiblichkeit in ſo vie-

len anziehenden Gestalten genähert hat. Denn wie die Früchte dieses mannichfachen Verkehrs eine reiche Zahl der anmuthigsten Liebeslieder voll tiefer und wahrer Empfindung gewesen sind, so würde der Dichter auch sicherlich auf andere Weise nicht zu dem Ruhme gelangt sein, in seinen Werken die Frauenwelt in ihrer reinsten Wahrheit, in ihrem tiefsten Reichthum dargestellt zu haben, nicht allein unter den vaterländischen Dichtern, sondern auch mit Shakespeare unter den Dichtern aller Zeiten und Nationen. Margarethe im Faust, Klärchen im Egmont, Marie und Elisabeth im Götz, Lotte im Werther, Iphigenie, die beiden Leonoren im Tasso, Dorothea, Ottilie in den Wahlverwandtschaften, Natalie in den Lehrjahren, und wie sie alle heißen, sind Frauencharaktere von der größten Naturwahrheit und bei aller inneren Verschiedenheit von der höchsten Anmuth; sie sind Blumen von den schönsten und zartesten Farben, welche des Dichters Hand zu einem unverwelklichen Kranze zur Verherrlichung wahrer Weiblichkeit gewunden hat.

Nach der Auflösung der Verbindung mit Lili fühlte sich der Dichter in Frankfurt immer vereinsamter. Schon früher hatte er den Verlust der bewährten, treuen, stets um ihn besorgten Freundin, der Fräulein von Klettenberg, deren Tod nach langem Leiden nicht unvorhergesehen erfolgt war, schmerzlich empfunden. Um so leichter wurde es ihm daher, da so feste Bande, welche ihn an die Vaterstadt geknüpft, sich gelöst hatten, dieselbe zu verlassen, als nun der für ihn so wichtige und entscheidende Zeitpunkt heranrückte, welcher ihn derselben entführen sollte. Schon im December des Jahres 1774 hatte der Erbprinz Karl August von Weimar und Prinz Konstantin in Begleitung des Erziehers des letzteren, Karl Ludwig von Knebel, auf ihrer Durchreise nach Paris Göthe sich vorstellen lassen. Dieser war den fürstlichen Reisenden auf mehrere Tage nach Mainz nachgekommen, und hatte in diesen Tagen die gegenseitige Annäherung gefördert. Nun kam im September Karl August, der unterdessen Herzog geworden war, abermals durch Frankfurt, um seine fürst-

liche Braut, die Prinzessin Luise von Darmstadt, heimzuführen. Die wiederholte Einladung zu einem Besuche in Weimar nahm Göthe ohne Zögern an; es wurde verabredet, daß er in einem Wagen, der in Straßburg verfertigt wurde, mit dem Kammerjunker von Kalb dem Herzog nach Weimar nachfolgen sollte. Schon hatte sich Göthe von allen seinen Freunden und auch von Lili verabschiedet; doch der Wagen traf nicht zur bestimmten Zeit ein. Der mißtrauende Vater sah in dem Hergang der Dinge eine Demüthigung, die man seinem Sohne absichtlich zugedacht habe. Vierzehn Tage mußte der Dichter, welcher, nachdem er Abschied genommen, sich als abwesend hatte angeben lassen, auf seinem Zimmer zubringen. Des Vaters Hypothese gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit, sein Wunsch, daß der Sohn Italien besuchen möge, wurde immer dringender. Göthe ging endlich auf denselben ein und der nächste Morgen sah ihn schon an der Bergstraße. In Heidelberg hatte er einige Tage zu verweilen beschlossen, um die Vertraute seiner Liebe zu Lili, Fräulein Delf, zu besuchen. Man behandelte den Dichter daselbst sehr zuvorkommend, man suchte ihn durch eine projectirte Verbindung, die nach seiner Rückreise geknüpft werden sollte, für den pfälzischen Hof zu gewinnen. Doch beschloß Göthe sich auf sanfte und artige Weise loszulösen und den folgenden Tag die Reise wieder fortzusetzen. Da weckt ihn mitten in der Nacht das Horn eines Postillons aus dem Schlaf. Es war eine Estafette, vom Kammerjunker von Kalb von Frankfurt aus abgesendet, um den Dichter zurückzurufen. Er hatte auf den noch nicht fertigen Wagen warten müssen, war dann über Mannheim nach Frankfurt gereist und fand zu seinem Erstaunen Göthe abwesend, im Begriff, eine weite Reise zu unternehmen. Kurze Zeit schwankte der Dichter an diesem wichtigen Scheideweg; die Freundin ließ es an dringenden Bitten zu bleiben nicht fehlen. Er riß sich los, sie wollte ihn nicht ziehen lassen, so daß er endlich leidenschaftlich in die Worte seines Egmont ausbrach, dessen Charakterbild zu entwerfen er in der letzten Zeit beschäftigt war:

„Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert man ſich doch kaum, woher er kam.“

9.

Weimarer Aufenthalt von 1775—1786. Hofleben und Freundeskreis.

Als Göthe an dem Scheidewege, an den er ſich zur Wahl zwiſchen zwei ganz auseinandergehenden Lebensbahnen mit ſo zwingender Nothwendigkeit geſtellt ſah, mit den Worten ſeines Egmont dem Zurückrufe nach Frankfurt als einem Schickſalsrufe, welchem ſich der Menſch vergeblich widerſetzen würde, Folge leiſtete, war es doch der Zug ſeines Innern, der, mit gebietender Macht ſich ankündigend, ihn in demſelben des Schickſals Stimme erkennen ließ. So ſelten er ſelber in ſpäterer Zeit ſich die Frage vorgelegt haben wird, wie ſich wohl ſeine Laufbahn auf dem zweiten Lebenswege, der vor ihm lag, geſtaltet haben würde, ſo oft haben Andere ſich zu Reflexionen über die Frage veranlaßt geſehen, ob ſeine damalige Entſcheidung ſeiner poetiſchen Thätigkeit förderlich geweſen ſei oder nicht. Ob Göthe groß geworden ſei durch Weimar, oder ob er noch größer geworden wäre ohne Weimar, darüber iſt ſchon viel geſprochen worden, und letzteres zu bejahen war man mindeſtens eben ſo oft geneigt, als es zu verneinen. Wenn aber ohnehin eine ſolche Frage einem vollendeten und abgeſchloſſenen Wirken gegenüber und in Betracht der

unendlichen Zufälligkeiten, welchen das menſchliche Leben ausgeſetzt iſt, als höchſt müßig erſcheint, ſo dürfen wir im Hinblick auf Göthe's eigene Zufriedenheit mit ſeiner nachmaligen Stellung und auf ſeine reiche poetiſche Productivität, welche die Nation mit dem koſtbaren Schatz ſo vieler vollendeter Dichtungen beſchenkt hat, um ſo ruhiger und unbekümmerter die Beantwortung derſelben von uns abweiſen. Aber auch jene oft wiederholten Urtheile der Zeitgenoſſen, die vor dem zweiten Dichterfrühling Göthe's ſich gebildet und in ſeiner verminderten Productivität während der zehn erſten Jahre ſeines Weimarer Aufenthalts einen triftigen Grund zum Tadel gegen ihn gefunden haben, erſcheinen ebenſo ungerecht als unverſtändig. Denn ungerecht gegen den Dichter müſſen immerhin die Urtheile erſcheinen, welche hauptſächlich nur auf übertriebene Gerüchte von dem ausgelaſſenen und zerſtreuenden Hofleben, dem Göthe in Weimar ergeben ſei, ſich ſtützten, wenn es auch erklärlich iſt, daß bei dem geringeren Verkehre damaliger Zeit und bei der untergeordneten Stellung Weimars unvortheilhafte, oft aus der unlauterſten Quelle fließende Aeußerungen, zumal wenn ſie von Mitgliedern der Weimarer höheren Geſellſchaft ausgingen, auf kürzere oder längere Dauer ſelbſt bei den Freunden Göthe's Eingang finden konnten. Daß aber die Nation ſo lange über dieſe Lebensverhältniſſe ihres größten Dichters im Dunkeln bleiben konnte oder dieſelben im falſchen Lichte ſah, dazu haben auch Berichte aus ſpäterer Zeit ihr Theil beigetragen. Haben doch Bücher, wie Böttiger's „Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen", welche geſchrieben wurden, als ſchon ſechszehn Jahre ſeit Göthe's Ueberſiedelung nach Weimar verfloſſen waren, das zweifelhafte Verdienſt, Anekdoten aus jener Zeit, die zum Theil ſchon der Alles umgeſtaltenden Macht der Mythe verfallen waren, dem Publikum vorzuführen, und indem ſie die Geiſtesheroen, die damals in Weimar verſammelt waren, gleichſam in ihrem Hauskleide zeigten, dieſelben von ihrer Höhe herab auf das Niveau anderer gewöhnlicher Sterblicher zu ziehen. Und wie unberechtigt war das Ver-

langen, welches man an den Dichter ſtellte, daß er in kurzer Zeit wieder weltbezwingende Werke, wie den Götz und Werther's Leiden hervorbringen ſollte! Denn auch der Genius iſt, ſo weite Bahnen er durchfliegen mag, nicht ſchrankenlos und bedarf bei der wirkungsreichſten Schöpferkraft auch der zeitweiſen Ruhe zur Stärkung und Sammlung für neue Stoffe. Jene erſten Jahre der Weimarer Zeit, welche man ſo oft als verlorene bezeichnet hat, waren eine Epoche, in der naturgemäß die Productivität Göthe's im großen Ganzen einen Stillſtand machen mußte. Denn ein neues Leben mußte von der Individualität des Dichters erſt aufgenommen und verarbeitet werden, nachdem der innere Gehalt der früheren Epoche ausgeſprochen und damit überwunden war. Die Früchte zeitigten im Verborgenen, ungeſehen von den Augen der Menge, welche da öde Sterilität erblickte, wo die tüchtigen, ſtarken und tiefliegenden Keime ſich im Dunkel mit langſam wirkender, aber nachhaltiger Kraft zu gedeihlichem Leben entwickelten. Erſt die neuere Zeit, welche aufgeklärter iſt über dieſe Lebensepoche Göthe's, iſt auch gerechter gegen den Dichter geworden, und hat, wie ihr der früheren voraus vergönnt iſt, tiefer in ſein Seelenleben während derſelben zu blicken, auch geſtützt auf dieſe Einſicht jenen ſcheinbaren Stillſtand des Dichters mit beſſerem Verſtändniß zu würdigen gewußt.

Wenn ſich Jemand noch ſo ſehr gegen die gute Meinung von Göthe's damaligen Lebensverhältniſſen verſchloſſen hätte, ſo müßten ihn die erſchienenen Briefwechſel, durch welche der Dichter auf das glänzendſte gerechtfertigt wird, eines Beſſern belehren. Wie männlich, kräftig und ſtrebſam erſcheint er in den Briefen an Merck, wie groß und edel in denen an Knebel; wie verſchwinden hier alle die trüben Nebel, mit denen Vorurtheil und gehäſſige Geſinnung ſeine Perſon umhüllt hatten! Und wie unwiderleglich drängt ſich uns, je tiefer wir in den Briefen an die Frau von Stein in ſein Inneres blicken, wo keine Falte uns verborgen bleibt, die Ueberzeugung auf, daß in der warmen Dichterbruſt

ein großes, menſchlich fühlendes, nach wahrer ſittlichen Vollendung ringendes Herz geſchlagen habe!

Als Göthe von dem jugendlichen Herzoge Karl Auguſt, zwar vorläufig nur zu flüchtigem Beſuche eingeladen, in ſeinem ſiebenundzwanzigſten Jahre nach Weimar überſiedelte, that er den entſcheidenden Schritt, der von dem vollendeten Jünglings- in das Mannesalter führt. Denn wenn auch der Gegenſatz in der Weltanſicht des Jünglings und Mannes ſich erſt in einem Zeitraume von mehreren Jahren auszugleichen pflegt, ſo war doch für ihn die plötzliche Veränderung der äußeren Lebensverhältniſſe die von ſelbſt ſich ergebende Grenze, welche die beiden Epochen ſeines Lebens und Wirkens von einander trennte. An den verſchiedenen Orten ſeines oft wechſelnden Aufenthalts hatte er bisher Kenntniſſe und Lebenserfahrungen geſammelt und ſeinen Geiſt vielſeitig ausgebildet; intereſſante Reiſen hatten das ſchon frühe in heftige Bewegung geſetzte Gemüth wohlthuend beruhigt und die leidende Seele wieder geheilt; in dem freundſchaftlichen Verkehre mit den verſchiedenſten Individualitäten hatte er durch Austauſch der Lebensanſichten und Ideen den Reichthum ſeines Geiſtes zu noch größerer Fülle erweitert; die Freuden und Leiden des Jünglingsalters waren durchgekoſtet. Das äußerlich Bewegliche deſſelben und das innerlich oft noch Schwankende, das unruhvolle Ringen und Drängen ſollte nun bald aufhören, nachdem eine beſtimmte Lebensbahn vor dem Dichter geöffnet worden war, auf der er mit dem beſonnenen und nachhaltigen Streben des Mannes voranſchreiten ſollte. Der Ernſt des Lebens trat ihm nun entgegen; die Laſt des Lebens wurde auf ſeine Schultern gelegt; der bisher ſorglos wandernde und ruhig genießende Dichter wurde nun auf längere Zeit an die Scholle gefeſſelt, um auch ſeine Wirkſamkeit als Bürger in dem ihm angewieſenen Kreiſe zu bethätigen. Aber die Laſten drückten ihn nicht nieder, ſondern ſtärkten die Elaſtizität des Geiſtes, der bald friſch und jugendkräftig in unſterblichen Dichtungen ſich offenbarte. Wie ſehr auch Göthe ſelbſt die Nothwendigkeit einer ſolchen Verpflanzung in ganz andere Lebensver-

hältniſſe erkannt hat, geht aus einem Briefe hervor, den er, als ihm auf eine ſchon ſechsjährige Erfahrung in ſeinem neuen Wirkungskreiſe zurückzublicken vergönnt war, an ſeine Mutter richtete: „Sie erinnern ſich", ſchreibt er dort, „der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte. Unter ſolchen fortwährenden Umſtänden würde ich gewiß zu Grunde gegangen ſein. Das Unverhältniß des engen und langſam bewegten bürgerlichen Kreiſes zu der Weite und Geſchwindigkeit meines Weſens hätte mich raſend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menſchlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meiſt durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler ſich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß geſetzt zu ſehen, dem ich von keiner Seite gewachſen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir ſelbſt und dem Schickſale überlaſſen, durch ſo viele Prüfungen ging, die ſo vielen hundert Menſchen nicht nöthig ſein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerſt bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu ſein, einen glücklicheren Zuſtand wünſchen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat."

Will man ſich ein Bild von dem Weimar machen, welches in den ſiebenziger und achtziger Jahren die Wohnſtätte einer edlen und kunſtſinnigen Fürſtenfamilie war, und in ſeinen Mauern die Heroen unſerer Literatur beherbergte, ſo muß man die etwaigen Vorſtellungen von dem jetzigen freundlichen Weimar, welches ſeine reinlichen Straßen, ſeine hervorragenden Gebäude, ſeine parkartige Umgebung jenen und den folgenden Decennien zum großen Theil verdankt, bedeutend herabſtimmen. Die Stadt zählte damals kaum mehr als ſechstauſend Einwohner; ihr Aeußeres war ſehr beſcheiden, ja dürftig, ſo daß noch Schiller um's Jahr 1786 an ſeinen Freund Körner ſchreiben konnte: „das Dorf Weimar," und daß es Herder, freilich in einem Zuſtande der Mißſtimmung, um

dieſelbe Zeit ein Mittelding zwiſchen Hofſtadt und Dorf nannte. Dagegen exiſtirten noch als Reſte einer mittelalterlich-kleinſtädtiſchen Polizeicontrole beläſtigende Einrichtungen, wie das Anhalten aller zu Wagen das Thor Paſſirenden, und das von dem Thorſchreiber mit gewiſſenhafteſter Pünktlichkeit vollzogene Anmelden derſelben bei dem Herzoge. Auch die Verbindung mit den Nachbarſtädten war von höchſt ländlich unvollkommener Art. Noch in den neunziger Jahren wurde die Correſpondenz zwiſchen Göthe und Schiller durch eine Botenfrau befördert; und die neu entſtandenen Geiſtesprodukte, welche ſich die großen Dichter zu wechſelſeitiger Beurtheilung zuſendeten, gingen durch ihre Hand von Weimar nach Jena und von da zurück. Selbſt der Weimarer Hof wohnte damals keineswegs bequem und ſeinen Bedürfniſſen gemäß. Er hatte ſich nach dem Brande, welcher im Jahre 1774 das alte Reſidenzſchloß verheert hatte, in den beſchränkten Räumen des ſogenannten Fürſtenhauſes einrichten müſſen, von denen uns Schöll in ſeinen Merkwürdigkeiten Weimars nicht das günſtigſte Bild entwirft: „In Sälen und Gemächern, an welchen der urſprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubeſſern war, unter Decken, die gelegentlich dem Einſturz drohten, fand die luſtige Unruhe der erſten Regierungsperiode Karl Auguſt's ihren Spielraum.“ In dieſen Räumen wurde getafelt und Comödie geſpielt, hier fanden Concerte und Hofbälle ſtatt, während in dem oberen Stocke des Gebäudes die Conſeilsſitzungen abgehalten wurden.

Dem unbedeutenden Aeußeren der Stadt entſprach auch der beſchränkte Sinn der Einwohnerſchaft, welche im Anſchauen des Großen, was ſich vor ihren Augen entfaltete, wie Stahr ſagt, nicht über das philiſterhafte Stutzen und Staunen hinauskam „Wie ſollte ſie auch? Die Stadt Weimar kam zu ihrer Stellung als Deutſchlands Muſenſitz, wie der Bettler zum Goldſtücke, das ihm die Laune eines vorüberfahrenden Reichen ſtatt der erbetenen Kupfermünze hinwirft. Nur daß die Weimaraner von damals weit davon entfernt waren, des Bettlers Freude zu theilen.“

Keineswegs geneigt, das edle Bemühen ihres Regentenhauſes, die geiſtigen Größen des Vaterlandes um ſich zu verſammeln, nur einigermaßen zu würdigen, erſchien dem am Hergebrachten klebenden Philiſterthum das Herbeiziehen der „Schöngeiſter" als etwas an und für ſich ganz Unerhebliches, für es ſelbſt aber als eine höchſt unbequeme Neuerung, durch welche es ſich beeinträchtigt fühlte, und deren ganze Mißliebigkeit dieſe Fremdlinge zu empfinden hatten. Als die Herzogin Amalie im Auguſt 1778 von einer Reiſe, welche ſie zum Theil in Begleitung Merck's gemacht hatte, nach Weimar zurückkehrte, wurde ſie zwar, wie Wieland an dieſen ſchreibt, mit Trompeten, Pauken und Jubilo der treudevoteſten Bürgerſchaft empfangen; minder devot war aber der Ton der Reden, welche ein vorauseilendes Gerücht unter ihr veranlaßt hatte: die Leute ſagten, die Herzogin würde einen ſchönen Geiſt, den ſie unterwegs aufgegabelt hätte, mitbringen, der ſich Marcks nennte, und in Gemäßheit eines ſo kräftigen Namens gar ein gewaltiger Kerl wäre. Man war ſchon geſpannt auf allerlei luſtige Scenen, wenn alle Marckſe, neue und alte, ſich miteinander herumbiſſen, und war begierig zu ſehen, ob der neue Marcks über den, der nun bald drei Jahre in Poſſeſſion wäre, den Sieg davon tragen, oder ob dieſer ſich in der Poſſeſſion maintenirer und jenen wieder wegbeißen würde. „Denn im Grunde," fährt Wieland fort, „kannſt Du Dir kaum vorſtellen, wie verhaßt hier der Name eines ſchönen Geiſtes iſt, und was für ein verdammtes Gallimathias von confuſen Begriffen die Leute mit dieſem Namen verbinden."

In dieſe Umgebung, wo die Huld einer feingebildeten Fürſtenfamilie ihn erwartete, wo aber auch lauernde Schelſucht ſelbſt von Perſonen, welche dieſer nahe ſtanden, wachſam war, trat Göthe im November 1775 ein. Indeſſen erregte ſeine perſönliche Erſcheinung allgemeine Theilnahme und Bewunderung. Knebel ſchreibt: „Wie ein Stern ging er auf; Jedermann hing an ihm, ſonderlich die Damen." Wenn ſchon ſeine einnehmende Perſönlichkeit geeignet war, die Herzen in raſchem Siegesſturme zu ge-

winnen, ſo erhöhte er noch das Intereſſante derſelben, indem er ſich in ſeiner äußeren Erſcheinung als den Dichter des Werther ankündigte. Er trat im Wertherkoſtüm auf, welches auch alsbald zur Hoftracht gemacht und von dem Herzog ſelber angelegt wurde. Die erſten Monate vergingen unter Vergnügungen und Feſten aller Art; mit Bällen, Maskeraden, Schlittenfahrten, Eislauf wechſelten Jagden, Ausflüge auf die nahe gelegenen Luſtſchlöſſer und einſame Wanderungen in die nahen Gebirgsgegenden. Ueberall fand der auf den hochgehenden Wogen des neuen Lebenselementes eingeſchiffte Dichter Gelegenheit, den beliebten „Freiweghumor" in ſeiner ganzen Fülle und Friſche zu zeigen. Auch unter der übrigen Umgebung des jugendlichen Herzogs waren Elemente genug, welche den geiſtreich heiteren Ton der Geſellſchaft auf ſeiner Höhe zu erhalten wußten, wie Graf von Seckendorf, und Herr von Einſiedel, an welchen Göthe immer thätige Kunſtgenoſſen fand, die ihm durch ihre muſikaliſchen und ſelbſt poetiſchen Talente die Hoffeſte verherrlichen halfen. Auch Bertuch, Knebel und Andere wirkten durch ihre geſelligen Talente zur Unterhaltung des lebensfrohen Kreiſes mit. Wohl mochte deſſen ungewöhnliches Treiben dem nüchternen und an der Etikette feſthaltenden Beobachter auffallend erſcheinen, ja es mochte der noch ſchäumende Moſt der Jugend in dieſem Genieleben öfters überſprudeln und ihre Scherze und ihr Humor zuweilen die Grenzen feinen Anſtandes überfliegen, wenn die jungen Männer, wie Göthe ſelbſt an Merck ſchreibt, des Teufels Zeug trieben. Doch theilte ſich ein höherer und edlerer Reiz dieſen geſelligen Vergnügungen und Feſtlichkeiten mit, wenn, was häufig geſchah, die Frauen an ihnen Theil nahmen, durch deren Gegenwart der hervorbrechende Uebermuth burſchikoſer Ausgelaſſenheit gezügelt und in den Schranken feiner Schicklichkeit gehalten wurde. Die geiſtreiche Herzogin Mutter Anna Amalie, die Urenkelblüthe des Hauſes Eſte und Nichte Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch Anmuth und gediegene Bildung, die ſie in ſpäteren Jahren ſelbſt durch Erlernung des

Griechiſchen noch erhöhte, die Schöpferin dieſes regen geiſtigen Lebens, war auch der eigentliche Mittelpunkt deſſelben und die „Schutzherrin dieſer geſelligen Munterkeit“. Auch ihre nähere Umgebung, die Frau von Stein, die Fräulein von Göchhauſen, die Kammerſängerin von Rudorf, die nachmalige Gattin Knebel's, und Andere belebten und verſchönerten die Cirkel durch ihren gebildeten Geiſt und ihre perſönliche Anmuth. Und wenn die Männerwelt ſchon in dieſer Umgebung ihren Witz zwar herausgefordert, aber in den Grenzen feiner Sitte gehalten ſah, ſo ging noch mehr von der zartfühlenden und ſanften Herzogin Luiſe, welche, nach den ſtrengſten Anſtandsregeln erzogen, beſonders im Anfang ſich vor der genialen Ausgelaſſenheit in ſich zurückgezogen hatte, eine beſänftigende Macht auf jene aus, welche das Gefühl einer zarten Scheu vor der edlen, leicht verletzlichen Weiblichkeit ſie lebhaft empfinden ließ. Je länger Göthe ſich in dieſen Kreiſen feiner Bildung bewegte, deſto tiefer wurzelte in ihm die Ueberzeugung, welche er in ſeinem Taſſo ausſpricht:

Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme, was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.

Als auf Veranlaſſung Göthe's bald auch die berühmte Sängerin Corona Schröter, welche er in Jugendliedern ſchon beſungen hatte, von Leipzig als Kammerſängerin nach Weimar berufen wurde, ging in dieſer reichbegabten, gebildeten und anmuthigen Künſtlerin den dortigen Cirkeln ein neuer Stern auf.

Schon im Januar 1776, als es ſich entſchieden hatte, daß Göthe dauernd in Weimar bleiben würde, begann die hohe Fluth der geſelligen Luſtbarkeiten zu ebben. Aber der Dichter hatte, wie er im December an Lavater ſchrieb, täglich mehr gelernt, auf der Woge der Menſchheit zu ſteuern und hielt, als noch lange die geniale Luſt in den Andern fort-

tobte, oft ſchon den Blick aus den Zerſtreuungen auf die ernſte Aufgabe des Lebens und auf das Ziel ſeines Dichterberufes gerichtet. Auch die Feſtlichkeiten wiederholten ſich ſeltener, wie es denn überhaupt nach Riemer's Bericht eine ganz irrige Vorſtellung iſt, wenn man glaubt, daß dieſe Luſtbarkeiten und Scherze eine ununterbrochene Kette oder gar ein Spalier von Immergrün und Jelängerjelieber gebildet hätten; ſie ſind vielmehr für dieſe Zeit, die des dringenden Ernſtes keineswegs entbehrte, nur wie Lichtpunkte, wie einzelne glänzende Sterne zu betrachten, die aus dem gleichmäßigen Grunde des alltäglichen Lebens hervorſtrahlen. Deſſenungeachtet veranlaßte das Neue und Ungewöhnliche dieſes Weimarer Lebens ſogar bei Mitgliedern der dortigen höheren Geſellſchaft manche üble Nachrede und Verdächtigung, die nur zu bald ganz Deutſchland durchflog. Vornehmlich trug der Graf Görz, früherer Erzieher des jungen Herzogs, während einer Reiſe nach Darmſtadt und in die Rheingegenden dazu bei, die Zuſtände in Weimar nicht im günſtigſten Lichte zu zeigen. Auf eine Mahnung Merck's erwiedert dieſem Wieland im Juli 1774: „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wußt' ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Göthe ſehr liirt war, Dalberg, von dem ich ſo viele ſchriftliche Zeugniſſe der größten, wärmſten Hochachtung und Liebe in Händen habe, ſchlecht von uns und von mir beſonders reden ſollte, hätt' ich ihm nicht zugetraut. Ihre Erinnerung, daß wir vorſichtiglich wandeln ſollen, ſind goldene Aepfel in ſilbernen Schalen." Dann ſpricht er ſpeciell über Göthe in demſelben Briefe: „Kurz, Ihr dürft glauben, daß die Kabale gegen Göthe und ſeine Freunde nichts als Neid und Jalouſie und Mißvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zur Quelle hat." Und je näher Wieland Göthe kennen lernte, deſto mehr fand er Anlaß, ihn gegen ungerechte Beſchuldigungen zu vertheidigen: „Göthe iſt immer der nämliche, ſchreibt er, immer wirkſam, uns alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, und ſelber nur durch Theilnahme glücklich. Ein großer, edler, herrlicher, verkannter Menſch, eben darum ver-

kannt, weil ſo Wenige fähig ſind, ſich einen Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.“ Bis in den äußerſten Süden und Norden des Vaterlandes, zu Lavater, zu Klopſtock und Auguſte von Stolberg waren dieſe Gerüchte von dem ſchrankenloſen Hofleben in Weimar gedrungen. Klopſtock fühlte ſich ſogar veranlaßt, einen wohlgemeinten, aber, da er Uebertreibungen als Wahrheit unterſtellte, ganz ungerechten Brief an Göthe zu ſchreiben. Es drängte ihn umſomehr, da es ſich auch um die Zukunft Friedrich's von Stolberg handelte, deſſen Beſuch in Weimar ein Anerbieten des Herzogs, in ſeine Dienſte zu treten, veranlaßt hatte. Um ſo ruhiger durfte Göthe die gegen ihn und den Herzog erhobenen Beſchuldigungen zurückweiſen. „Verſchonen Sie uns künftig mit ſolchen Briefen, lieber Klopſtock! Sie helfen uns nichts und machen uns nur ein Paar böſe Stunden. Sie fühlen ſelbſt, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßte als ein Schulknabe ein pater peccavi anſtimmen oder ſophiſtiſch entſchuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemiſch von allen dreien heraus, und wozu? Alſo kein Wort mehr zwiſchen uns und über dieſe Sache. Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz übrig bliebe, wenn ich auf ſolche Anmahnungen antworten ſollte. Dem Herzog that es einen Augenblick wehe, daß es ein Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wiſſen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg mag immer kommen. Wir ſind nicht ſchlimmer, und, will's Gott, beſſer, als er uns geſehen hat.“ Die Antwort Klopſtock's, in welcher er von Verkennung des Beweiſes ſeiner Freundſchaft ſpricht und rund heraus erklärt, Göthe ſei nicht werth, daß er denſelben gegeben habe, zerſtörte vollkommen das gute Einvernehmen, in welchem beide Dichter bisher mit einander geſtanden hatten. Auch Lavater's durch ein Gerücht erweckte Beſorgniß, als lebe die junge Herzogin nicht glücklich mit ihrem Gemahl, hatte Göthe zu beſchwichtigen, ſo wie er ihm auch über ſich ſelbſt die Verſicherung gibt: „Lieber Bruder, ſei nur ruhig um mich. Verlaß Dich — ich bin nun ganz eingeſchifft

auf der Woge der Welt, und wohl entſchloſſen, zu entdecken, zu gewinnen, zu ſtreiten, zu ſcheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen.“ Wenn dieſe letzte Alternative allerdings noch ſtark an den jugendlich kühnen Ton des Titanismus erinnert, ſo erſcheint daſſelbe Bild der ſtürmiſchen Wogen des Lebens und des ſich durchkämpfenden Steuermanns, nur veredelt und mit gemäßigtem, der beſonnenen Männlichkeit würdigeren Schluſſe in dem ſchönen Gedichte „Seefahrt“, welches der Dichter um dieſe Zeit Merck überſendet hat:

Doch er ſtehet männlich feſt am Steuer,
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend
Seinen Göttern.

Ueberhaupt hatte Göthe ſelbſt während der tumultuöſeſten Zeit die Ausgelaſſenheit des Genielebens nicht verſchlungen, er hatte in demſelben nur die Eine Seite ſeines Inneren hervorgekehrt. Die ihrer ſelbſt gewiſſe Kraft, die ſich in Frankfurt als jener Titanismus offenbart hatte, erſchien in Weimar, wo der Dichter mit einem neuen, aber aufregenden geſelligen Leben in Berührung kam, als kecker, feſſelloſer Humor, in welchem die Fülle ſeines Geiſtes in unverſiegbarem Fluſſe hervorſprudelte. Aber wie dort neben der Kraft die Weichheit, ſo lag auch hier neben dieſem genialen Muthwillen eine reiche Welt des wärmſten und tiefſten Gefühles, und die ganze Weichheit und Erregbarkeit eines zart empfindenden Herzens, die oft um ſo mächtiger hervorbrach, je ſtärker der Gegenſatz jener kecken Ausgelaſſenheit geweſen war. In einem ſolchen Momente, wo der der Ruhe bedürftige Dichter ſich in ſich ſelbſt zurückzog, hat die Sehnſucht ſeiner Friede ſuchenden Seele in einem der edelſten und reinſten ſeiner lyriſchen Gedichte ihren Ausdruck gefunden, in „Wanderers Nachtlied“, das er am 12. Februar 1776 am Hange des Ettersbergs gedichtet und der Frau von Stein überſendet hat:

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm', ach komm in meine Bruſt.

Indeſſen gewannen auch jene Hoffeſte durch die Kunſt mehr und mehr einen ernſteren und bedeutſameren Charakter und ſetzten ſogar Göthe's dichteriſche Natur in mannichfache Thätigkeit. Da man durch den Schloßbrand im Jahre 1774 ſich veranlaßt geſehen hatte, die Seyler'ſche Schauſpielergeſellſchaft zu entlaſſen, ſo drängte ſich nun in Ermangelung einer Bühne das Bedürfniß auf, ein Liebhabertheater zu errichten, welches Göthe bis zur Berufung der Bellomo'ſchen Truppe im Jahre 1783 mit großem Takt und Eifer leitete. Wenn man ſich recht lebendig vergegenwärtigt, von welcher Bedeutſamkeit dieſes Dilettantentheater ſogar für die Entwickelung unſerer dramatiſchen Kunſt und Literatur geworden, ſo fühlt man ſich doppelt tief von der Wahrheit der Worte Stahr's überzeugt, daß jener Brand des Schloſſes nöthig geweſen, um für die Weimariſche Genieperiode Göthe's mit allem, was daran ſich knüpft, die rechte Stätte zu bereiten. Es war eine ſchöne, aber auch höchſt folgenreiche Zeit, als die Weimariſche höhere Geſellſchaft, welche insgeſammt von dem Geiſte einer feinen Bildung getragen wurde, und in welcher ebenſo die Höhe der bürgerlichen Societät als die Macht der Genialität vertreten war, die Kunſt geradezu in das Leben hinübertrug, und dieſes mit den mannichfachſten Reizen derſelben verſchönte. So leicht möchte ſich wohl nie wieder eine Geſellſchaft von Dilettanten zuſammenfinden, wie die zu Weimar war, wo der Herzog Karl Auguſt, die Herzogin Amalie, Prinz Konſtantin, wo der Dichterfürſt Göthe, der mit gefälligem poetiſchen und muſikaliſchen Talente begabte Hofcavalier von Seckendorf, der geniale, ſchalkhaft witzige von Einſiedel, der klaſſiſch gebildete Knebel, der Ueberſetzer des Don Quixote, Bertuch, der Märchendichter Muſäus, und auf

ſeiner Durchreiſe der berühmte Schauſpieler Eckhof auftraten, wo die Fräulein von Göchhauſen, von Kotzebue und von Rudorf ſpielten, und wo die erſten Rollen von der feingebildeten Künſtlerin Corona Schröter übernommen wurden, deren ausgezeichnetes Talent Göthe in den Worten verherrlicht hat:

Es gönnte ihr die Muſe jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.

So enge Räumlichkeiten für die Darſtellung Weimar ſelbſt und die Sommerreſidenz der Herzogin Amalie, das Schloß Ettersburg, bieten mochten, ſo wurden ſie doch durch den Maler Krauſe zu würdigen Tempeln der Kunſt ausgeſtattet. Selbſt Oeſer wurde bei beſonderen Gelegenheiten von Leipzig herbeigezogen, während der durch Göthe unſterblich gewordene Maſchiniſt Mieding mit Geſchick und Erfahrung das Techniſche der Aufführung beſorgte. Aber man wußte auch bei geeigneten Stücken die Bühne zu erweitern, man nahm die freie Natur zur Staffage der Kunſt, und die Darſtellungen gewannen den Charakter des Feenhaften, wenn, wie bei der Aufführung der „Zigeuner" von Einſiedel im Walde von Ettersburg durch die milde Sommernacht Hörnerklang ertönte, und Fackeln die Dunkelheit dieſer Waldbühne erhellten; oder wenn, wie im Juli 1772 zu Tiefurt, bei der erſten Darſtellung der „Fiſcherin" den Zuſchauern plötzlich, von zahlloſen Fackeln und Feuern magiſch erleuchtet, das ganze Ilmthal ſichtbar wurde, und der „Archimagus" Göthe ein herrliches Nachtſtück in Rembrandt's Geſchmack vor den erſtaunten Blicken ſehen ließ.

Der Charakter dieſer wandernden Bühne, deren darſtellendes Perſonal durch feingebildeten Kunſtſinn mindeſtens eine richtige Auffaſſung der Rollen, und deren Publikum ein vollkommenes Verſtändniß der Intention des Dichters und eine richtige Würdigung der Aufführung ſicherte, war ein äußerſt univerſeller. Der „zerſtreuten Flitterwelt des Carnevals" geſellte man durch ſie ſinnreiches Spiel und Handlung zu, und in dem burlesken Poſſenſpiel in Hans Sachs'ſcher Manier, in welchem ſich die alte Zeit „gutherzig, doch mit Ungezogenheit regte", war dem

Humor der Gesellschaft ein weites Feld gegeben, sich ungehindert zu ergehen. So erschien auf der Bühne Göthe's „Jahrmarktsfest von Plundersweilern", und im Jahre 1780 auf Weihnachten das von ihm zur Erheiterung der Herzogin Amalie gedichtete Stück „Das Neueste aus Plundersweilern". Nicht minder brach der Humor in Parodieen oft bis zur Verletzung einzelner durch ihn getroffener Mitglieder der Gesellschaft hervor, wie in Einsiedel's nach dem Englischen verfaßter Carrikaturoper „Eurydice" die Arie aus Wieland's Alceste, „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" unter Posthornbegleitung parodirt, und mit einem langen Triller auf den Reim Schnuppe verziert, zum Verdrusse des anwesenden Dichters reichlich belacht wurde. Sogar in das Alterthum griff man zurück, um sich an dem derben Humor des Aristophanes zu ergötzen, dessen Vögel nach Göthe's Bearbeitung zu großer Befriedigung der Gesellschaft zum erstenmale 1780 aufgeführt wurden. Und da man auch die strenge Muse nicht ganz vernachlässigte und auch wohl deutsche Dichtungen, französische und englische Uebersetzungen ernsteren Inhalts zur Darstellung brachte, so war für Göthe's dichterische Entwickelung diese vielseitige schauspielerische Thätigkeit von hoher Bedeutung. Die Einsicht, welche er durch die Leitung der Bühne in die Gesetze des Scenischen, und die praktische Erfahrung, die er in Beziehung auf Bühnenwirkung gewann, kamen seiner dramatischen Muse wesentlich zu Statten. Vorzüglich mußte es ihn in seiner Entwickelung als Schauspieldichter fördern, daß viele seiner eigenen dramatischen Stücke in Scene gingen, und er die Bühnenwirkung derselben und das, was ihr entgegenstand, näher zu erproben Gelegenheit hatte. Denn hier sah Göthe außer den angeführten zum erstenmale seine schon in Leipzig gedichteten Stücke „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", sein in der ersten Zeit des Weimarer Aufenthalts entstandenes Schauspiel „Die Geschwister", die meistens zur Verherrlichung von Geburtsfesten und bei anderen Veranlassungen aufgeführten Singstücke „Lila", Jery und Bätely", „Erwin und Elmire", „Scherz, List und

Rache", „Die Fischerin", „Der Triumph der Empfindsamkeit", und als die Krone aller dieser dramatischen Darstellungen die „Iphigenie" in ihrer ursprünglichen Bearbeitung zum erstenmale im Jahre 1780 über die Bühne gehen. So wirkungsreich die Gesammtdarstellung dieses letzten Stückes auf „die reinen Menschen" sein mußte, in welcher Corona Schröter die Iphigenie ganz nach Intention des Dichters, Knebel den Thoas sehr würdig, Prinz Konstantin den Pylades und Göthe selbst den Orest spielte, so mochte diesmal doch der Dichter selbst trotz seines dilettantenmäßigen Pathos in dem malerischen Gewande der Antike ganz besonders Augen und Sinn der Zuschauer auf sich gezogen haben. „Nie werde ich", sagt der Arzt Hufeland, der damals in Weimar war, „den Eindruck vergessen, den Göthe als Orest im griechischen Costüme in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit an einem Manne, als damals an Göthe."

Einen einfacheren und stilleren Charakter hatten die genußreichen Stunden, welche man in Tiefurt verlebte, in dessen ländlicher Einsamkeit sich Knebel mit dem Prinzen Konstantin eingerichtet hatte und drei Jahre zubrachte. Hierhin kam während dieser Zeit die Herzogin Amalie mit ihrem Gefolge von Ettersburg oder Belvedere, sowie die Herzogin Louise von Weimar aus gewöhnlich einmal in der Woche, und auch der Herzog und Göthe verweilten oft tage- ja wochenlang daselbst. In den regelmäßigen Zusammenkünften zu Tiefurt, die zuweilen auch große Gesellschaften, glänzende Feste, Illuminationen und Schauspiele unterbrachen, wurden meistens unter dem Vorsitze der Herzogin Amalie eigene und fremde Arbeiten gelesen, und die Beiträge zur Unterhaltung in dem „Tiefurter Journale" niedergelegt, das bis auf den heutigen Tag in seinem handschriftlichen Charakter dort aufbewahrt wird.

So zog die enge Verbindung mit dem Hofe, besonders als der erste Rausch des Genielebens vorüber war, Göthe keineswegs

völlig von seinem Dichterberufe ab, sondern gab ihm sogar mannichfachen Anlaß, seine Kräfte auf nicht unwürdige Weise zu üben, wenn es auch der Weihestunden stiller Sammlung bedurfte, um aus dem tieferen Schachte seines Geistes die edlen dichterischen Gebilde heraufzubeschwören. Wie wohlthätig mußte aber auch auf diese bedeutsamere poetische Thätigkeit die ganze geistige Atmosphäre dieser auserlesenen Gesellschaft wirken, in welcher der Dichter ein seinem Genius entsprechendes Lebenselement fand, wie genußreich und fruchtbringend mußte besonders der freundschaftliche Verkehr und der Ideentausch für ihn werden, in welchem er mit dem beweglichen Wieland, dem ideenreichen Herder, mit dem gebildeten Knebel beständig lebte! Das Verhältniß zu Wieland hatte sich gleich am ersten Abend ihres Zusammenseins sehr günstig gestaltet. Die alte Verstimmung gegen den jungen Dichter war sogleich vergessen; Wieland empfing den Ankömmling mit dem größten Wohlwollen; er war nach seiner enthusiastischen Weise ganz entzückt von ihm, und schrieb an Jacobi, noch ganz voll von dem Eindruck den Göthe auf ihn gemacht hatte: „O mein bestes Brüderchen, was soll ich Dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß.“ Die Bewunderung wuchs von Tag zu Tage, und wir haben schon gesehen, wie er ihm, dem Verkannten, gegen ungerechte Beschuldigungen auch ein eifriger Sachwalter gewesen ist. Und nun wieder seine dichterische Begabung rühmend, schreibt er an Merck: „Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er einem so schön über den Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“ Da von dieser Superiorität des Geistes, die Wieland so willig anerkannte, Göthe keinen Mißbrauch machte, so blieb das Verhältniß beider Männer zu einander fortwährend ein freundliches. Wohl kamen auch Stunden, in denen sie sich

mehr von einander entfernten, wo beſonders Wieland den ſinnenden, ernſter gewordenen, in ſich ſelbſt ſich zurückziehenden Freund nicht mehr verſtand, wo er ihn beklagt, daß in den fatalen Verhältniſſen, in welchen er ſtecke, ihn ſein Genius verlaſſen habe. „Er iſt immer gut und harmlos," ſchreibt er, „aber er theilt ſich nicht mehr mit." Doch gingen dieſe Zeiten jeweiliger Entfremdung, ſo wie Tage der Verſtimmung Wieland's, wenn er ſich zurückgeſetzt oder durch Scherze verletzt ſah, bald vorüber, und das alte freundſchaftliche Verhältniß kehrte immer wieder. Beide ſahen ſich oft in dem weiteren Geſellſchaftskreiſe, auch ſuchten ſie ſich wechſelſeitig zu Hauſe auf und theilten ſich dann wohl auch die neu entſtandenen Geiſtesproducte mit. Mit ganz beſonderer Befriedigung ſpricht Wieland von dem Beifall, der ſeinem Oberon, als er ihn Göthe vortrug, von dieſem zu Theil geworden ſei. „Tag meines Lebens hab' ich Niemand über das Werk eines Andern ſo vergnügt geſehen, als er es mit dem Oberon durchaus, ſonderlich mit dem fünften Geſang war." Auch hatte Göthe die zarte Aufmerkſamkeit, als Anerkennung für dieſe Dichtung Wieland einen Lorbeerkranz zu überſenden.

Auch mit Herder, welcher auf Göthe's Veranlaſſung ſchon im Jahre 1776 nach Weimar berufen worden war und durch ſeinen reichen Geiſt und den außerordentlichen Schatz ſeiner Kenntniſſe den Glanz des Weimarer Geſellſchaftskreiſes um ein Bedeutendes erhöhte, ſtand Göthe dauernd in freundſchaftlichem Verkehre. Wenn nicht ſchon ſeine Stellung als Oberhofprediger, ſo hätte Herder auch die ganze Anlage ſeiner Individualität von den jovialen Hoffeſtlichkeiten ferne gehalten. Er verdachte es ſogar Göthe, daß er von ſeinem bedeutenden Einfluß auf den jungen Herzog keinen würdigeren Gebrauch mache. Ueberhaupt konnte er das Hofmeiſtern an Göthe auch jetzt noch nicht laſſen; doch duldete es dieſer, obgleich er zum Manne herangereift war und ſich völlig ebenbürtig fühlen durfte, ſodaß das, was unter andern Perſönlichkeiten leicht hätte zu Zerwürfniſſen Anlaß geben können, hier das gute Einvernehmen nicht ſtörte.

„Mit Herder", ſchreibt Göthe noch im Jahre 1781 an Knebel, „bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verſpricht", und daran knüpft er die Mahnung an den Freund: „Schone ihn! man ſchont ſich ſelbſt, wenn man nicht ſtreng und grauſam in gewiſſen Lagen gegen Menſchen iſt, die uns oder den Unſrigen wieder näher werden können." Göthe hatte auch hier das Höhere vor Augen; jene Unruhe, die Herder eigen war, und ſeine mit den Jahren zunehmende Gereiztheit konnte ihn nicht abhalten, das edle Streben nach wahrer Humanität, die auch ihm, ſo lange er lebte, als das ſchönſte Ziel menſchlicher Bemühung erſchien, in dieſem vollkommen anzuerkennen und zu würdigen.

Auch mit ſeinem „Urfreunde" in Weimar, dem trefflichen Knebel, der die edelſten ſittlichen Grundſätze auch in das Leben übertrug, knüpfte Göthe die Freundſchaft von Jahr zu Jahr inniger zuſammen, die ebenſowenig durch zuweilen hervorbrechende Ausgelaſſenheit des Dichters Störungen erlitt oder durch anderweitige Verbindungen, die ihn von Zeit zu Zeit abzogen, dauernd beeinträchtigt wurde, als ſie durch Knebel's manchmal hervortretenden grämlichen Ernſt erkältet werden konnte. Göthe's Briefwechſel mit demſelben bezeugt, wie rein geſtimmt und edel der Ton dieſer bis zum ſpäteſten Lebensalter ausdauernden Freundſchaft geweſen iſt.

Auch die Fäden, welche Göthe an die Freunde in der Ferne knüpften, hielten in ſeinen neuen Lebensverhältniſſen die Herzen zuſammen. Durch Briefe wurde der Verkehr mit ihnen unterhalten, auf Reiſen, die Göthe in ihre Nähe führten, oder bei Beſuchen, welche ſie in Weimar abſtatteten, belebten ſich immer auf's Neue die gegenſeitigen freundſchaftlichen Geſinnungen. Ueberhaupt war damals der Zudrang von Fremden in Weimar bedeutend, und wenn ſie auch nur die Neugierde hingeführt hätte, das dortige vielgerühmte und vielgetadelte Leben mit eignen Augen zu ſehen. Schon im Jahre 1776 erſchien Lenz, erregte aber durch ſein excentriſches Weſen manchen Anſtoß. Göthe ſchreibt

zwar, „er ist unter uns wie ein krankes Kind; wir tragen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm an Spielzeug, was er will.“ Als er sich aber später einmal in der Gesellschaft stark compromittirte, mußte er eilig Weimar verlassen. Auch der alte Jugendfreund Göthe's, Klinger, erschien in demselben Jahre; doch fühlte sich Göthe nach der ersten Freude des Wiedersehens in seiner Gegenwart in unbehaglicher Stimmung; er hatte kein geistiges Verhältniß mehr zu ihm, denn die extreme Weltansicht der Kraftgenialität, in welcher dieser noch mitten inne stand, hatte er selbst schon hinter sich. Er berichtet daher von ihm an Merck, daß derselbe unter ihnen wie ein Splitter im Fleisch sei, und daß seine harte Heterogeneität mit ihnen schwöre. Auch eröffnete später Göthe dem alten Freunde freimüthig, daß ihn seine Gegenwart drücke. Klinger verließ bald darauf Weimar, um sich in Leipzig niederzulassen, ohne daß jedoch das freundschaftliche Verhältniß zu Göthe einen Bruch erlitten hätte. Merck, welcher mit dem ganzen Weimarer Kreise, mit der Herzogin Amalie, dem Herzoge, mit Göthe und besonders mit Wieland in lebhafter Correspondenz stand, und bei Ankäufen von Kunstgegenständen öfters zu Rathe gezogen oder mit denselben beauftragt wurde, auch gelegentlich die Freunde mit einem Fäßchen guten Rheinweins versorgte, fand mehremals in Eisenach und Weimar gastliche Aufnahme. Nach dessen Abreise von Weimar im Jahre 1779 schreibt Göthe: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standort, so gibt das schöne Gewißheit.“ Und so bewahrte Göthe's Verhältniß zu Merck bis zu dessen tragischem Lebensende 1791, welchem Stunden tiefen Trübsinns vorausgingen, in denen er nicht des Freundestrostes Göthe's entbehrte, stets den Charakter der an-

fänglichen Innigkeit und treuen Aufrichtigkeit. Auch mit Jacobi blieb Göthe in gutem Einvernehmen. Wohl drohte der Ausbruch der übermüthigen Laune des „Freiweghumors", in welchem Göthe noch im Jahre 1779 im Beisein mehrerer Freunde zu Ettersburg von einem Baume herab eine satyrische Standrede auf dessen Woldemar hielt, nachdem man das Buch an einen Stamm angenagelt hatte, die Freundschaft auf immer zu zerstören; aber Göthe's aufrichtiges Wort aus dem Jahre 1782, „wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuth die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist", entwaffnete den Unwillen des gekränkten Freundes, sodaß er schnell versöhnt ihn wieder „mit vollem Herzen umarmt". Und sosehr auch später die Lebensansichten Beider von Jahr zu Jahr auseinandergingen, blieb doch Göthe dem Jungen, „dem man immer gut sein muß," treu verbunden. Anders gestaltete sich das Verhältniß zu Lavater, welches, so rein, innig und selbst schwärmerisch es bis zum Jahre 1782 geblieben war, durch die immer mehr hervortretende Verschiedenheit der religiösen Ansichten allmählich erkaltete und um's Jahr 1785 sich gänzlich auflöste. Auch mit der Freundin Auguste von Stolberg setzte Göthe seine Correspondenz freilich in immer größern Intervallen fort, bis dieselbe im Jahre 1782 ganz aufhörte, um noch einmal, als Beiden schon der Schnee des Alters die Schläfe bekränzte, bei besonderer Veranlassung wieder aufgenommen zu werden.

10.

Fürſt und Dichter.

Den hohen Sinn des Fürſtenhauſes zu Weimar, welches ſich berufen fühlte, die großen Dichter unſerer Nation um ſich zu verſammeln und ſeinen Hof zum Mittelpunkte deutſcher Bildung zu machen, wird man dann erſt wahrhaft würdigen, wenn man ſich vergegenwärtigt, wie wenig Aufforderung es dazu in den damaligen Verhältniſſen der Höfe zu der nationalen Literatur und ihren Trägern fand. Noch nirgends hatte die deutſche Muſe bei dieſen eine Freiſtätte gefunden und ſelbſt von des großen Friedrich's Throne mußte ſie ungeehrt und ſchutzlos weggehen. Um dieſelbe Zeit, als die Dichter, von fürſtlicher Huld berufen, aus Norden und Süden mit klingendem Spiele in Weimar einzogen, hatte es noch geſchehen können, daß der Markgraf von Ansbach erſt von dem Pabſte erfahren mußte, er habe in einem ſeiner Beamten, Johann Peter Uz, einen ſchon ſeit Jahren rühmlich bekannten deutſchen Dichter in ſeiner nächſten Nähe. Weder Fürſten noch Volk hatten eine entfernte Ahnung, welche edlen Früchte aus der Gemeinſchaft kunſtſinniger Großen der Erde und der Fürſten im Reiche des Gedankens erwachſen mußten. Und die Berufung Göthe's zumal, wie ſtieß ſie ſogar gegen Meinung und Urtheil eines nicht unbedeutenden Theiles der Gebildeten der

Nation an; wie wenig Billigung durfte ſie bei den Staatsmännern des alten Regimes hoffen, welche mit dem neuen Geiſte, der in dem Götz wehte, ſich nicht befreunden konnten, und welchen Tadel mußte ſie bei den Moraliſten hervorrufen, die den Werther als ein der Sitte und Religion Hohn ſprechendes Werk verdammt hatten. Aber ſo nur vermag allezeit das Große erreicht zu werden, wenn, wie bei dem Herzoge Karl Auguſt, die höhere Einſicht ſich mit einem ſicheren und feſten Willen vereinigt, der in der Realiſirung ſeiner Zwecke nicht an das Herkommen ſich bindet, der über herrſchende Vorurtheile ſich hinauszuſetzen weiß und durch kleinliche Bedenken ſich nicht beirren läßt.

Wohl hatte gerade das, was die Männer der alten Ordnung von Göthe zurückſtieß, den achtzehnjährigen hochbegabten Fürſten zu ihm hingezogen; der Feuergeiſt, der aus deſſen großen Erſtlingswerken ausſtrömte, hatte, wie in der ganzen deutſchen Jugend, ſo auch in ſeinem Herzen gezündet. Der Eindruck, den Göthe beim erſten Begegnen durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit auf ihn machte, mußte ſeine Sympathie für den Dichter des Götz und Werther in hohem Maße ſteigern. Was Wunder, wenn daher der junge Fürſt nicht nur den Glanz ſeines Hofes durch die Anweſenheit des gefeierten Dichters erhöhen wollte, ſondern auch, als derſelbe ſeiner ehrenden Einladung, ihm nach Weimar zu folgen, entſprach, mit dem ganzen Enthuſiasmus ſich rückhaltlos hingebender Jugend ihm ſeine Freundſchaft anbot. Dieſe ſeltne Freundſchaft aber, durch welche der Dichter für immer in Weimar „feſtgebannt" wurde, und die ſich im Laufe der Jahre zu einer unwandelbaren Gemeinſchaft zweier edlen und großen Geiſter befeſtigte, welche auch die geſchäftigſte Intrigue vergeblich zu löſen ſich bemühte, wurde ein wahrer Segensbund für Mit- und Nachwelt, der, einzig in ſeiner Art, alles Große zu herrlicher Entfaltung brachte, was Schiller an ſeinen Ausſpruch knüpft:

Drum ſoll der Sänger mit dem König gehn,
Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höh'n.

An Jahren voraus und reicher an innerer Lebenserfahrung erſcheint Göthe zu Anfang der Regierung Karl Auguſt's als der eigentliche Mentor ſeines Fürſten, welchem ſo frühe ſchon die Laſt und Verantwortlichkeit eines Regenten auferlegt worden war. Das unbegrenzte Vertrauen, mit dem ſich der Herzog an den neugewonnenen Freund anſchloß, räumte jede Schranke hinweg, welche der Standesunterſchied zwiſchen ihnen gezogen hatte. Schon im December 1775 konnte Göthe an Lavater ſchreiben: „Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundner.“ In ſeiner fürſtlichen Wohnung betrachtete der Herzog Göthe als einen Zugehörigen. In einem Briefe des Dichters vom 10. April 1776 an Auguſte von Stolberg heißt es: „Auch dieſes ſchreibe ich in des Herzogs Zimmer, den ich faſt nie verlaſſe.“ Nicht ſelten ſpeiſten Beide allein zuſammen, ja mehreremale theilten ſie daſſelbe Schlafgemach, und wenn der Herzog unwohl war, übernahm Göthe die Sorge des Wachens an ſeinem Krankenbette. Auch das vertrauliche Du, deſſen ſich Karl Auguſt ſchriftlich und mündlich gegen den Dichter bediente, durfte dieſer erwiedern; aber nur zu Anfang ſeines Aufenthalts in Weimar machte er von dieſem Vertrauen Gebrauch und auch dann nur, wenn ſie ohne Zeugen waren. Wohl mochte Manchem, der auf ſtrenge Etikette hielt, dieſe ſeltne Vertraulichkeit zwiſchen Fürſt und Diener wunderſam erſcheinen, Mancher den bevorzugten Liebling um dieſelbe beneiden, Mancher auch wohl um das wahre und dauernde Glück des jungen Herzogs beſorgt ſein, wenn er ſah, wie der ungebundene Humor des ſelbſt noch jugendlichen Dichters die Schranken der Sitte zu durchbrechen drohte. Jene Jagdpartien und Ausflüge in die Umgegend, auf denen der Herzog ſich nur mit wenigen Vertrauten umgab, die nächtlichen Gelage, deren wilde Romantik Göthe in dem Gedichte „Ilmenau“ ſchildert, wenn die ausgelaſſene Schaar, am Fuße der Felswand um's Feuer hingeſtreckt, ein rohes Mahl ſich bereitete und unter lauten Scherzen die oft geleerte Flaſche friſch im Kreiſe wiederkehrte, fanden, wie

wir wissen, keineswegs die Billigung der älteren Weimarer und auswärtigen Freunde. Aber „der unbändige Geist", der in der Mitte der Genossen schwelgte, war nur die rauhe und herbe Schale, mit der das Genieleben die edle Sitte als unversehrten Kern umschloß. Und wie Göthe aus dem Strudel desselben bald sich selber wiederfand, so wußte er auch den ungestümen Drang „des edlen Herzens", welchem bei tiefer Neigung für das Wahre der Irrthum noch eine Leidenschaft war, richtig zu würdigen. Er selbst hatte ja die unruhige Gährung, die Freuden und Leiden dieser Uebergangsepoche der Jugend in seinem leicht anklingenden und erregten Herzen tief empfunden und war, indem er die große und edle Natur des Herzogs ganz erkannte, auch allein im Stande, ihn durch Ungestüm zur Ruhe, durch Verworrenheit zur Klarheit um so sicherer hinüberzuleiten, je weniger fühlbar demselben seine führende Freundeshand wurde:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

Und wie glänzend wurde Göthe gegen alle erhobenen Beschuldigungen durch den Erfolg gerechtfertigt, wie bald wurde es selbst denen, welche früher voll Befürchtungen gewesen waren, zu klarer Ueberzeugung, daß er den Herzog trefflich geleitet habe. Schon im September 1777 gesteht der theilnehmende und wohlunterrichtete Merck einer Freundin, daß Karl August, man möge sagen, was man wolle, ein trefflicher Mensch sei und es in Göthe's Gesellschaft noch mehr werde, und im folgenden Jahre, als Wieland dem von einer Reise zurückgekehrten Herzog begegnet war und, durch seine Huld erfreut, es als eine rechte Herzstärkung empfand, als er denselben so gesund und kräftig, so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich im Ganzen seines Wesens vor sich sah, schreibt er an Merck: „Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Göthe recht geführt und daß er am Ende

vor Gott und der Welt Ehre von seiner Favoritenschaft haben wird."

Wenn man indessen in jenem freien und ungebundenen Naturleben die Gegenwart in vollen Zügen genoß, wenn in Gebirg und Wald sich der Sturm der Jugend ausbrauste, blieb doch auch der Sinn für die stilleren Freuden der Kunst geöffnet, durch die des Menschen Hand der Natur das Gepräge seines Geistes aufdrückt, und der Blick war über die Gegenwart hinaus auch auf die Zukunft gerichtet, für welche deren Schöpfungen, den kommenden Geschlechtern zu erfreulichem Mitgenusse, sich vollenden sollen. Das schöne Vorrecht, welches den Fürsten vor Allen vergönnt, durch Bauen und Pflanzen ihrem Dasein langdauernde Denkmale zu stiften, begann der junge Herzog schon frühe auszuüben und das für alles Schöne tiefempfindende Herz seines Werkmeisters Göthe, welchem er Entwurf und Ausführung seiner Schöpfungen überließ, verbürgte ihm den sichersten Erfolg seines Strebens. Wenn auch die Pläne für die Bauten im Landschaftshause und im alten Schlosse, mit denen schon im Jahre 1778 Göthe sehr beschäftigt war, zumeist nur zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse entworfen wurden, so hatte dieser doch auch in demselben Jahre schon Gelegenheit, seinen einfach edlen Sinn für Natur und Kunst, die ihm zeitlebens innig verschwistert erschienen, durch die That in jenen neuen Parkanlagen zu offenbaren, mit denen Karl August der anmuthigen Umgebung seiner Residenz erhöhte Reize verlieh, und die, noch heute Weimar's Zierde, ein würdiges Zeugniß geben von den Tagen seiner glorreichen Vergangenheit. Der mit unermüdlichem Eifer an diesem Werke thätige Dichter durfte sich bald des Beifalls seiner Gönner und Freunde erfreuen, wenn er mit erfinderischem Geiste Festlichkeiten in denselben veranstaltete, wenn er, wie schon am Namenstage der Herzogin Luise im Jahre 1778, diese und den ganzen Hof durch anmuthige Anlagen, welche er binnen drei Tagen und Nächten geschaffen, überraschte, oder, wie zur Feier der Rückkehr der Herzogin Amalie, die liebliche Umgebung im

glänzenden Effecte einer sinnreichen Illumination sehen ließ; er durfte die schönste Befriedigung empfinden, wenn er sah, wie Karl August in diesen Gärten und Gebüschen, die er gegen die Sitte der Zeit mit fürstlicher Freigebigkeit auch dem Besuche des Publikums geöffnet hatte, gerne verweilte, und in den Grottenwerken, den einfachen Einsiedeleien und Sommerwohnungen von Zerstreuung und Arbeit sich selber wiederfand, und wenn auch sein eignes Herz den stillen Frieden, der in seinen Schöpfungen wehte, mit dem fürstlichen Freunde mitgenoß. Und wie diese Anlagen damals eine Quelle reiner Freuden, eine Stätte für stille Sammlung des durch den Lärm des Lebens aufgeregten und zerstreuten Gemüthes wurden, so redet noch heute aus ihnen der einfach edle Sinn derer, welche sie in's Dasein gerufen und in ihnen Befriedigung und ruhigen Genuß gefunden haben. Sowie die Einsiedeleien und die später erbaute schlichte Sommerwohnung des Herzogs inmitten des Parks unserer anspruchsvollen Zeit laut redende Denkmale von der Bedürfnißlosigkeit dieses edlen Fürsten sind, so wird auch noch, wie Stahr sagt, wenn dies Geschlecht längst dahingegangen sein wird, dem sinnigen Wanderer in jedem schönsten Zuge dieses lieblichen Kunstwerks Göthe's Gestalt entgegentreten und seiner Dichtung milder Geist ihn umwittern.

So sehr indessen das anmuthige Thal von Weimar unter Göthe's sorglicher Thätigkeit an Reizen gewann, so sehr man sich einlebte in die neuen Schöpfungen, in denen der sinnige Dichter „die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polsterte und putzte und jederzeit mit großer Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergab", so führte doch das Verlangen, in der Welt sich umzusehen und an den Eindrücken einer großartigen Natur, im Verkehr mit den mannichfach gearteten und gebildeten Menschen, im Genusse der Werke der schönen Kunst das Gemüth zu erfrischen und den Geist zu bereichern, den wißbegierigen und für alle tiefen und reinen Empfindungen empfänglichen Herzog

in Göthe's Begleitung mehr als Einmal in die Ferne hinaus. Im Jahre 1778 waren Beide zum erstenmal auf längere Zeit abwesend. Ueber Leipzig reisten sie nach Dessau und lernten dort in dem Wörlitzer Parke ein zu damaliger Zeit anerkanntes Muster solcher Anlagen kennen. Damals ging ihnen im Anschauen desselben die Idee auf, in Weimar etwas Aehnliches zu schaffen. Göthe fand denselben unendlich schön; ihn rührte es, als sie Abends durch die Seen, Canäle und Wäldchen schlichen, wie die Götter dem fürstlichen Besitzer erlaubt hätten, einen Traum um sich zu schaffen. „Es ist," schreibt er, „wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder." Auch führte der Aufenthalt in Dessau den Dichter mit seinem alten Freunde Behrisch nach langer Trennung zusammen. Dann ging es über Potsdam nach dem Zielpunkt der Reise, nach Berlin. Und wenn auch während der wenigen Tage ihres dortigen Verweilens es Göthe nur verstattet war, in die große Welt wie ein Kind in einen Schönraritätenkasten zu schauen, so gingen ihm dennoch, wie er an Merck schreibt, tausend Lichter auf. So sehr ihn indessen die Pracht der Königsstadt und ihre Sehenswürdigkeiten interessiren mochten, so fühlte er sich doch beengt durch die Menschenwelt in ihr, durch das Treiben der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Er schlug es zwar hoch an, daß er dem alten Fritz recht nahe gekommen und ihn in seinem Wesen gesehen habe, aber er war auch oft entrüstet, wenn er über den großen Mann „seine eignen Lumpenhunde" mußte raisonniren hören. Darum war er auch schweigsam und zurückhaltend in Gesellschaften, er fühlte, „daß die eisernen Reifen, mit denen sein Herz eingeschlossen sei, sich täglich fester trieben", und mußte die Erfahrung machen, deshalb gelegentlich für stolz ausgeschrieen zu werden. Doch war der Eindruck, den die Reisenden überall machten, höchst günstig. „Alle Lande, wo sie gewesen," schreibt Wieland an Merck, „sind ihres Ruhmes voll; zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt

von unſerm Herzoge eingenommen. Das hat Bruder Wolfgang wohl hübſch gemacht."

Mochte Göthe ſchon während der Reiſe den Werth, den dieſes „Abenteuer" für ihn und für alle Freunde haben würde, nicht mit Namen nennen, ſo wurde die im September des folgenden Jahres angetretene Schweizerreiſe ein wahrhaft epochemachender Abſchnitt in ſeinem wie in Karl Auguſt's Leben. Schon in dem Entſchluſſe, ſie zu unternehmen, lag für die damalige Zeit, in welcher größere Reiſen der Fürſten zu den Seltenheiten gehörten, etwas Außerordentliches. Dazu betrachtete man einen Beſuch der Schweiz in dieſer Jahreszeit als ein kühnes Wagniß, deſſen Gelingen man bezweifelte und deſſen Gefahren man fürchtete. Derſelbe wurde aber von dem glücklichſten Erfolge gekrönt, da die Reiſenden von dem beſten Wetter begünſtigt wurden, und da die reinſte Seelenſtimmung der Gewinn war, den ſie nach allen hohen Genüſſen des Schönen und Großen heimbrachten. Wie mochte es auch zumal bei Göthe anders ſein, da dieſe Reiſe für ihn eine Pilgerfahrt war in ſeine Heimath, zu Eltern und Freunden, ein Bußgang nach der Stätte ſeiner frühen Liebe, der ſein Herz von einem noch im Dunkel waltenden Schuldgefühl entlaſtete. Sagt er doch ſelbſt von Straßburg aus, wie er dieſen Weg her einen Roſenkranz der treuſten, bewährteſten, unauslöſchlichen Freundſchaft abgebetet habe. Und nun auf dieſe milde Ruhe, auf dieſen ſtillen Frieden die Seelenſtärkung in der erhabenen Alpenwelt, deren ſchon geſchaute Wunder er nun noch einmal ſehen und, indem er den jungen Herzog in dieſelbe einführte, in doppeltem Maße genießen ſollte.

So weitangelegt der Plan der Reiſe war, ſo geheim wurde dieſelbe vor den übrigen Freunden gehalten, nachdem der Entſchluß dazu in einer Verhandlung zwiſchen dem Herzog und Göthe allein, „worin unausſprechliche Dinge in großer intereſſanter Unterredung durchgeſprochen wurden", gefaßt worden war. Als ſchon die drei Reiſenden, außer dem Herzog und Göthe der Oberforſtmeiſter von Wedel, mit ihrer geringen Bedienung unter-

wegs waren, erfuhr man erſt in Weimar, wohin der Weg gerichtet war. Ueber Caſſel, wo die Reiſegeſellſchaft — der Herzog unter ſtrengſtem Incognito — mit Georg Forſter zuſammentraf, ging es nach Frankfurt. Dem elterlichen Hauſe Göthe's widerfuhr die Ehre, den fürſtlichen Freund des Sohnes in ſeinen Räumen zu beherbergen. Auf der Reiſe rheinaufwärts, wo die Kunſtwerke und übrigen Sehenswürdigkeiten der Städte in Augenſchein genommen, mehr aber noch die Reize der Natur genoſſen wurden, trennte ſich Göthe auf kurze Zeit von den Gefährten, um Seſenheim aufzuſuchen. Wir wiſſen, wie innerlich beruhigt und verſöhnt er von hier ſchied; für den folgenden Tag war ihm die Freude aufgeſpart, Lili als glückliche Gattin und Mutter in Straßburg wiederzufinden. Auch der elegiſche Friede, welcher um das Grab ſeiner im Juni 1777 ihm entriſſenen, tiefbetrauerten Schweſter Cornelia zu Emmendingen ſchwebte, ſtörte und verwirrte nicht die milde Seelenſtimmung des Wanderers. Je näher aber die Reiſenden der Schweiz kamen, deſto reiner und freier fühlten ſich die Geiſter, die ſich nun bald „im Erhabenen der Natur baden" ſollten. Ueber Freiburg gelangte man nach Baſel, dann durch das Münſterthal nach Biel und von da über Murten nach Bern. Die Thäler des Berner Oberlandes wurden mit ſteigendem Genuſſe durchwandert, ſeine Höhen erſtiegen und der Staubbach, welcher Göthe zu dem ſchönen Gedichte, „Geſang der Geiſter über den Waſſern" Anlaß gab, in ſeiner Herrlichkeit bewundert. Zu Lauſanne, wo der Dichter die anmuthige Frau Branconi kennen lernte, ſahen die Reiſenden zuerſt die reizenden Ufer des Genferſees. Auf einem Umweg durch den Jura, wo ſie das Jouxthal beſuchten, die Dole erſtiegen, deren entzückende Fernſicht Göthe ſo meiſterhaft geſchildert hat, gelangten ſie nach Genf und unternahmen von da trotz der weit vorgerückten Jahreszeit auf das Gutachten des Naturforſchers Sauſſure die Tour in das Chamounythal, wo ſie die unendliche Erhabenheit der Savoyiſchen Schneegebirge zuerſt im Sternenglanze und dann bei Tageslicht bewunderten. Von dort ging

der Weg in das Wallis, welches ſie aufwärts ſtiegen, um an dem Rhonegletſcher vorbei über die Furka nach dem St. Gotthart zu gelangen. „Hier beſchloſſen ſie ſtille zu ſtehen und ſich wieder nach dem Vaterlande zu wenden.“

So war Göthe zum zweitenmale auf die Grenzſcheide geſtellt zwiſchen Deutſchland und dem Lande, das ihm in ſpäterer Zeit in gewiſſem Sinne zur zweiten Heimath werden ſollte, und dem er jetzt noch einmal den Rücken wendete. In Zürich widmeten die Reiſenden mehrere Tage dem Umgange Lavater's, der ſich noch, wie Göthe ſchreibt, mit ihm im Stillen über den Herzog freuen ſollte, aber auch dem Dichter ſelbſt den edelſten Seelengenuß bereitete; denn damals war Göthe noch in reinſter Uebereinſtimmung der Lebensanſchauung mit ihm. Dazu wohnte in deſſen näheren Freundeskreiſen, wie dieſer berichtet, „eine Engelsſtille und Ruhe in all' dem Drang der Welt und ein anhaltendes Mitgenießen von Freuden und Schmerzen,“ daß er den wahren Werth der Freundſchaft recht tief empfindend, auch der fernen Freunde lebhaft und mit inniger Liebe gedenkt. „So wohl mir's geht,“ ſchreibt er an Knebel, „ſo mannichfach das Leben iſt, ſehn' ich mich wieder nach Hauſe, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet und wie ich Gott bitte, daß er uns, wie wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen laſſen, was wir aneinander haben, daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und in's hölliſche Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entſchlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe dieſen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre.“ Von Zürich gingen die Reiſenden an den Ufern des Bodenſee's hin über Schaffhauſen, wo ſie an dem Rheinfalle Lavater noch einmal mit ſeiner Gegenwart überraſchte, nach Stuttgart. Hier verweilten ſie eine ganze Woche, und in dieſen Tagen war es auch, wo der zwanzigjährige Schiller den gefeierten und von ihm hoch-

verehrten Dichter des Götz und Werther, der ihm bisher ein nachahmungswürdiges Vorbild gewesen und seinen aufwärts strebenden Genius zur Nachfolge entflammt hatte, zum erstenmal mit Augen sah.

So sehr sich der Herzog auf der weiteren Rückreise in Karlsruhe, Mannheim und Darmstadt, wo man längere Zeit verweilte, gefiel, so wenig wollte Göthe das „Herumschleppen" an den Höfen auf die Dauer zusagen; manchmal spürte er, wie er schreibt, in dieser Atmosphäre kaum, daß er in der Schweiz gewesen war. Wohl mochte seine Mißstimmung durch die Befürchtung vermehrt worden sein, daß auch bei dem Herzoge durch die vielfachen Zerstreuungen der große Eindruck, den er von der Schweiz mitgenommen, verwischt werden könnte. Mitten im Winter, am 13. Januar, langten die Reisenden wieder in Weimar an, wo man nach der mehrmonatlichen Abwesenheit den Herzog sehr zu seinem Vortheile verändert, und auch Göthe's Haltung sicherer und besonnener fand. Die Reiseberichte, welche dieser entworfen hatte, dienten noch längere Zeit den Freunden zu reichlichem Genusse. Auch sollte dem guten Glücke, das die Wanderer geleitet, ein Denkmal in den Parkanlagen errichtet werden, doch wurde das Project später wieder aufgegeben. Ein schöneres und dauernderes Denkmal aber, als von Erz oder von Stein hat Göthe dieser Reise in seinen herrlichen Briefen aus der Schweiz, jenem „einzigen Poeme", gesetzt, aus deren Schilderungen wir uns auch davon überzeugen mögen, wie sehr die gemeinsamen Erlebnisse, gemeinsam gemachte Erfahrungen und gewonnene Einsichten, die Freuden und Mühseligkeiten dieser Reise, ihre herrlichen, seelenerhebenden Naturgenüsse, wie im Berner Oberland und im Chamounythal, ihre gefahrvollen Abenteuer, wie der Uebergang über die Furka, wo auf den ewigen Schneefeldern nur der dumpfe Hall einer fallenden Lawine das Ohr berührte, und nur der Lämmergeier den von wenigen Führern geleiteten, durch den Schnee sich bahnbrechenden Wanderern begegnete, auch die Gemüther fest aneinanderschließen und den

ſeltenen Freundesbund, der Fürſt und Dichter umſchlang, noch enger knüpfen mußten.

Durch nichts aber gab der Herzog die unbeſchränkte Achtung, welche er dem Dichter ſchon kurz nach ſeinem Eintreffen in Weimar zugewendet hatte, und die von Jahr zu Jahr tiefer in ihm wurzelte, mehr zu erkennen, als durch die bürgerliche Stellung, zu der er denſelben in ſeinem Staate ſtufenweiſe erhob. Es war die Krone ſeines fürſtlichen Vertrauens zu dem einſichtsvollen Freunde, daß er ihn auch zur thätigen Mithülfe in den Regierungsgeſchäften, zur Berathung bei ſeinen Entſchließungen und zur Theilnahme an ſeinen Regentenſorgen berief. Nirgends aber zeigt ſich auch der hohe Sinn Karl Auguſt's in einem ſchöneren Lichte, als in denjenigen Erlaſſen, in welchen er, den Vorurtheilen der Zeit entgegentretend, mit feſter Hand das ergriff, was er einmal für zweckmäßig erkannt hatte. Dem lauten Tadel, den er erfuhr, als er im Jahre 1776 Göthe zum geheimen Legationsrath ernannt hatte, begegnete er mit der berühmten, ebenſo von ſeinem freien Blicke, als von ſeinem feſten und ſicheren Wollen zeugenden Erklärung an ſeine Staatsdiener, mit jenem Keulenſchlag, wie Stahr ſich ausdrückt, womit er die murrende Unzufriedenheit der Beamtenwelt, die in offene Meuterei auszubrechen drohte, niederſchlug. „Einſichtsvolle," heißt es in dieſer Erklärung, „wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an einem andern Orte zu gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute ſich zurückgeſetzt erachten würden, ſo kenne ich erſtens Niemand in meiner Dienerſchaft, der, meines Wiſſens, auf daſſelbe hoffte und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner geſammten Unterthanen ſteht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigſtes Collegium

ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, der ſeine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewiſſen rechtfertigen zu können."

Mochte auch die Nüchternheit der Geſchäfte, als Göthe den Sitz im geheimen Conſeil des Herzogs eingenommen hatte, und er, „nachdem er den Hof probirt, nun auch das Regiment probirte," mit der idealen Welt der Dichtung in mannichfachen Conflict gerathen, beſonders nachdem ihm im Jahre 1779 zu ſeinen laufenden Geſchäften noch die Kriegs- und Wegbaucommiſſion zugetheilt worden, ſo behauptete doch der Genius ſeine urſprünglichen Rechte und ſchickte ſich zu neuen und großartigen Schöpfungen an. Die Berufsgeſchäfte, ſo ſtörend ſie ihm momentan ſein mochten, drückten doch den Dichter nicht nieder, ſondern verliehen ſeinem Geiſte noch größere Elaſticität. „Der Druck der Arbeit," ſchreibt er im Jahre 1779 in ſeinen Tagebuchblättern, „iſt ſehr ſchön der Seele; wenn ſie entladen iſt, ſpielt ſie freier und genießt des Lebens. Elender iſt nichts, als der behagliche Menſch ohne Arbeit; das Schönſte der Gaben wird ihm ekel." Wenn er zur Rekrutenaushebung oder, um andere Geſchäfte zu erledigen, das kleine Land durchreiſte, fand er immer noch Zeit und Luſt, am Abend nach der geiſtabſpannenden Thätigkeit des Tages an ſeiner Iphigenie und andern Werken zu dichten, mochte auch zuweilen in dieſe ſtillen, der Ruhezeit abgerungenen Muſeſtunden der Nothſchrei der Gegenwart ſtörend hereindringen, wie damals, als er an Knebel ſchrieb: „Der König von Tauris ſoll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." Aber er trug auch als großen Gewinn aus dieſer bürgerlichen Thätigkeit, die ihn mit dem Volke in die mannichfachſte Berührung brachte, das Bewußtſein davon, durch Einſicht und ſorgende Pflege das Wohl von Tauſenden mitbegründen zu helfen. Hier war das ergiebigſte Feld, auf dem er auch als Menſch zum Wohle der Menſchheit

arbeiten, und in der gewiſſenhaften Erfüllung der Bürgerpflicht eine beglückende Befriedigung des Herzens, die ihm anders nie zu Theil geworden wäre, genießen konnte. Und fürwahr, er war kein läſſiger Arbeiter auf dieſem ihm zugewieſenen Felde. Er war auf das Mannichfachſte bemüht, das materielle Wohl des Volkes zu begründen, wenn auch er ſowohl wie er an Merck ſchreibt, als der Herzog viel auszuſtehen hatten. „Aber wir halten," fährt er fort, „zuſammen und gehen unſern eignen Weg, ſtoßen ſo freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter ſind ſichtbar mit uns". Die Wiederaufnahme des Bergbaus zu Ilmenau, die der herabgekommenen Bevölkerung dieſes Städtchens neue Nahrungsquellen eröffnen ſollte, und die Hebung der Webereien im Lande beſchäftigten ihn ſehr lebhaft. Voll warmen Mitgefühls für die leidende Menſchheit, das ihm in ſeinen Briefen mehr als Einen Ausruf des Unwillens über die Verſchwendung der Höfe auspreßte, traf er die mannichfachſten Vorkehrungen, der Armuth zu ſteuern. Bei Waſſers- und Feuersnoth, welche die Ortſchaften des Landes betraf, war er, ſo oft er nur konnte, perſönlich thätig, und ſetzte dann in ſeiner Hülfeleiſtung wohl ſelbſt ſeine eigene Perſon der drohenden Gefahr aus. Und das iſt derſelbe Mann, von dem die Mit- und Nachwelt behaupten durfte, er habe kein Herz gehabt für die leidende Menſchheit, und habe, ſtolz auf ſich ſelbſt zurückgezogen, nur ſeinen eigenen Zwecken gelebt. Ja ſogar ſein Tik, in Verkleidung zu erſcheinen, mußte ihm dazu dienen, das Wohl der Unterthanen ſeinem fürſtlichen Freunde an's Herz zu legen. So überreicht er um's Jahr 1778, als Bauer verkleidet, unter dem Namen Sebaſtian Simpel dem Herzoge bei deſſen Beſuch auf dem Stein'ſchen Rittergute Kochberg eine gereimte Schrift, in welcher es heißt:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch ſein uns angelegen;
Denn wir bäueriſch treues Blut

Sind doch immer Euer beſtes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreu'n,
Als an Pferden und an Stuterei'n.

Einen neuen, und zwar den größten Beweis ſeines fürſtlichen Vertrauens gab Karl Auguſt dem Dichter, den er ſchon im Jahre 1779 auf ſeinen Geburtstag mit der Ernennung zum Geheimenrathe überraſcht hatte, als er ihn, kurz nachdem derſelbe von dem Kaiſer in den Adelsſtand erhoben worden war, im Juni 1782 zu ſeinem Kammerpräſidenten ernannte, und ihn hiermit auch in ſeiner bürgerlichen Stellung zu ſeinem nächſtſtehenden Berather erhob. So wenig Gewicht Göthe auf jene Standeserhöhung legte, da er, wie er ſchreibt, ſo wunderbar gebaut ſei, daß er ſich nichts dabei denken könne, ſo ſehr fühlte er das ganze Gewicht der Pflichten, welche dieſe einflußreiche Stellung im Staate ihm auferlegte. „Ich ſehe aber auch," ſchreibt er kurz nach Uebernahme der Stelle an ſeinen Freund Knebel, „weder rechts noch links. Dabei bin ich vergnügter, als jemals, denn nun habe ich nicht mehr, wenigſtens in dieſem Fache, das Gute zu wünſchen und halb zu thun, und das Böſe zu verabſcheuen und ganz zu leiden. Was nun geſchieht, muß ich mir ſelbſt zuſchreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten, ſondern hell, gerade auf mich. Daß ich bisher ſo treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich."

Wenn mit ſolchen redlichen Vorſätzen, mit ſolchem beſonnenen Muthe der Staatsmann Göthe in die neue, einflußreiche Stellung eintrat, ſo hat doch auch der Dichter Göthe den Conflict empfunden, in welchen ihn die Verantwortlichkeit und die Laſt derſelben verſetzten, und hat dieſen Empfindungen in ſeiner damals entſtandenen Romanze „Der Sänger" Worte geliehen. Doch hat er auch ſpäterhin bei aller anſtrengenden Thätigkeit, welche ihm ſeine bürgerliche Stellung auferlegte, die Selbſtändigkeit der dichteriſchen Natur bewahrt. Wohl legte er „die goldene Kette" an, aber ihm war es auch noch fernerhin vergönnt, zu ſingen, wie der Vogel ſingt, der in dem eigenen Liede ſeinen reichlichen Lohn findet.

Aber auch darin ward ihm ein beglückender Lohn zu Theil, daß er so herrlich sich erfüllen sah, was er in dem Gedichte „Ilmenau" seinem fürstlichen Freunde zugerufen hatte, an dessen Seite er noch lange einem rühmlichen, der edelsten Kräfte würdigen Ziele entgegenstrebte, und der Fürsorge für das Wohl des Volkes noch manche goldene Stunde willig opferte:

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes,
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt,
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering, —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug, wie reich, mit männlich stäter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn; die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

11.

Frau von Stein.

So klar das Bild iſt, welches wir uns aus den ſchon früher erſchienenen Briefen Göthe's von ſeinen äußeren und inneren Erlebniſſen während der erſten zehn Weimarer Jahre machen können, ſo erhält daſſelbe doch erſt die genauere Ausführung in den einzelnen Zügen und den richtigen Farbenton durch die ſeit dem Jahre 1848 erſchienenen Briefe an die Frau von Stein, welche eine ſo in's Speciellſte gehende Einſicht in ſeine Lebensverhältniſſe geben, daß ſie uns vollkommen ein ſorgfältig geführtes Tagebuch erſetzen. Mit ihrer Herausgabe iſt für die Nation ein unendlich reicher Schatz zur Kenntniß des Göthe'ſchen Lebens und Wirkens gehoben; wie wir durch die zahlreichen Billete und Briefe, die von Weimar, der Umgegend und aus der Ferne mit nie nachlaſſender Mittheilungsbedürftigkeit an die Freundin gerichtet ſind, den Dichter von Woche zu Woche, ja oft von Tag zu Tage begleiten können, ſo tritt auch in ihnen ſein Inneres ſo wahr und ſchleierlos hervor, wie es ſich nur in den aufrichtigſten Selbſtbekenntniſſen hätte offenbaren können. Nirgends aber auch hat ſich in Göthe's Leben ſo lange andauernd eine

so tief innige Gemeinschaft der Geister gebildet, und nirgends sind daher die Mittheilungen des Herzens reichlicher und offener, als in seinem Verhältniß zur Frau von Stein, das, je klarer es vor unsern Augen liegt, um so überzeugender uns von Neuem den unabläßigen Ernst erkennen läßt, mit welchem die edle Natur des Dichters ihrer Reinigung und Läuterung von den Schlacken der Endlichkeit zu jeder Zeit entgegengestrebt hat.

Der Herausgeber der Briefe Göthe's an Charlotte von Stein, A. Schöll, hat in den vortrefflichen Einleitungen, welche er den einzelnen Jahrgängen derselben vorausgeschickt hat, uns auch eine Schilderung der äußeren Erscheinung dieser für den Dichter so einflußreichen Frau, sowie ihrer Familienverhältnisse und der näheren Beziehungen gegeben, in welchen sie zu der Weimarer Welt gestanden hat. Sie war im December 1742 geboren, als die älteste Tochter des Hofmarschals von Schardt. Mit einer schönen Gestalt verband sie einnehmende, redende Züge, und ein natürlich lebhaftes, leichtfassendes, wohlwollend offenes Wesen. „Jene Offenheit des Ausdrucks wurde durch die ruhige Haltung, wie frühe gesellige Bildung sie gibt, und die Vortheile der Erscheinung durch eine stets wohlpassende, zierliche Kleidung erhöht. So war sie als Hofdame der Herzogin Amalie eine der anmuthigsten Erscheinungen im Kreise der Fürstin." Auch nachdem sie im Jahre 1764 mit dem Herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, einem Manne, der mit sehr geschätztem Charakter eine feine Weltbildung verband, vermählt war, blieb sie gesellig und freundschaftlich dem Hofe verbunden. Von sieben Kindern, die sie ihrem Gatten schenkte, starben vier schon in den Kindes- und ein Sohn in seinen Jünglingsjahren, nur der älteste und der vorletzte, Friedrich, erreichten ein höheres Alter.

Die Sorge der Kindererziehung fiel, da der Vater durch seinen Dienst so streng an den Hof gefesselt war, daß er sogar als ein der nächsten Umgebung des Herzogs Zugehöriger fast immer dort zur Tafel zu sein pflegte, der Mutter allein zu. Mit Hülfe eines Hofmeisters leitete sie dieselbe den Winter über in

Weimar, und während des Sommers auf ihrem Rittergute Kochberg unweit Rudolstadt, wo sie diese Jahreszeit, zuweilen von ihrem Gatten auf Wochen besucht, zubrachte. Auch sonstige Gäste kamen und gingen, und genossen die Freuden des ländlichen Aufenthalts, die durch die Anmuth der Wirthin einen noch höheren Reiz erhielten. Aber hier sowohl wie in der Stadt fand diese auch Zeit, ihre Neigung zu den schönen Künsten, die sie selber betrieb, da sie angenehm zu Guitarre und Piano sang und im Zeichnen nicht ungeschickt war, zu befriedigen, und ihren wohlunterrichteten, feingebildeten Geist der deutschen Literatur, deren Aufschwung sie mit Interesse verfolgte, zuzuwenden.

Natürlich, daß auch der Dichter des Götz und Werther ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Schon im Jahre 1774 bat sie den Arzt Zimmermann, der sich ihr in Pyrmont genähert und unterdessen auf einer Reise in die Schweiz auch mit Lavater und Göthe in Straßburg zusammengetroffen war, ihr von diesem Näheres mitzutheilen, ja sie unterdrückte nicht den Wunsch, dessen persönliche Bekanntschaft machen zu können. Aber schon knüpfte, ihr unbewußt, das Schicksal die Fäden zusammen, die den gefeierten Dichter bald in ihre Nähe führen sollten. Und wunderbarer Weise war auch schon Göthe's Interesse an der nachmaligen Freundin auf das lebhafteste geweckt worden. Es war zwar nichts Auffallendes zu jener Zeit, wo durch Lavater's Physiognomik veranlaßt, der Silhouettentausch zwischen Freunden und Bekannten mit großem Eifer betrieben wurde, daß Zimmermann dem jungen Dichter neben vielen anderen Schattenrissen auch den der geistvollen Frau zeigen konnte, deren genußreicher Umgang ihm zu Theil geworden war, aber bedeutsam war das ahnungsvolle Verlangen Göthe's, das Urbild dieser Zeichnung kennen zu lernen, unter welche er damals die Worte schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck."

So begegneten ſich nach Göthe's Ankunft in Weimar Beide, ſchon im Voraus mit geſpannten Erwartungen von einander erfüllt. Die Hofcirkel, denen ſie Beide angehörten, geſtatteten bald eine gegenſeitige Annäherung. Wir wiſſen, wie Göthe dort der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung war, und wie die Huldigungen, die dem großen Dichter, dem liebenswürdigen Manne, dem geiſtreichen Geſellſchafter zu Theil wurden, die erhöhte Lebensſphäre, in die er getreten, die häufigen Feſtlichkeiten, die man oft nur, um ihn zu genießen, veranſtaltete, ebenſoviele Aufforderungen an ihn waren, die ganze Fülle ſeines Geiſtes in ſprudelnden Humor zu ergießen und in helle Gedankenblitze aufleuchten zu laſſen. Aber unter der Hülle dieſes geiſtreich-übermüthigen Weſens lag eine reiche Welt des Gemüthes, welche von dem noch nicht zur Ruhe gebrachten Schmerze um eine verlorene Liebe durchzittert wurde. Und für dieſe innere Bewegung fand der Dichter nicht in der äußeren luſtigen Unruhe Linderung, nur die Berührung mit der gemüthvollen weiblichen Welt, das Erfaſſen ihres Weſens in edlen Individualitäten konnte ihm wahre Erleichterung gewähren, wie ſchon während des Verhältniſſes zu Lili dieſes Bedürfniß, ſich an ein Frauengemüth anzuſchließen, ſein Herz der Unbekannten vertrauensvoll geöffnet hatte. Mit wem aber mochte ſich das Wechſelverhältniß einer geiſtigen Beziehung eher und enger knüpfen, als mit der ſeelenvollen und anmuthreichen Frau, in deren perſönlicher Erſcheinung er nur bewährt fand, was er vor Jahren wunderbar von ihr geahnt hatte, und deren ſchöne Haltung und feine Sitte in den Hofcirkeln er ebenſoſehr, wie ihre ſtille weibliche Tugend im Kreiſe der Familie zu bewundern Gelegenheit hatte. So trat ſie für ihn in gewiſſem Sinne an die Stelle der Gräfin Auguſte von Stolberg; an ſie waren die Ausdrücke ſeines tiefſten Gefühls zunächſt gerichtet, wie das unvergleichliche „Wanderers Nachtlied"; in ihrem Umgang fand das dringende Bedürfniß ſeines Gemüthes, ſich mitzutheilen, ſeine volle Befriedigung. Aber den feurigen Dichter führte dieſer Verkehr mit der geiſt- und gemüthvollen, ihn ganz verſtehenden

Frau in eine gleiche Gefahr, wie die war, in welche ihn in Wetzlar die fortwährende Nähe der Braut des Freundes geführt hatte; durch die Macht ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit wurde sein leicht erregbares Herz in immer nähere Kreise gezogen, und zu dem hingebenden Vertrauen stellte sich bald die Liebe ein. Die Bekämpfung dieser zur Leidenschaft aufwachsenden Neigung aber, welcher er sich nicht, wie in Wetzlar, durch die Flucht entziehen konnte, die immer reinere Vergeistigung dieser unruhig wogenden Liebe zu einer sich selbst klaren, ruhigen und entsagenden Freundschaft ist die innere Geschichte des Verhältnisses Göthe's zur Frau von Stein, eines Verhältnisses, das ebenso einzig in seiner Art dasteht, wie der männliche Freundesbund des Dichters mit dem Herzog Karl August.

Den Charakter der Liebe, welche Göthe in Wetzlar an die anziehende Amtmannstochter gefesselt hatte, bezeichnet er in Wahrheit und Dichtung mit den Worten: „Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden ist: Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben." Noch war die ganze jünglinghafte, schüchtern-zurückhaltende, aber tief das Innere durchdringende Sentimentalität, die sich nachher wie ein glühender Strom in den Werther ergoß, in seiner Brust verschlossen und bildete die Grundstimmung seines Gemüthes. Als er dagegen jetzt zwar im allbekannt gewordenen Kostüme seines unglücklichen Helden, aber der Eroberungen gewohnt und des Sieges bewußt, den er durch jene Dichtung in allen fühlenden Herzen errungen, in Weimar auftrat, wo der freimüthige Ton des Genielebens Gedanken und Wünsche ohne Rückhalt auf die Zunge legte, erschien er auch nicht mehr als schüchterner Bewerber um die Huld der Frauen, sondern ließ voll Selbstgefühls dem Ausdruck seiner Empfindungen ungehemmten Lauf. Aber so wenig der muthwillige Humor, in welchen der Dichter einging, das Kundgeben leichtsinnigen Sichschadloshaltens

war für den Schmerz, den ihm die Trennung von Lili verursacht hatte, so wenig zeugte seine naiv dringende Bewerbung um die Gunst der Geliebten, daß sich die Tiefe seines Gemüthes verflacht und die zarte Reizbarkeit seiner Empfindungen sich abgestumpft habe. So zuversichtlich und keck der Mund war, so ruhig hingebend an ein ihn verstehendes Wesen war sein vor rauschenden Freuden und stillem Leide Ruhe suchendes Herz. So oft er daher in den Briefen und Billeten, welche er in der ersten Zeit an die Frau von Stein richtet, rücksichtslos das vertrauliche Du anwendete, so oft kehrte er bescheiden in die Grenzen der Sitte zurück. Der ihn ganz erfassende Reiz ihrer Persönlichkeit zog ihn ebenso unwiderstehlich an, wie ihre ruhige Besonnenheit die heftig hervorbrechende Liebesneigung mit siegender Uebermacht zügelte. Wenn daher der Ungestüme auch behauptet: „Du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grabe enden", so fühlte er doch schon frühe, daß seine Liebe eine anhaltende Resignation sein müsse, und die Geliebte ward ihm bald eine Besänftigerin und Beichtigerin, von der er sagt: „Ich seh' Dich eben künftig, wie man Sterne sieht." Und je weiter wir die Briefe verfolgen, je mehr gewahren wir, wie die ungestümen Wogen leidenschaftlicher Liebe durch das milde Zauberwort der Freundin besänftigt werden, und wie auf der geebneten Fläche die heitere Ruhe des Gemüthes sich abspiegelt; bis nach Jahren der Läuterung und Entsagung auf dem Höhepunkt geistiger Gemeinschaft von 1781 an das schwer vermiedene Du als Frucht bewährter und vertrauender Freundschaft eintritt und der Name Lotte, der schon einmal des Dichters ganzes Sehnen und Verlangen in sich faßte, für ihn zum zweitenmale und in noch höherem Grade bedeutungsvoll wird, indem er nun der Inbegriff seiner ganzen Hingebung, aber auch seines edelsten und beglückendsten geistigen Besitzthums ist. „Ich habe mein ganzes Leben," schreibt er im März 1782, „einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traum des Wahnes gesucht; nun, da

mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weiſe, daß ich's nie verlieren kann."

Mit Recht hat Göthe die Freundin in ſeinen Briefen „den Anker ſeines Weſens" genannt, und mehr als einmal ſie als ſeinen lieben Schutzgeiſt angerufen, der ihn mit ſeinen Flügeln umſchweben möge. Denn wie ihn zumeiſt die Liebe zu ihr aus den Wogen des Brauſelebens herausgezogen hatte, ſo mehrte ſie auch ſein inneres Glück von Tag zu Tag, je ruhiger und beſonnener ſie wurde. Wie in ein reines Element tauchte in ſie der Dichter ſein ganzes Weſen ein; es gab nichts Beruhigenderes für ihn im Druck der Berufsgeſchäfte und in den Zerſtreuungen des Hoflebens, nichts Tröſtenderes in Schickſalsfügungen, nichts Beſeligenderes in heiteren Tagen, nichts Begeiſternderes für ſeine poetiſche Thätigkeit, als das ſtille Glück dieſer hingebenden und vertrauenden Liebe.

Aber wie wußte auch der Dichter daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen! Wie er nicht müde wurde, in den mannichfachſten Variationen das Geſtändniß ſeiner Hingebung zu wiederholen, ſo drängte es ihn immer von Neuem, in erhabenen Bildern die Reinheit und Beſtändigkeit dieſer Liebe auszudrücken. Sie iſt ihm wie der Morgen- und Abendſtern, der nach der Sonne unter- und vor der Sonne wieder aufgeht, ja wie ein Geſtirn des Pols, das nie untergehend über unſern Häuptern einen ewig lebendigen Kranz flicht. Wenn er von der Gegenliebe und dem Weſen ſeiner Freundin ſpricht, ſo ſind ſie ihm wie eine ſüße Melodie, die uns in die Höhe hebt und unſern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbreitet. Und wie beſeligt ihn der Gedanke des inneren Werthes dieſer Liebe, wenn er ſich mit andern Menſchen vergleicht. „O liebe Lotte," ſchreibt er, „was ſind die meiſten Menſchen ſo übel dran! Wie eng iſt ihr Lebenskreis und wo läuft es hinaus! Wir Beide haben dagegen Schätze, daß wir Könige auskaufen könnten, laß uns im Stillen des Beſcherten genießen!"

Und ſo genoß er auch in heitrer Ruhe das Glück, das ihm

die Freundin ſchuf. Sich ihrer Nähe unabläſſig zu verſichern, war ſeine ſchönſte Befriedigung. Während er ſich ſelber ſeine Gartenwohnung gründete, war es ihm eine lohnende Freude, auch ihr eine Wohnung im Fürſtenhauſe einrichten zu dürfen. Dorthin ſandte er ihr in treuer Ergebenheit Morgens den Schmuck ſeines Gartens; duftende Veilchen und Roſen, noch vom Thaue befeuchtet, wurden die zarten Symbole ſeiner wandelloſen Anhänglichkeit; die ſchönſten der Früchte, welche er ſelber gezogen, und edle Trauben, aus der Heimath ihm überſendet, theilte er ſorglich mit der Freundin, und ſelbſt die Bäume, die er in ſeinem Garten pflanzte, mußten ihm Zeugen des ſtillen Glückes ſein, das er in ihrer Nähe genoß:

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarſten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe
Die ſo ſchön mich wiederliebt,
Die den reinſten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachſet wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich ſie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Obgleich aber Göthe Allem, auch dem Geringſten, eine Beziehung zu der Freundin gab, obgleich er, wie er ſchreibt, alle Tage ſo einrichten will, daß ihm von ihrem köſtlichen Umgang, von dem glücklichen Sein mit ihr ſo wenig als möglich verloren gehe, ſo verſchlang doch ihre Nähe nicht ſein geiſtiges Schaffen und Wirken. Hier iſt kein die Muſe ſtörendes Auf- und Abwogen der Leidenſchaft, kein thatloſes Hinbrüten und weiches Träumen, ſondern darin bewährt ſich gerade am ſchönſten der innere Gehalt dieſes ſeltenen Verhältniſſes, daß es dem Dichter der mächtigſte Sporn wurde zu raſtloſer Thätigkeit. Die Stunden

ruhig-glücklichen Genießens, die er bei ihr des Mittags oder Abends zubrachte, erkaufte er sich durch Tage anhaltender Arbeit; durch einen schriftlichen Morgengruß von ihr erfreut, widmete er, zur Thätigkeit doppelt aufgelegt, die Tageszeit seinen poetischen Schöpfungen und seinen Berufsgeschäften. Wie oft wiederholt sich in seinen Briefen an die Freundin der Vorsatz, er wolle, ihrer Liebe und der guten Stunden werth zu sein, sich den Tag über durch Fleiß und Ordnung bemühen und seine Sehnsucht, sie zu sehen, mit der Hoffnung einwiegen, welche ihn sie wieder am Ende des Tages als die schönste Aussicht erblicken ließe. Und hatte je einmal eine Wolke den heitern Himmel getrübt, ein mißstimmender Ton, wenn sein Wesen an das ihrige mit oder ohne seine Schuld falsch angeschlagen, die Harmonie ihrer Seelen gestört, wie schmerzlich fühlbar wird es ihm dann, da ihm jeder Zweifel von ihr ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefen seines Herzens erregt. „So tief," schreibt er bei einem solchen Anlaß, „Deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin." Aber dann ist es ihm auch das dringendste Bedürfniß, die gestörte Harmonie wiederherzustellen und mit doppelt frohem Muthe unterzieht er sich, wenn sein Verlangen befriedigt, den ermüdenden Berufsgeschäften. „Wie gerne will ich mich," schreibt er einst rührend an die versöhnte Freundin, „durch die Blechkasten und Acten durcharbeiten, da ich zu Dir mit Freuden meine Gedanken wieder richten kann."

Der segensreichen Wirkung völlig sich bewußt, welche diese edle Freundschaft auf ihn ausübte, lohnte Göthe der Freundin auch ihre Liebe, die ihm der Sonnenschein war, bei dem ihm alles gedieh, durch die anerkennendste Dankbarkeit. So wie ihm ihr Beifall der höchste Ruhm sein sollte, den er als Mensch und Dichter zu erringen gedachte, so hörte er auch nicht auf, ihr zu bekennen, was sie ihm geworden und zu was sie ihn gebildet habe. „Beste," schreibt er ihr, „sowie Du nie aufhören wirst, so

ſchaffe und bilde mich auch ſo, daß ich Deiner werth bleibe und laß es uns ſo halten, daß Dein liebes Herz Dir nicht widerſpricht.“ Und wenn er mit dem erſten langſamen Schein des Neujahrstages 1782 ihr einen Willkomm ins neue Jahr ſagt, ſo begleitet er ihn mit den Worten: „Du weißt, mit welcher Zufriedenheit ich es anfange, und daß ich nur Einen Wunſch habe, Dir recht dankbar ſein zu können, da ich Dir Alles ſchuldig bin.“ Die Offenheit und Ruhe ſeines Herzens, die ſie ihm wiedergegeben, ſoll auch für ſie allein ſein, und alles Gute, was Anderen und ihm daraus entſpringt, ſoll nur ihr gehören. Und wenn er fühlt, daß er nicht geldreich werde, aber deſto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüther, ſo will er, was er erlangt, ihr dankbar zu Füßen bringen.

Die edelſte Frucht aber dieſer ſeltnen Gemeinſchaft der Geiſter war das über alle Bedenken erhabene Vertrauen, welches der Dichter der Freundin ſchenkte. Schon im Jahre 1779 konnte Göthe, im Hinblick auf die Zufriedenheit mit der Geſtaltung ſeines Schickſals, an Lavater ſchreiben: „Auch thut der Talisman einer ſchönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur.“ Göthe ließ die Freundin tief in das Innerſte ſeines Herzens blicken; ſeine Vergangenheit lag offen vor ihm da, ſelbſt dann, wenn er ſich ihrer nicht zu rühmen hatte; was ihn in der Gegenwart bewegte, von den kleinen Sorgen des täglichen Lebens bis zu dem herben Kummer, den Schickſalsfügungen ihm bereiteten, legte er vertrauensvoll in ihren Buſen. Er weihte ſie ein in alle ſeine Familienverhältniſſe, er theilte ihr die Briefe ſeiner Mutter, Schweſter und nächſten Freunde mit; worüber er gegen ſonſt Niemanden ſich ausſprechen mochte und durfte, Zweifel und Mißſtimmung über Berufsgeſchäfte, Unzufriedenheit über geſellige Verhältniſſe, momentan aufſteigende Bedenken über Haltung und Verfahrungsweiſe des Herzogs, ſeine innerſten Gedanken über Welt und Weltlauf, die ſtrengſten Beobachtungen, die

er an ſich ſelber machte, trieb es ihn, ohne den leiſeſten Rückhalt vor ihr auszuſprechen.

An die Freundin gingen daher auch die reichlichſten Berichte ab, wenn ihn Reiſen auf kürzere oder längere Zeit von Weimar entfernt hielten, und der gewohnte Austauſch der Ideen und Empfindungen, den gemeinſames Studium wiſſenſchaftlicher Werke, Kunſtübungen und der beſtändige geſellige Verkehr mit ſich führte, aufhören mußte. Ja, dieſe Berichte haben zuweilen ſogar den Nebenzweck, gemeinſam angeſtellte Uebungen zu ſein, wie jene von Braunſchweig aus geſchriebenen Briefe Göthe's in franzöſiſcher Sprache im Jahre 1784 beweiſen. Auch in der Ferne war ihm die Freundin immer nahe, auch hier empfand er lebendig den mächtigen Zauber, mit dem ihre edle Liebe ſein ganzes Daſein verſchönte und verklärte. „Seitdem ich," ſchreibt er, „in Deiner Liebe ein Ruhen und ein Bleiben habe, iſt mir die Welt ſo lieb und klar. Unter den Menſchen nenne ich Deinen Namen ſtill für mich und lebe auch entfernt von Dir nur um Deinetwillen." Ihre Geſtalt war ihm ſtets, auch in dem zerſtreuenden Treiben der Welt gegenwärtig, wie er dies einmal von Gotha aus in dem herrlichen Bilde ausgeſprochen hat:

Den Einzigen, Lotte, welchen du lieben kannſt.
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein.
Denn ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Wo Göthe in der Ferne die Natur zum Genuſſe einlud und ſeine Seele in dichteriſche Stimmung verſetzte, hatte er keinen ſchöneren Wunſch, als daß die Freundin denſelben mit ihm theilen könne. Die mannichfaltigen Beobachtungen, die er auf ſeinen Reiſen durch das Weimarer Land machte, gaben ihm Anlaß zu den offenſten Bekenntniſſen über mangelhafte Zuſtände und zu Aeußerungen ſeines redlichen Willens, nach einer durch

eigne Anſchauung erlangten Erfahrung abzuhelfen. Als das Städtchen Kreuzburg im Jahre 1782 abgebrannt war, ſchreibt er von dort an die Freundin: „Die Welt iſt eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum; der Menſchen Weſen iſt kümmerlich und man iſt beſchämt, wie man vor ſo vielen Tauſenden begünſtigt iſt. Man hört immer ſagen, wie arm ein Land iſt und ärmer wird; theils denkt man ſich es nicht richtig, theils ſchlägt man ſich es aus dem Sinn, wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen ſieht, und ſieht das Unheilbare, und wie doch immer gepfuſcht wird!! Ich habe Dir Vieles und Menſchliches zu erzählen und hoffe, Du ſollſt ſehen, daß ſich meine Augen auch in die Nähe gewöhnen.“ Und wie frei und nur das Allgemeine in's Auge faſſend ſind ſtets der Freundin gegenüber Göthe's Urtheile, und wie ſteigen ſeine Empfindungen nur aus dem reinen Quell des Menſchlichen hervor! Wenn ihn, den Freund eines Fürſten, hier das Treiben „heimlich tückiſcher Hofleute“ vor ihr, die ſelbſt dem Hofe angehörte, den Ausruf abzwingt: „Wehe dem, der ſich von großer Herrn Gunſt in's Freie locken läßt, ohne ſich den Rücken gedeckt zu haben,“ ſo führt er dort auch die Freundin im Geiſte in die Hütten der Beſchränktheit, wie auf der Harzreiſe im Jahre 1777, die er, um ungeſtört ſich ſelber leben zu können, ganz ohne Begleitung unternommen hatte. „Wie ſehr ich“, ſchreibt er damals, „wieder auf dieſem dunklen Zuge Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchſte iſt. Da ſind doch alle Tugenden beiſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gut, Harmloſigkeit, Dulden, Ausharren.“ Auf den größeren Reiſen, wie auf der in die Schweiz im Jahre 1779, ſind wiederum die reichſten Ergüſſe ſeines Inneren an die Freundin gerichtet. Er wendet, wie Schöll ſagt, den ganzen ſchönen Schwung des genußreichen Ausflugs an ſie, nach der ſein Gefühlsmagnet ſo beſtändig hinwies, daß er im Wandern, wie weit er ſich von ihr entferne, oder ob er wieder ſich nähere, nie vergaß. Die Briefe an

ſie bilden die Grundlage der „Briefe aus der Schweiz“ und ſind oft wörtlich in dieſe übergegangen, ſowie auch ſpäterhin aus den Berichten an die Freundin die Briefe aus Italien zum großen Theil entſtanden ſind.

Verdanken wir demnach hauptſächlich dem Verhältniſſe Göthe's zur Frau von Stein ſeine claſſiſchen Reiſeſchilderungen, ſo begeiſterte daſſelbe, wie wir ſehen werden, auch ſeine dichteriſche Muſe zu Schöpfungen, deren inneres Leben aus ihm hervorgeſtrömt iſt. Das anmuthreiche, edle Bild der Freundin tritt uns mehr als Einmal in kleineren und größeren Dichtungen auf dem Goldgrunde der Poeſie entgegen. Wie mochte es auch anders haben ſein können bei dem Dichter, welcher, wie kein anderer, unmittelbar aus dem Quell ſeiner eignen Empfindungen und Gefühle ſeine Dichtungen geſchöpft und eignes Glück und eignes Leid in ſie niedergelegt hat? Wie konnte ſein Genius unberührt bleiben von dem Verhältniſſe, das auf's tiefſte in ſein Inneres eingriff, das ihm die reichſten geiſtigen Genüſſe zuführte, und von deſſen wohlthätig beruhigendem Einfluß auf ſeine ganze Seelenſtimmung er einmal zur Freundin geſagt hat: „Es iſt eine unausſprechliche Glückſeligkeit, wenn Geſinnungen und Empfindungen zwiſchen zwei Weſen wechſeln, ohne irgend anzuſtoßen, zurückgehalten und geſchreckt zu werden.“ Wie ſollte dieſe langandauernde Seelenharmonie, welche auf der Gemeinſchaft höheren geiſtigen Strebens beruhte, durch gemeinſame Kunſt- und Naturanſchauung genährt wurde, in gemeinſam betriebenem Studium wiſſenſchaftlicher Werke, ſogar in der Abſtraction des Philoſophen Spinoza ihre mannichfachſten Berührungspunkte fand, welche aber auch das ganze ſittliche Weſen des Dichters läuternd durchdrang und in die reine Höhe edler männlicher Entſagung erhob, nicht ihren vollen Ausdruck in ſeinen Dichtungen haben finden müſſen? Sowie daher die Werke ſeiner vielbewegten Jugend die auflodernde Flamme der Gefühle leidenſchaftlich ausdrücken, ſo werden die von der beſonnenen männlichen Lebensanſchauung getragenen Dichtungen von dem milden Lichte dieſes edlen Freund-

ſchaftsbundes überall verklärt und athmen das ruhig ſichere Gefühl, welches aus einem geiſtigen Verhältniß entſprang, das dem Dichter in vieler Beziehung die Ehe erſetzte. Denn jener Friede und jene Ruhe, welche der Mann nach den ſtürmiſchen Jugendjahren erlangt, die von aufregender Leidenſchaft gereinigte Berührung mit der Weiblichkeit, in welcher er den Widerhall ſeiner zarteren Gefühle findet, wurden in demſelben dem Dichter zu Theil, und ſelbſt die Schranken, welche die in inniger Geiſtesgemeinſchaft Lebenden ſchieden, dienten nur dazu, dem Verhältniß jenen zarten Duft und jenen immer ſich erneuernden Reiz, der in der unermüdlichen Kundgebung ſorglicher Aufmerkſamkeit und treuer Ergebenheit liegt, friſch und rein zu bewahren. Und noch mehr! Es war dem Dichter ſogar vergönnt, eine in der Ehe geforderte ſittliche Pflicht zu erfüllen. Frau von Stein konnte keinen ſchöneren Beweis des unbedingten Vertrauens geben, welches ſie in den Freund ſetzte, als dadurch, daß ſie ihm auf mehrere Jahre ihren Sohn Fritz zur Erziehung übergab, und Göthe konnte ſeine Liebe zu ihr durch nichts ſo würdig krönen, als durch die treue Sorge, welche er ſeinem Pfleglinge angedeihen ließ. Noch in ſeinen Mannesjahren gedenkt Friedrich von Stein der Zeit, als er faſt noch mehr an Göthe als an ſeiner Mutter hing und dieſer mit Liebe, Ernſt und Scherz ihm begegnete. Er nennt es die glücklichſte Periode ſeines Lebens, als er in ſeinem zehnten und elften Jahre ganz in deſſen Haus wohnte. Und es iſt rührend zu ſehen, wie Göthe, die Liebe der Mutter auf den Sohn übertragend, ihn ſtets um ſich hatte und die mannichfachen kleinen Wünſche ihm erfüllte; wie er ſelbſt ſein Schlafzimmer mit ihm theilte; wie er bedacht war, durch Dictiren ſeine Handſchrift auszubilden, durch Uebergabe ſeiner Wirthſchaftsbücher ſeine Fertigkeit im Rechnen zu üben; wie er auf Reiſen ihn ſorglich gehütet, ihn gewärmt und weichgelegt hat; wie er, wenn er abweſend war, ſelbſt in Italien, ſeiner gedachte und zu dem Ideenkreiſe des Knaben ſich herabſtimmend, ihm freundliche

Briefe ſchrieb; wie er überhaupt nichts vorübergehen ließ, um ſeinem Geiſte eine gediegene und edle Bildung zu geben.

So blieb das Verhältniß Göthe's zur Frau von Stein auf gefährlicher Grenze rein und fleckenlos, ſo daß nur der ſittliche Gewinn einer ſolchen geiſtigen Beziehung Beiden zu Theil wurde. Der häusliche Friede der Freundin blieb ungeſtört; Göthe's Verhältniß zu ihrem Gatten hielt ſich ſtets in der klarſten Offenheit und Harmonie und ſelbſt das Urtheil der ſo gerne ſchlimm deutenden Welt vermochte nicht, einen Flecken auf daſſelbe zu werfen. Als während Göthe's Abweſenheit in Italien Schiller in Weimar ſich längere Zeit aufhielt, konnte er im Jahre 1787 in Beziehung auf Göthe und Frau von Stein an ſeinen Freund Körner ſchreiben: „Man ſagt, daß ihr Umgang ganz rein ſei", und Herders Urtheil über Göthe unmittelbar hinzufügen, das demſelben neben einem klaren univerſaliſchen Verſtand das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens zuſchreibt. Und dieſe Urtheile, die aus dem Munde wohlunterrichteter und zuverläſſiger Zeitgenoſſen gefloſſen ſind, ſollten ſich nach mehr als ſechszig Jahren, nachdem ſchon lange die geiſtig Verbundenen dem irdiſchen Daſein entrückt ſind, auf das herrlichſte durch die Briefe Göthe's an die Freundin beſtätigen, welche das innere Weſen dieſes ſo ſeltnen Verhältniſſes unverhüllt vor unſern Blicken darlegen und durch tauſend Belege verbürgen, was der Dichter in ſchöner Zuſammenfaſſung von demſelben geſagt hat:

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt,
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

12.

Gartenleben. Dichterische Thätigkeit.

Es konnte Göthe nicht schwer werden, sich in Weimar, seiner zweiten Heimath, einzuleben. Nach den bewegten Jugendjahren hatte der Dichter nun eine Stätte gefunden, wo er, der Außerordentliche, auch in außerordentliche Verhältnisse eintrat, welche ihm den neuen Wohnort werth machen mußten. Die Huld eines kunstsinnigen Fürstenhauses, das unbedingte Vertrauen eines edlen und hoffnungsvollen Regenten, die mächtig ihn ergreifende Anziehungskraft einer reichbegabten und feingebildeten Frau, der freundschaftliche Verkehr mit trefflichen, gleichgesinnten Männern, welche zum Theil, wie er selbst, sich dem Dienste der Musen widmeten, mußten zu eben so vielen festen Banden werden, welche ihn an diesen Wohnsitz wahrer Bildung fesselten. Zwar trat in den ersten Flitterwochen seines dortigen Aufenthalts das tiefere geistige Bedürfniß vor den Ansprüchen einer heiteren Geselligkeit stark in den Hintergrund und der Dichter fand, so lange er sich als Gast bei dem herzoglichen Hofe betrachten durfte, in keinerlei Weise eine Aufforderung, von dem genialen Treiben des Kreises, in welchem er als Mittelpunkt der ehrendsten Aufmerksamkeit genoß, sich zurückzuziehen. Als es sich indessen schon im Januar 1776

entschieden hatte, daß er für immer bleiben würde, suchte er, wie wir wissen, „des Treibens müde" oft sehnlichst Ruhe nach dem Genuß und die Stille nach der Aufregung, und zu dem Bedürfniß, sich häuslich an seinem neuen Wohnplatze einzurichten, gesellte sich das Verlangen, eine einsame Stätte sein nennen zu dürfen, wohin er sich aus den Zerstreuungen zurückziehen und sich selber leben könnte, und wo inmitten der „alliebenden" Natur die Freundschaft und Liebe bei ihm einkehren sollten. Ein Garten mit Gartenhaus am Wege nach Oberweimar, etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, welcher damals Bertuch's Eigenthum war, erschien ihm gleich anfangs wünschenswerth. Wie er durch die Huld seines fürstlichen Freundes in den Besitz desselben gelangte, erzählt Stahr in „Weimar und Jena" nach glaubwürdiger Quelle, aus dem Munde eines Enkels von Bertuch. „Bertuch, ich muß deinen Garten haben," sagte eines Tages Karl August zu seinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht wie" — „Kein Aber!" unterbrach ihn der junge, feurige Fürst, „ich kann dir nicht helfen, denn Göthe will ihn haben und mag hier ohne ihn nicht leben." Das entschied. Wenige Tage darauf sah sich Göthe im Besitze des gewünschten Gartens. Schon am 17. Mai 1776 schrieb er aus demselben an Auguste von Stolberg: „Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thor an der Ilm schönen Wiesen in einem Thale. Ist ein altes Häuschen drinnen, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen."

Wie anmuthig und dem Dichter wahlverwandt dieser ländliche Aufenthalt gewesen sei, berichtet schon Wieland, der so oft Veranlassung fand, denselben als einen Liebling der Götter zu preisen, im Jahr 1777 an seinen Freund Merck: „Ich war gestern Nachmittag bei Göthe auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes, oder wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Göthe's Genius das Alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er es einst in Weimar völlig und fertig fände und

ſich nur hineinzulegen brauchte.“ Und dieſe ſtille Stätte, welcher der Dichter ſeine ganze Liebe zugewendet und welche er durch Schaffen, Pflanzen und Bauen zu einem Denkmal ſeines irdiſchen Daſeins geweiht hat, zeugt auch heute noch von ihm; noch grünen die Bäume, welche ſeine Hand gepflanzt, noch ſteht das einfache Häuschen, in welchem er eine Reihe von Jahren gewohnt hat, und das ihm ſein ganzes Leben ein unbezahlbarer Beſitz geblieben iſt. In dieſer Einſamkeit dürfen wir Göthe's einfachen Naturſinn recht deutlich erkennen, und hier in dieſen beſcheidenen Räumen vor allem ſeine außerordentliche Bedürfnißloſigkeit bewundern. Ein Zimmer, eine Küche und eine Hausflur im unteren, ein Frontezimmer und zwei Seitencabinete im oberen Stock, „alles niedrig, eng und ſchmal“, genügten ihm Jahre lang zur Wohnung. Aber wie ſind dieſe beſchränkten Räume geheiligt durch die reichſten Erinnerungen aus dem Dichterleben! In ſie kehrten nicht ſelten Göthe's Freunde, Deutſchlands geiſtige Größen, zu geſelligem Verkehre ein; ſo klein und ſchmal ſie waren, nahmen ſie oft die fürſtlichen Freundinnen, die es nicht verſchmähten, den Dichter in ſeiner beſcheidenen Wohnung aufzuſuchen, mit ihrer Begleitung gaſtlich auf, und wie oft waren ſie Zeugen von dem ſeltnen Bunde, welcher ihn und den Herzog aneinander knüpfte, wenn dieſer, wie es wohl zu geſchehen pflegte, ganz allein ein einfaches Mahl bei ihm einnahm. Wie mannichfach ſind ferner die Beziehungen, in welchen dieſer Garten und dieſes Haus zu Göthe's Verhältniß zur Frau von Stein ſtehen! Aus dieſem Boden ſproßten die Blumen und Früchte hervor, die er als Zeichen ſeiner Anhänglichkeit und Ergebenheit ihr überſendete; in dieſem Hauſe wurden die meiſten der an die Freundin gerichteten Billete und Briefe geſchrieben, in denen es einmal heißt: „Meine Roſen blühen bis unter's Dach, und ſo lang als das mein Haus deckt, kann nicht ein willkommnerer Gaſt hineintreten als Sie.“ In dieſe idylliſche Einſamkeit floh Göthe, wenn ihn der Dunſt des Hoflebens, der Staub der Acten beengte, um ſich an dem reinen Odem der Natur zu er-

frischen. Hier erlangte er jene heitere Ruhe und jenen Frieden, die aus dem Genusse der Naturfreuden entspringen, welche, so einfach sie sind, doch durch nichts ersetzt werden können. Hier erlabt sich sein Auge an der Herrlichkeit des Frühlings; hier läßt er sich, wie er an Auguste von Stolberg schreibt, von den Vögeln was vorsingen und zeichnet Rasenbänke, die er will anlegen lassen, damit Ruhe über seine Seele komme und er wieder von vorn möge anfangen zu tragen und zu leiden. Hier sitzt er noch Abends spät allein, nachdem er als Wirth bei fürstlichem Besuche den Tag über „herumgehausvatert" und dann mit seinem treuen Diener Philipp Seidel von dessen Welt „geschwätzt", und genießt es als eine herrliche Empfindung, da haußen im Felde allein zu sein, wo alles so still ist und er nur seine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne hört. Ja, es hielt ihn wohl auch die milde Frühlingsluft die Nacht über auf seinem Altane, auf dem er sich in seinen Mantel gehüllt niederstreckte, bis der Donner und der herabströmende Regen ihn erweckte. Hier genoß er der Frühe des schönen Sommermorgens, wenn die Sonne auf seinem Thale lag und der Thau noch über dem Flusse schwebte, und des milden Mondlichtes der lauen Sommernacht:

„Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wies' entlang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'."

Aber hier hielt er auch die rauhe Herbst- und Winterzeit aus, wenn er mit Kälte und Rauch zu kämpfen hatte und dann zuweilen genöthigt war, an dem Herde seiner Küche Wärme und bei dem flackernden Scheine des Feuers Licht zur Arbeit zu suchen; ja, selbst während der Zeit, als er seine Wohnung umbauen ließ, mochte er dieselbe nicht verlassen. Wir wissen, in welcher anhaltenden Thätigkeit Göthe die Tage in dieser Einsamkeit zubrachte, und wie manche Stunde er seiner intellectuellen und sittlichen Ausbildung in derselben gewidmet hat, so daß er uns in diesem Gartenleben wohl

im Bilde eines Weiſen erſcheinen kann, der ſich in Bedürfnißloſigkeit und Entſagung aller Art übt, und unermüdlich ſich beſtrebt, den Geiſt zu höherer Einſicht zu erheben und zu immer größerer Reinheit zu läutern. Aber nicht allein an den Menſchen Göthe, ſondern auch an den Dichter leben in dieſer Wohnung des Friedens, wie er ſeinen Garten gerne nannte, reiche und große Erinnerungen fort; denn ſie iſt die Geburtsſtätte der meiſten der größeren und kleineren Dichtungen, welche während jener Lebensperiode entſtanden ſind. Wenn dann der Genius ſeine Schwingen zu höherem Fluge regte, mochte der Dichter wohl die Einſamkeit noch einſamer machen. Dann konnte er ſich in ſeinem Garten förmlich abſperren und verbarrikadiren, damit ſich ſein Geiſt ungeſtört zu der idealen Welt der Dichtung erheben könne. In dieſer Stille löſte ſich dann, wie er an die Freundin ſchreibt, die Seele nach und nach bei den ſanften Tönen eines Quartetts, welche aus dem anſtoßenden Zimmer herüberklangen, aus den Banden der Protocolle und Acten und rief die fernen Geſtalten leiſe herüber; dann erſchienen ihm wohl die Bilder Iphigeniens und Oreſt's in immer höherer Klarheit und erfüllten ſich mit jenem reichen ſittlichen Gehalt, welcher die edle Frucht von des Dichters raſtloſem Streben nach ächter und reiner Humanität war.

Aber wie hing auch Göthe's Herz an dieſem idylliſchen Plätzchen, wo er ſo manche Naturfreude genoſſen, wo er in freundlichem Verkehre mit denen, welche ihm nahe ſtanden, gelebt, wo er aber auch ſo manche Stunde ſeines Lebens in gewiſſenhaftem Fleiße und in ernſten Betrachtungen hingebracht und das, was ihn im Innerſten bewegte, zu edlen Dichtungen herausgebildet hatte. Nicht die herrliche Alpenwelt, nicht die Pracht fürſtlicher Schlöſſer konnten in ihm das liebe Bild dieſes beſcheidenen Wohnplatzes verdrängen, zu dem ihn ſein Verlangen aus der Ferne immer wieder hinzog. Als er auf der Schweizerreiſe im Jahre 1779 vom Gipfel des Gotthard zum zweitenmal das Auge zu dem gelobten Lande hinwendete, ohne das geſehen zu haben er nicht zu ſterben gedachte, ward ſein Geiſt wieder

nach „seinem armen Dache“ zurückgeführt, wo er nach seiner Heimkehr „vergnügter als jemals die Freunde an seinem Kamin haben und ihnen ein einfaches Mahl auftischen will, und wo die Erzählungen von braven Unternehmungen, Entschlüssen, Freuden und Beschwerden die Abende kürzen sollen“. Und obwohl er im Jahre 1782, just zur schönen Maienzeit, in die Stadt überzuziehen genöthigt war, da in den verwickelten Verhältnissen, in welche ihn seine neue Stellung brachte, Unbequemlichkeit und Versäumniß für ihn und Andere daraus entstanden sein würde, wenn er in seiner Gartenwohnung geblieben wäre, obwohl es ihm sogar als eine Wohlthat erschien, sich ausbreiten zu können, so hoffte er doch, nun den Garten mit den Freunden noch besser genießen zu können, und der hohe Preis, den man ihm dafür bot, konnte ihn nicht bestimmen, sich von diesem ihm so theuer gewordenen Besitzthum ganz zu trennen. „Jede Rose“, so schreibt er damals an Frau von Stein, „sagte zu mir: Und du willst uns weggeben. In dem Augenblicke fühlte ich, daß ich die Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.“

Die weiteren und bequemeren Räume des städtischen Hauses, in welchem sich Göthe nach Wieland's Ausdruck auf ministeriellem Fuße, freilich nach dem bescheidenen Maßstabe der damaligen Weimarer Zustände, einrichtete, thaten indessen keineswegs der begonnenen einfachen Lebensweise Eintrag. Der Dichter zog sich sogar noch mehr auf sich selbst zurück, sodaß er im Herbste dieses Jahres an Knebel schreiben konnte: „Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat; ich habe mein politisches und geselliges Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Alle Wochen gebe ich einen großen Thee und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilste. Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publikum einen noch größeren Begriff erlaube, entschuldigen mich, daß ich zu Niemand komme.“ Dafür wandte er damals, — es ist dieselbe Zeit, wo sein Verhältniß zur Frau von Stein

seinen Höhepunkt erreicht hatte — um so ungestörter und eifriger seine Aufmerksamkeit auf sich selber, und indem er Abrechnung mit seiner Vergangenheit hielt, nutzte er die mit der Klarheit des Mannesblickes angeschauten Erfahrungen für die Gegenwart. In demselben Briefe an Knebel erzählt er, wie er alle seit dem Jahre 1772 an ihn gerichteten Briefe und viele Papiere jener Zeiten, die in Päcken ordentlich zusammengebunden seien, absondere und heften lasse. „Welch' ein Anblick", ruft er aus, „mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird."

Ueberhaupt sind seine Briefe aus damaliger Zeit reich an Bekenntnissen, welche ebensosehr seine Klarheit über sich selbst, als wie seine Freimüthigkeit bezeugen, mit der er vor den Freunden über sich urtheilt, und die überall von dem aufrichtigen und ernsten Willen Kunde geben, mit welchem er an seiner sittlichen Vervollkommnung gearbeitet hat. So mild und schonend sein von Natur edler und zu wahrer Humanität durchgebildeter Sinn ihn allerwärts über Andere urtheilen ließ, so streng und unnachsichtig hat er stets über sich selbst gerichtet. Wie oft wiederholt sich in den Briefen an die Frau von Stein und an seine Freunde, was er im Jahre 1782 an Jacobi in einem trefflich ausgeführten Bilde von sich geschrieben hat: „Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viele Schlacken drin stecken, als sich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als ob es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch da noch zu verstecken!" Indem er so, nach seinem eignen Ausdruck, sich selber zu leben und sich wiederzuerkennen anfängt, findet er zwar manchen

Wahn zerstört, aber sein jugendliches Glück wiederhergestellt; er fühlt, „daß es auf alle Weise Epoche in ihm mache.“ Die innere Befriedigung aber, die er gewonnen hatte, vermochte auch die Last der Geschäfte, die ihm seine neue Stellung auferlegte, nicht dauernd zu stören; wenn er aber dann nach Wochen voll Mühe und Arbeit sich nach Ruhe und Erholung sehnte, und wenn der Drang des dichterischen Schaffens ihn erfüllte, dann blieb der Garten vor dem Thore seine Zufluchtsstätte, wohin er Sonnabends und Sonntags sich zurückzog, um hier, wo jeder Lärm des Lebens verhallte, das Wehen seines Genius deutlicher zu vernehmen.

Göthe hat sich zwar selbst einmal deshalb angeklagt, daß er in den ersten zehn Jahren seines Weimarer Aufenthalts wenig producirt habe. Indessen berechtigt uns eine solche Selbstanklage des gegen sich strengen Dichters noch lange nicht, in dieselbe mit einzustimmen. Denn erwägen wir, daß zumal die ersten Jahre, die er in Weimar zubrachte, eine Uebergangsepoche waren, die es für ihn nothwendig machte, sich erst in die neuen äußeren wie inneren Verhältnisse einzuleben und den geistigen Gehalt derselben in sich aufzunehmen, und überblicken wir dann seine schöpferische Thätigkeit, die sich trotzdem in mannichfachen, zum Theil großartigen Dichtungen offenbarte, so werden wir dieselbe nicht nur nicht gering anschlagen, sondern sie wird uns sogar bedeutend erscheinen. Göthe's Schaffen war damals freilich nicht jedesmal auf Ein Werk concentrirt, dessen Inhalt ihn ausschließlich in Anspruch nahm, und das deshalb einer raschen Vollendung entgegenging, sondern es dehnte sich gewissermaßen in die Breite aus, indem sein Geist gleichzeitig alle in seinen äußeren Lebensverhältnissen sich darbietenden oder durch innere Zustände angeregten Stoffe ergriff, deren Bedeutsamkeit in Eine Dichtung zusammenzufassen unmöglich gewesen wäre. In Iphigenie, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und Faust finden sich die Explicationen dieser Seelenzustände oder wohl gar die förmlichen Abbilder des Dichters in seinen verschiedenen Lebens-

ſphären. In dieſe Schöpfungen legte er den tieferen Gehalt ſeines Inneren; aber deshalb bedurfte es auch der Zeit, um ſie zum Abſchluß zu bringen. Wir dürfen nicht vergeſſen, wenn wir dieſelben in Italien in ſo raſchem Gedeihen, als ob der ſüdliche Himmel von Neuem einen blüthenreichen Frühling in des Dichters Gemüth erweckt hätte, oder wenn wir ſie, wie den Wilhelm Meiſter, langſam der Vollendung entgegenreifen ſehen, daß dieſes Decennium ihre lebenskräftigen Keime in ſeinem Schooße barg und ſie im Stillen zur Entwickelung und immer reicheren Entfaltung brachte.

Aber auch dann, wenn wir die kleineren Dichtungen, welche in dieſer Periode entſtanden ſind, näher in's Auge faſſen, werden wir Göthe's poetiſche Thätigkeit, weder wenn wir die Anzahl, noch wenn wir den inneren Gehalt derſelben berückſichtigen, gering anſchlagen dürfen. Es findet zwar, was letzteren anlangt, eine ſehr weſentliche Ungleichheit unter ihnen ſtatt, jenachdem der Dichter ſeine Muſe ganz in den Dienſt der äußeren Gelegenheit gegeben hat, oder ſie aus der Urſprünglichkeit und Tiefe ſeines Inneren hat ſchöpfen laſſen. Während hier die reichſte Gemüthsfülle in der ruhigen Klarheit ſeiner gewonnenen ſittlichen Durchbildung mannichfaltig in die edelſten Formen ſich ergoß, bewährte er doch auch dann, wenn er ſich auf dem Felde der Gelegenheitspoeſie bewegte, wo ſonſt nur verkümmerte und vertrocknete Blumen dem dürren Boden entkeimen, ſeine urſprüngliche Schöpferkraft, und wußte auch dieſe Form der Dichtung zu veredeln, indem er ſich in ihr auf der Höhe ſinniger Betrachtung erhielt und ihr nicht ſelten die zarteſten Empfindungen einhauchte. So in jenen Gedichten, welche er zur Verherrlichung der ſeit dem Jahre 1776 beſonders lebhaften Redouten für Maskenzüge beſtimmte, wie im „Aufzug des Winters", „Aufzug der vier Weltalter", „Ein Zug Lappländer", „Die weiblichen Tugenden", „Amor", und beſonders in dem zur Feier des Geburtsfeſtes der Herzogin Luiſe im Jahre 1784 gedichteten „Planetentanz". Zu bedauern iſt es, daß gerade aus den erſten Jahren die Redoutengedichte verloren gegangen ſind, in welchen

uns wohl Gelegenheit würde gegeben worden sein, den damals ganz besonders hervortretenden Humor des Dichters zu bewundern.

Auch die Singstücke und andere kleinere dramatische Dichtungen Göthe's, welche während dieser zehn Jahre entstanden sind, hatten zum großen Theil den Zweck, den Glanz der Festlichkeiten des Weimarer Kreises zu erhöhen, und sind von dieser Seite ebenfalls als Gelegenheitsgedichte zu betrachten. Erscheinen daher diese Producte, in welche übrigens Göthe einzelne seiner schönsten Lieder für den Gesang eingeflochten hat, schon deshalb als untergeordnete Dichtungen, da sie mehr für die Unterhaltung und Ergötzung eines kleineren Kreises berechnet und Localitäten, Persönlichkeiten und Zufälligkeiten angepaßt, als für das Hinaustreten in die Welt bestimmt waren, so dürfen wir, um sie richtig zu beurtheilen, auch nicht außer Acht lassen, daß in Bezug auf den dramatischen Gesang unsere Zeit eine ganz andere geworden ist, und daß die Oper, vornehmlich durch die Ausdehnung des Chors, in unsern Tagen eine viel bedeutendere Gestalt angenommen hat. Zudem hatte Göthe weniger Verhältniß zu dieser Gattung von Poesie, weil er, obgleich der weichste und tiefste Lyriker, doch auch zu sehr Dramatiker war, und sich überall innerlich zu sehr genöthigt sah, den Fortgang der Handlung zu motiviren, wodurch der Inhalt oft zu gewichtig für die leichte Form, und die Composition erschwert wurde. Schon im Jahre 1776 wurde zur Feier des Geburtstags der Herzogin Luise „Lila" gedichtet, ein Stück, welches die Heilung eines Weibes, das in eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Schwärmerei verfallen war, zur Darstellung bringt, und durch diesen seinen Inhalt auch des Dichters Wendung aus der Gefühlsschwärmerei in die Nüchternheit des realen Lebens bekundet. Im folgenden Jahre faßte Göthe auf einer Reise nach Eisenach den Plan zur „Comödie der Empfindsamen", „einer Thorheit", wie er schreibt, „einer komischen Oper, so toll und grob als möglich". Doch ist das Stück, welches später den Titel „Triumph der Empfindsamkeit" erhielt, auch wesentlichen Veränderungen unterworfen worden. Auch in ihm wird gegen die

ſchale Sentimentalität, welche in unſerer Literatur damals überhand nahm, polemiſirt und ſelbſt des Werther's nicht geſchont. Doch paßt zu dieſer Tendenz wenig die Einſchaltung des Monodrams „Proſerpina", welche Göthe ſpäter ſelbſt als eine freventliche bezeichnet hat, und durch welche die Einheit des Stückes zerriſſen, die Bedeutung dieſer in Form und Inhalt edel gehaltenen Dichtung aber vernichtet wird. „Jery und Bätely" iſt eine Frucht der im Jahre 1779 unternommenen Schweizerreiſe, und wurde von Göthe ſchon fertig mit nach Deutſchland gebracht. Aus den Eindrücken, welche die Schweiz und ihre Bewohner auf den Dichter gemacht hatte, unmittelbar entſprungen, hat dieſes einfache und friſche Stück, in welchem veranſchaulicht wird, wie ein Liebender durch ſeinen männlichen, in Gefahren ſich bewährenden Muth ſich das Herz ſeiner Geliebten erobert, ganz den kräftigen Charakter der ſchweizeriſchen Natur. Der Dichter ſelbſt ſagt ſpäter in ſeinen Annalen, daß er die Gebirgsluft, die darin wehe, noch empfinde, wenn ihm die Geſtalten auf Bühnenbrettern zwiſchen Leinwand und Pappenfelſen entgegenträten. Neben Jery und Bätely zeichnet ſich unter dieſen Productionen die im Jahre 1782 gedichtete „Fiſcherin", deren brillante erſte Aufführung zu Tiefurt ſchon erwähnt worden, durch gleiche Einfachheit und Friſche aus. In dem komiſchen Singſpiele „Scherz, Liſt und Rache" hat ſich Göthe der italieniſchen Operette angeſchloſſen, vornehmlich um ſeinem Freunde Kayſer in Zürich einen für ſein Talent zur Operncompoſition entſprechenden Text zu liefern. Ueber die ſittliche Bedeutung des Stückes urtheilt der Dichter ſelbſt höchſt unbefangen: „Der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant myſtificirt wird, hat für einen rechtlichen Deutſchen keinen Reiz, wenn Italiäner und Franzoſen ſich daran wohl ergötzen möchten. Bei uns aber kann die Kunſt den Mangel des Gemüths nicht leicht entſchuldigen." Auch die „Vögel" zählt Göthe geradezu zu den Feſtſpielen für Ettersburg, wo auch ihre Aufführung, bei welcher beſonders der Dichter als Treufreund die heiterſte Wirkung hervorbrachte, zu wiederholten Malen ſtatt-

land. Ihre politische Beziehung, nämlich als Satyre auf die leichtgläubige und leichtbewegliche Volksmenge, welche sich von selbstsüchtigen Raisonneurs die wunderlichsten Hoffnungen vorspiegeln läßt, ist dem Vorbild, den Vögeln des Aristophanes, entnommen, deren großartige Phantastik sie jedoch nicht erreichen, da Göthe ohnehin von dieser Comödie „nur den Rahm abschöpfen wollte"; dagegen wurde ihre komische Wirkung durch die humoristischen Ausfälle auf die Zustände der deutschen Literatur, die ihnen eine nahe Beziehung zur Gegenwart gaben, bedeutend erhöht. Eine noch schärfere Satyre auf die damaligen Literaturzustände enthielt das Festspiel „Das Neueste aus Plundersweilern", welches für das Weihnachtsfest des Jahres 1780 zur Erheiterung der Herzogin Amalie gedichtet wurde, und in welchem der Dichter ebenfalls die Hauptrolle, die des Marktschreiers, übernahm.

Auch im Familiendrama versuchte sich Göthe schon im Jahre 1776; er dichtete, wie gesagt wird, für die Fräulein von Kotzebue, die Schwester des Dramatikers, welche auf dem Theater nicht zweideutige Liebhaberinnenrollen hatte übernehmen wollen, „Die Geschwister", in denen sie als Mariane auftrat, während er selbst den Wilhelm spielte. So psychologisch übrigens in diesem Stücke der Uebergang von der schwesterlichen Liebe Marianens zur bräutlichen gezeichnet ist, so können wir uns doch eines gewissen Mißbehagens nicht erwehren, wenn wir das Mädchen, das mit ihrem wahren Verhältnisse zu Wilhelm unbekannt ist, auf der äußersten Grenze geschwisterlicher Zärtlichkeit sich bewegen sehen.

Im Jahre 1783 begann Göthe seinen „Elpenor" zu dichten, von welchem zwei Acte in ungebundener Rede fertig geworden sind. Das Studium der griechischen Tragödie und die Beschäftigung mit seiner Iphigenie hatte ihn zur Bearbeitung dieses Stoffes geführt, in dem, soviel wir sehen können, die Blutrache, welche Antiope ihren Sohn Elpenor schwören läßt, den Hebel der Handlung bilden sollte. Der Elpenor war einer jener

Anknüpfungspunkte an das klassische Alterthum, dem sich Göthe mit immer sich klarer werdendem Bewußtsein näherte; der Stoff desselben konnte ganz im Sinne der antiken Tragödie bearbeitet werden, indem das Verbrechen eines Fürstenhauses der dunkle Grund war, von welchem aus die Handlung des Stückes durch tief erschütternde Uebergänge sich fortbewegte. Doch blieb die Tragödie vorzüglich wohl deshalb unvollendet, weil des Dichters damalige Gemüthsstimmung nur zu einer geistig sich vollziehenden Versöhnung, nicht aber zur Lösung des tragischen Conflictes durch gewaltsame Handlungen hinneigen konnte.

Auch auf anderem Gebiete näherte sich Göthe um dieselbe Zeit, „wo es überall Epoche in ihm machte", der antiken Welt, deren klare Plastik und edle Würde mit seinem ruhigen Dichtergemüth auf das reinste zusammenstimmte. So ergriff er schon um's Jahr 1782 die Epigrammendichtung. „Ich bin", schreibt er damals an Knebel, „nun in den Geschmack der Inschriften gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen". Dieses ursprüngliche Wesen des Epigramms, eine inhaltsvolle Inschrift zu sein, wurde demnach auch für ihn der Ausgangspunkt, von dem er das Gebiet dieser Gattung von Poesie betrat. Noch waren die Gedichte, jenem Charakter der Inschriften gemäß, ohne Polemik, sie schärften sich noch nicht, wie Producte dieser Dichtart aus späterer Zeit, zu verwundenden Pfeilen, sondern offenbarten das Wesen des Epigramms nur in der Kürze und in der Abrundung, in welcher der in sie gelegte Gedanke ausgesprochen wurde. In ihrer ursprünglichen Gestalt waren sie als erste Versuche, welche der Dichter im Versmaße der Distichen machte, meist noch von unvollendeter Form, und erst in späterer Zeit hat ihnen seine nachbessernde Hand eine höhere Formreinheit gegeben. Jedoch ihrem Inhalte nach erreichen sie schon von Anbeginn die reine, wahrhaft klassische Einfachheit und Kürze, mögen sie nun eine edle That der sich aufopfernden Menschenliebe verherrlichen, wie „Der Fürst Leopold von Braunschweig", oder einen inhaltreichen Gedanken aussprechen, wie „Dem Ackermann", oder mögen

ſie dazu auserwählt ſein, das beglückende Geheimniß des Dichters, ſeine ſtille Liebe, zu feiern, wie „Die Ferne", „Erkanntes Glück", „Süße Sorgen" und „Erwählter Fels".

Aber in höheren Wogen ſtrömte die Dichtung in den hymnenartigen Ergüſſen, welche größtentheils um dieſelbe Zeit, wie die Epigramme entſtanden ſind. In ihnen ſind die höchſten Intereſſen, welche die Poeſie berühren kann, das Verhältniß des Menſchen zum Göttlichen, in der edlen Ruhe und Einfachheit antiker Weltanſchauung zur Darſtellung gebracht; und doch tragen dieſe Gedichte das Gepräge ſo ächter Urſprünglichkeit an ſich, daß man nach eines Beurtheilers Ausſpruch nicht weiß, ob man mehr die glückliche Auffaſſung des griechiſchen Geiſtes, oder die Freiheit und Selbſtändigkeit, womit der Dichter ſich bewegt, bewundern ſoll. Die äußere Form war Göthe nicht neu; „Mahomed's Geſang", „Prometheus" und manche andere frühere Producte fließen in den gleichen Rhythmen ohne Reim dahin; deſto größer aber iſt der Gegenſatz, in welchem ſie in Bezug auf ihren Inhalt zu einem Theil der älteren ſtehen, ſo daß nichts geeigneter iſt, die veränderte Weltanſchauung Göthe's deutlicher erkennen zu laſſen, als ein Vergleich dieſer poetiſchen Ergüſſe etwa mit dem Prometheus, in welchem der himmelſtürmende Titanismus des jugendlichen Dichters ſeinen entſchiedenſten Ausdruck gefunden hat. Schon in dem Gedichte „Harzreiſe im Winter", welches auf jener einſamen Wanderung, durch die ſich Göthe auf eine Zeitlang aus den Zerſtreuungen des Hoflebens flüchtete, im Winter 1777 entſtanden iſt, weht uns ein milder, die Gottheit in frommer Scheu verehrender Geiſt entgegen, welcher bei dem Gedanken an einen unglücklichen, mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt ſich befindenden Jüngling den Dichter die Worte ausrufen läßt:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!

Wenn in dem Gedichte „Das Göttliche" die Mahnung an den Menſchen ergeht, „edel zu ſein und hülfreich und gut", ſo

gibt dem Dichter das Bewußtſein der uns inwohnenden Thatkraft nicht mehr Anlaß, ſich gegen die Gottheit aufzulehnen, ſondern wird ihm Urſprung und Quelle religiöſer Empfindungen und der Ahnung höherer Weſen. Und mit welcher ehrfurchtsvollen Scheu vor der Gottheit hebt der Dichter die Hymne „Grenzen der Menſchheit" an:

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Bringt hier der Dichter der ewigwaltenden Allmacht ſeine Verehrung dar, ſo feiert er in dem „Ganymed" die Alliebe, zu der ſich der Menſch, welcher die unendliche Schöne der Natur im Frühling ſchaut, in mächtigem Drange hinſehnt:

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe
Mir! Mir
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Alliebender Vater!

Gleich edel erſcheint Gedanke und Sprache, wenn der Dichter in dem „Geſang der Geiſter über den Waſſern" die Seele des Menſchen mit dem vom Himmel kommenden und zum Himmel ſteigenden Waſſer, und das Schickſal des Menſchen mit dem Winde vergleicht, welcher die Welle bewegt; oder wenn er ſeine „Göttin" preiſt, die ewig bewegliche, immer neue, ſeltſame Tochter Jovis, die Phantaſie, die der alte, hohe Vater als eine ſchöne, unverwelkliche Gattin dem ſterblichen Menſchen zugeſellt hat.

Daß aber Göthe auch vollen Grund hatte, die ihm zugefallene Himmelsgabe, die immer frische, unverwelkliche dichterische Phantasie auch jetzt noch zu preisen, das bezeugt vor allem der schöne Kranz der mannichfachsten Producte in moderner Form, welche in diesem Decennium entstanden sind. An der Schwelle desselben steht als das erste Gedicht von größerem Umfang „Hans Sachsens poetische Sendung", in welchem Göthe dem ihm bekannt und lieb gewordenen Meistersänger einen Lorbeerkranz geflochten, zugleich aber in der Schilderung des poetischen Schöpfergeistes desselben seine eigne dichterische Natur dargestellt hat. Von ähnlicher Form sind die Dichtungen „Ilmenau" und „Mieding's Tod", zu denen Weimarer Zustände und Ereignisse, die den nächsten Freundeskreis berührten, den Stoff gegeben haben. Erscheinen hiernach auch diese Productionen als Gelegenheitsgedichte, so sind sie ganz besonders dazu geeignet, uns einen hohen Begriff von der ächt poetischen Natur Göthe's zu geben, welche gerade durch Gelegentliches sich zu Schöpfungen aufgefordert fühlte, aber dieses dann auch in die edelste Form der Poesie einzukleiden und den durch dasselbe gegebenen Inhalt zu verallgemeinern wußte. Wie sind diese Dichtungen geadelt durch die Fülle tiefer Betrachtungen, welche das Besondere in das Allgemeine erheben und dem Unscheinbaren Bedeutung verleihen, und wie sind sie ganz durchdrungen von dem wärmsten Hauche des tiefempfindenden Dichtergemüthes! Welchen tiefen Blick thun wir in dem Gedichte „Ilmenau", das zur Feier des Geburtsfestes Karl August's im Jahre 1783 concipirt wurde, in das Wesen und den Charakter des Herzogs und in Göthe's eigne Seelenstimmung, so daß es uns recht eigentlich als das poetische Document erscheint, das den Wendepunkt bezeichnet, zu welchem dieser kurz vorher in seinem geistigen Leben gelangt war. In welchem lebenvollen Bilde tritt uns „in Mieding's Tod", in dem der schlichte Diener der Kunst, „auf dessen Geheiß des Dichters Welt entstand", durch diesen verherrlicht worden ist, der ganze Charakter des gesellschaftlichen Weimars entgegen, von welchem es heißt:

O Weimar! dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda klein und groß:

Bald wegen Geist und Witz berufst dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der stille Weise schaut und sieht geschwind,
Wie zwei Extreme nah verschwistert sind.

Und so bewährt sich Göthe auch ganz besonders in den Liedern aus der damaligen Zeit als der seelenvollste Lyriker, dem es, wie Keinem, vergönnt war, die unergründliche Tiefe seiner Empfindungen in der größten Klarheit, den unendlichen Reichthum seines Gemüthes in der edelsten Einfachheit auszusprechen. Viele Lieder aus dieser Epoche gehören der Form und dem Inhalte nach zu dem Vollendetsten, was je in dieser Gattung von Poesie gedichtet worden ist. Wir dürfen nur erinnern an die in den Wilhelm Meister aufgenommenen, an die Lida-Lieder, die an die Frau von Stein gerichtet sind, an das herrliche Lied „An den Mond" und an jenes einfach ergreifende:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Neben diesen durchsichtigen und edlen Perlen in dem Kranze Göthe'scher Dichtung glänzen aber in nie verlöschendem Lichte, wie die kostbarsten Edelsteine die Producte der Balladen- und Romanzendichtung, welche diesen Jahren ihren Ursprung verdanken. Wer fühlte sich nicht von dem Hauche der edelsten und reinsten Poesie berührt, wenn er die unsterblichen Gedichte „Der Sänger", „Der Fischer", „Erlkönig" und jenes unvergleichliche Lied vernimmt, in welchem der Dichter schon im Jahr 1782 seinem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Lande seiner heißen Wünsche Worte geliehen hat, und das wie die süßeste Musik uns entgegentönt:

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter zieh'n.

13.

Reiſe nach Italien.

Schon zweimal hatte Göthe auf der Höhe des Gotthard der Lockung, nach Italien hinabzuſteigen, widerſtanden, und einmal gar hatte er, ſchon auf einer Reiſe dorthin begriffen, den projectirten Plan, ſich durch einen längeren Aufenthalt daſelbſt auszubilden, ohne große Ueberwindung wieder aufgegeben, um der ehrenden Einladung Karl Auguſt's, die ſich ſchließlich doch als ernſtlich gemeint bewährt hatte, nach Weimar zu folgen. Und dennoch gab es nichts, auf welches der Dichter von der früheſten Jugend an ſo ſehr hingewieſen worden war, nichts, was für ſeinen Entwickelungsgang ſo klar vorgezeichnet lag, als ein ausgedehnter Beſuch dieſes Landes der herrlichen Natur und der reichen Kunſtreſte aus der antiken Welt. Aber darin gerade dürfen wir auch das Walten ſeines guten Genius recht deutlich erkennen, daß dieſer ihn damals noch zurückhielt, wo ohne einen erfahrenen Führer der Vortheil eines längeren Aufenthalts in Italien minder groß für ihn geweſen wäre, und daß er ihn dann erſt ſeine erfolgreiche Wanderſchaft antreten ließ, als er im achtunddreißigſten Jahre ſeines Lebens ſtand, in der vollen und ruhigen Kraft ſeiner Männlichkeit, und durch die innerlich ereignißreichen und bildenden Weimarer

Jahre genugsam dazu vorbereitet war. Wie sehr sich in diesem Decennium die Wanderlust der Jugend mochte gelegt, wie sehr die Weltanschauung sich mochte geändert haben und Sinn und Charakter mochten ruhiger und besonnener geworden sein, der Wunsch, Italien zu sehen, wurde durch nichts aus des Dichters Seele verdrängt; ja es wuchs derselbe, oft gedämpft, aber immer wieder auflebend, zu einem um so mächtigeren Drang, je mehr sich Göthe dem Alterthum in Studium und Dichtung näherte.

So tief dies Verlangen, Italien zu besuchen, in der Natur des Dichters begründet lag, und so sehr dasselbe auf seinem Bildungsgange noch genährt wurde, so hat man doch geglaubt, Göthe's Reise dorthin noch näher durch äußerliche Zufälligkeiten begründen zu müssen. Wohl waren die mannichfachen, oft anstrengenden Arbeiten, welche in letzter Zeit auf dem Dichter lasteten, wohl geeignet, ihn den Wunsch lebhafter und dringender empfinden zu lassen, unter einem gesegneten Himmelsstriche, unter den wohlthätigen Einflüssen der antiken Kunst, in Ruhe und Sammlung sich und der Dichtung leben zu können. Ist es aber deshalb nöthig, nach Böttiger's Vorgang an eine Meinungsverschiedenheit zu denken, in die Göthe in Beziehung auf Verwaltungs- und Regierungsprincipien mit dem Herzoge gekommen sei, und derenthalben er der Präsidentschaft durch die Reise nach Italien wie durch eine Flucht habe entgehen wollen? Ebenso unbegründet ist die Behauptung, als ob Göthe durch die italienische Reise dem ihm drückend gewordenen Verhältnisse zu der Frau von Stein sich habe entziehen wollen. Schon Schiller wußte im Jahr 1787, daß Göthe's Correspondenz mit derselben auch von Italien aus sehr lebhaft geführt wurde. „Diese Frau", schreibt er an Körner, „besitzt vielleicht über tausend Briefe von Göthe, und von Italien aus hat er ihr noch jede Woche geschrieben". An sie und an Herder sind die meisten und ausführlichsten Mittheilungen Göthe's aus Italien gerichtet, und von den Briefen an die Frau von Stein ist, wie wir wissen, der

größte Theil der „italiäniſchen Reiſe“ nur Auszug und Ueberarbeitung. Der Inhalt iſt ſogar nach Schöll's Angabe meiſt wörtlich derſelbe, nur häufig in den beſonderen Stücken umgeſtellt und anders vertheilt. Von welcher Wärme der Empfindung aber dieſe Originalberichte an die Freundin, welche jetzt in dem Göthe'ſchen Hausarchiv aufbewahrt werden, durchdrungen ſind, läßt ſich aus einem von Sicilien aus geſchriebenen, in die Sammlung aufgenommenen Briefe erkennen, welcher mit den Worten ſchließt: „Lebe wohl, Geliebteſte, mein Herz iſt bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abweſenheit alles gleichſam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwiſchen uns ſtockte, brennt und leuchtet die ſchöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.“

Allerdings war die Art und Weiſe, wie Göthe ſeine Reiſe nach Italien begann, geeignet, zu allerlei Vermuthungen Anlaß zu geben. Denn obwohl dieſelbe ein jahrelang gehegter, ſehnſüchtiger Wunſch ſeines Herzens war, deſſen naher Erfüllung er endlich gewiß ſein durfte, ſo blieb dieſelbe doch außer dem Herzog und, wie Schöll vermuthet, auch der Frau von Stein Jedermann, ſelbſt Herder verborgen. Nachdem der Dichter noch eine abſchließende Herausgabe ſeiner ſämmtlichen bis dahin erſchienenen Werke eingeleitet, die er mit dem trefflichen Gedichte „Zueignung“, dem Denkſtein, wie es Schäfer nennt, an der Scheide zweier Lebensabſchnitte, eröffnete, ſtahl er ſich von Carlsbad aus am Geburtstage Karl Auguſt's, am dritten September 1786, in einer Poſtchaiſe fort, nur von den Erzeugniſſen ſeiner Muſe, welche der Vollendung in Italien entgegengingen, begleitet.

Wenn wir nun Göthe auf dieſer für ihn ſo einflußreichen Reiſe folgen, kann es nicht unſere Abſicht ſein, ihn Schritt vor Schritt zu begleiten und alle ſeine äußeren und inneren Erlebniſſe, wenn auch nur ſkizzenhaft, zu berühren. Indem vielmehr für dieſen Zweck auf die claſſiſchen italiäniſchen Reiſeberichte zu verweiſen ſein wird, genügt es für uns, den Dichter gewiſſermaßen nur auf den Hauptſtationen der großen Reiſeroute aufzuſuchen

und die für ſeine Entwickelungsgeſchichte wichtigſten Momente hervorzuheben.

Auf der Höhe des Brenners, der Grenzſcheide zwiſchen dem Norden und Süden, fühlte Göthe zuerſt den belebenden Einfluß, welchen die Reiſe auch auf ſeine dichteriſche Schöpferkraft ausübte. Während er bisher nur dem Geſteine, der Formation der Gebirge und der Pflanzenwelt ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte, fühlte er nun, daß die herrlichen Bilder der Vorwelt den poetiſchen Sinn nicht verdrängten, ſondern ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervorriefen. Daher ſonderte er Iphigenien aus dem Packet, und nahm ſie in das ſchöne warme Land als Begleiterin. Als er in's Etſchthal hinabgeſtiegen, wehte den Reiſenden der erſte Hauch des Südens an, und in Trient erfreute er ſich innigſt, daß nunmehr auch die geliebte italiäniſche Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wurde. Das Verlangen, den Gardaſee zu ſehen, zog ihn von dem direkten Weg in die lombardiſche Ebene ab. Nachdem er ſich während eines mehrtägigen Aufenthalts an dem köſtlichen Schauſpiel dieſes See's erlabt hatte, langte er am zehnten September in Verona an, wo er das erſte Denkmal römiſcher Baukunſt, das großartige Amphitheater, mit Augen ſehen ſollte. In Vicenza ſuchte er die trefflichen Werke des Baumeiſters Palladio auf, welcher als gründlicher Kenner der Alten und ihrer Kunſt dieſe unſerm Bedürfniſſe näher zu führen geſucht hatte; auch in Padua beſchäftigte ihn dieſer Baumeiſter; von da ging es die Brenta hinab, der „dem Meere vermählten Herrſcherin" zu. Die innere Befriedigung, welche der Dichter empfand, als er Venedig betreten, ſpricht ſich in dem Anfang ſeiner Reiſeberichte von dorther aus: „So ſtand es denn im Buche des Schickſals geſchrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigſten September, Abends, nach unſerer Uhr um fünfe, Venedig zum erſtenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik betreten und beſuchen ſollte. So iſt denn auch, Gott ſei Dank, Venedig mir

kein bloſes Wort mehr, kein hohler Name, der mich ſo oft, mich den Todfeind von Wortſchällen, geängſtigt hat.“ Von hier aus bekennt er ſeinen Freunden „die Krankheit“, wie er ſich ausdrückt, die er ſchon längere Zeit in ſich getragen. „Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich rein zu Grunde gegangen; zu einer ſolchen Reiſe war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen, in meinem Gemüthe geſtiegen.“

Hier in Venedig ſchon fand und genoß Göthe mitten in dem Gewimmel fremder Menſchen die Einſamkeit, nach der er oft ſo ſehnſuchtsvoll geſeufzt, und hier begann ſchon ernſtlich das Studium der Kunſt. Er ſuchte die Bilder der Venetianiſchen Maler, beſonders des Paul Veroneſe auf; dazu ſtieg ihm die Baukunſt wie ein alter Geiſt aus dem Grabe hervor, und hieß ihn ihre Lehren wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache ſtudiren. Zwar verließ er ſchon nach vierzehntägigem Aufenthalt die Lagunenſtadt, aber er hatte, wie er ſagt, gut aufgeladen und trug das reiche, ſonderbare, einzige Bild mit ſich fort. Von Venedig ging es über Ferrara, Bologna, Florenz raſch nach Rom. Denn dorthin zog ihn ſeine Sehnſucht, welche durch den Wunſch, den zu Anfang des November daſelbſt ſtattfindenden Kirchenfeſten beizuwohnen, noch beträchtlich geſteigert wurde, ſo daß er ſich in Florenz nur einen dreiſtündigen Aufenthalt gönnte. Auf ſeiner Weiterreiſe unternahm er noch eine kleine Seitentour nach Aſſiſi, um den köſtlichen wohlerhaltenen Tempel der Minerva zu ſehen. Auch in dieſem antiken Baudenkmal, das als das zweite ſeinem Auge ſich darbot, ſo wie in dem dritten, dem Aquäduct zu Spoleto, hatte er von Neuem Gelegenheit, den einfach großen Sinn der Alten zu bewundern. Als der Dichter aber Ende October an dem Zielpunkte ſeiner langjährigen Wünſche angelangt war, öffnete ſich das bewegte Herz ſeinen Freunden in der Heimath: „Endlich“, ſchreibt er, „kann ich den Mund aufthun und meine

Freunde mit Frohſinn begrüßen. Verziehen ſei mir das Geheimniß und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hierher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging; ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben". Indem er mit Liebe der Freunde im Norden hier in dieſem Mittelpunkt gedenkt, nach dem ihn ein unwiderſtehliches Bedürfniß hingezogen, geſteht er abermals, daß dieſes eine Art Krankheit geweſen, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart hätte heilen können. Aber er fühlt auch, daß, wenn die überreif gewordene Begierde nun befriedigt werde, ihm Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünſchenswerth, ja um ſo wünſchenswerther werde, da er mit Sicherheit empfinde, daß er ſo viele Schätze nicht zu eignem Beſitze und Privatgebrauche mitbringe, ſondern daß ſie ihm und Andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollten. Wohl mußten die ungeheuren Trümmer, dieſe „Schädelſtätten, Gebeinhäuſer und Rumpfkammern" der Weltſtadt anfangs einen überwältigenden Eindruck auf den Dichter machen. „Wenn es einem Ernſt iſt", ſchreibt er nach dreiwöchentlichem Aufenthalt an Knebel, „kann man ein halb Jahr bleiben, um nur erſt gewahr zu werden, wo man iſt". Zwar hatte er damals ſchon das Merkwürdigſte der Reſte, welche das alte Rom in ſeiner weltherrlichen Größe zeigen, geſehen und wiedergeſehen; noch aber war es Anſtrengung ſtatt Genuſſes, Trauer ſtatt Freude. „Waſſerleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläſte der Kaiſer, die Gräber der Großen. Mit dieſen Bildern hab' ich meinen Geiſt genährt und geſtärkt. Ich leſe den Vitruv, daß der Geiſt der Zeit mich anwehe, wo das alles erſt aus der Erde ſtieg; ich habe den Palladio, der zu ſeiner Zeit noch vieles Ganze ſah, maß und mit ſeinem großen Verſtande in Zeichnungen herſtellte, und ſo ſteigt der alte Phönix Rom wie ein Geiſt aus ſeinem Grabe". Doch empfand er ſchon um dieſe Zeit auch den wohlthätigen Einfluß, welchen der Aufenthalt in Rom auf ſein ganzes geiſtiges Weſen ausübte; es war nicht

allein die Einsicht, welche er in die Gegenstände der Kunst gewann, es war zugleich mit dem Kunstsinn auch der sittliche, welcher große Erneuerung erlitt. „Kehr' ich nun", schreibt er, „in mich selbst zurück, wie man doch so gerne thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernste ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben". Wenn er, um sich nicht zu sehr zu zerstreuen und durch die Masse der Gegenstände nicht niedergedrückt zu werden, sich anfänglich in den einzelnen Künsten an wenige hervorragende Meisterwerke, an das Coliseo, den Apoll von Belvedere, die Juno Ludovisi und an die Freskogemälde Michel Angelo's in der Sixtinischen Kapelle hielt, und diese erhabenen Schöpfungen auf sich wirken ließ, fingen schon im December die Römischen Alterthümer an ihn zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, alles drängte sich heran. Bald fühlte er, daß er von dem Tag, wo er Rom betrat, einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt zähle, und mochte bald auf seine vorigen Begriffe, „wie auf Kinderschuhe" zurückblicken oder sich wie ein Baumeister dünken, der einen Thurm aufführen wollte, und ein schlechtes Fundament gelegt hatte, der es aber bei Zeiten gewahr wird, und gerne wieder abbricht, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern sucht und sich schon im Voraus der größeren Festigkeit des künftigen Baues freut.

Während dem Dichter die Kunstgeschichte Winkelmann's, nach welcher er die alte Kunst studirte, bei seinen Anschauungen sehr förderlich war, genoß er auch des anregenden und belehrenden Umgangs deutscher Künstler und Kunstverständiger. Er verkehrte lebhaft mit Hofrath Reiffenstein, dem Director

des Erziehungsinstituts für russische Künstler, er stand in naher Beziehung mit der berühmten Malerin Angelika Kaufmann, mit Moritz, dem geistreichen deutschen Gelehrten, welchen, gleichwie ihn selbst, das unbezwingliche Verlangen, die reichen Kunstschätze zu genießen, hierher geführt hatte. Vor allem aber förderte und erfreute ihn der Umgang mit dem Maler Tischbein, mit welchem er schon früher brieflich verkehrt hatte, und der nun hier in Rom, das er durch jahrelangen Aufenthalt kennen gelernt hatte, gar freundlich für ihn sorgte und sein bereitwilliger, wohlunterrichteter Führer ward. So wurde der Dichter in Rom allmählich heimischer; die Kenntniß der Kunstgegenstände, die Einsicht in die Principien der Kunst wuchs von Tag zu Tag, und mit diesem Wachsthum fühlte er sich von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen, und er empfindet, daß er Vorrath auf Jahrelang auszubilden und zu completiren habe. Mitten in diesem gesteigerten geistigen Leben, in das Göthe getreten war, mußte auch die Bearbeitung der Iphigenie, welcher er die Morgenstunden widmete, trefflich von Statten gehn, sodaß er das Manuscript schon zu Anfang des Jahres 1787 den Freunden übersenden konnte. Ende Februar beschloß er, in Begleitung Tischbeins nach Neapel zu reisen, nachdem er vorher alles Wichtige, das er noch nicht gesehen, aufgesucht, „damit die Ernte vor der Abreise wenigstens niedergemäht sei." Nach den genossenen Carnevalsthorheiten brach er mit dem Freunde nach Süden auf, ohne daß ihm diesmal der Abschied von Rom schwer geworden wäre, „denn wenn man", schreibt er in dieser Beziehung an Knebel, „als Künstler gern in Rom ist und bleibt, so wünscht man als Liebhaber der Natur weiter südlich zu gehen." Und in der That trat auch während des fünfwöchentlichen Aufenthalts in Neapel das Interesse an der Kunst vor den Eindrücken der herrlichen Umgebung und des lebendigen Verkehrs dieser Stadt in den Hintergrund; der Dichter fühlte sich aus einer ernsten Vergangenheit in die heiterste

Gegenwart gezogen, die er im Anſchauen dieſes Paradieſes, „wo Jedermann in einer Art von trunkner Selbſtvergeſſenheit lebt", ſchwelgeriſch genoß. „Man ſage", ſchreibt er, „erzähle, male, was man will, hier iſt mehr als Alles. Die Ufer, die Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume!" Dreimal beſtieg er, um ſeine Wißbegierde zu befriedigen, den Veſuv, der damals gerade unruhig war; die Majeſtät des von Stürmen bewegten Meeres und ſeine Herrlichkeit in einer Vollmondnacht waren ihm ein neues, erhebendes Schauſpiel; dem Schiffsweſen wandte er ein reges Intereſſe zu; er beobachtete aufmerkſam den Charakter und die Lebensweiſe des ſorgloſen Volkes, und empfand, daß er, was er früher immer geſagt, ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheit der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne. Doch unterließ er nicht, Pompeji, Herkulanum und die Ruinen des alten Capua aufzuſuchen und ſich ſelbſt im Zeichnen bei dem Maler Hackert im alten Schloſſe zu Caſerta zu üben. Indeſſen flogen bald die Wünſche weiter ſüdwärts und der Dichter entſchloß ſich, in Begleitung eines jungen deutſchen Landſchaftsmalers Kniep nach Sicilien, als dem nothwendigen Schluß- und Wendepunkt, der ihm erſt das Bild von Italien vollſtändig mache, überzuſetzen. Unter den günſtigſten Auſpicien, bei klarem Sonnenſchein, mit dem Wunſche, daß ihn die Liebe der fernen Freunde, bei denen er denn doch und ſonſt nirgends ſein Faſanenſchiff auszuladen gedachte, begleiten möge, trat Göthe ſeine erſte Seereiſe nach Palermo an. Auf der Ueberfahrt, welche langſam von Statten ging und nicht ohne Sturm war, beſchäftigte ſich der Dichter mit der Durcharbeitung des Plans des Taſſo, deſſen Manuſcript er allein von Rom aus auf ſeine Weiterreiſe mitgenommen hatte. Den zweiten April ſahen die Reiſenden in der Bucht von Palermo die zauberiſche Küſte Siciliens in ihrem Frühlingsſchmucke vor ſich liegen. Mit keinen Worten mochte der Dichter die dunſtige Klarheit, die um die Küſte ſchwebte, ſchildern, als ſie am ſchönſten Nachmittag gegen Pa-

lermo anführen. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde; wer es gesehen hat, ruft er, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst den Claude Lorrain und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele die Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. Aber „die Königin der Inseln" sollte durch ihre zauberischen Reize des Südens auch in der Poesie dem Dichter eine neue Welt eröffnen und seine poetische Schöpferkraft entzünden. In Palermo riefen ihm der Anblick des Wundergartens an der Rhede, in welchem Citronenspaliere mit Laubgängen sich wölbten und hohe Wände Oleanders, geschmückt von tausend Blüthen, das Auge lockten, wo fremde Bäume seltsame Zweige verbreiteten und in Bassins Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegten, dazu die Umgebung, in dem starken Duft der südlichen Landschaft gesehen und die schwärzlichen Wellen am Horizonte und selbst der Geruch des dunstenden Meeres die Insel der seligen Phäaken in's Gedächtniß, so daß er eilte, sich den Homer zu kaufen, und jenen Gesang mit großer Erbauung las. In Sicilien ward unserm Göthe der Altvater der Dichtung erst ganz verständlich, und die Odyssee ward ihm mehr als Gedicht, sie erschien ihm als die Natur selbst. Mochte daher auch auf seiner Wanderung durch die Insel Boden und Vegetation seine Aufmerksamkeit überall in Anspruch nehmen und die Untersuchungen über die Urpflanze ihn lebhaft beschäftigen, mochten die Reste der Bauwerke in Segest, Girgenti, Catania und Taormia seinen Blick auf die antike Architektur richten, so hatte ihn doch die homerische Welt so mächtig ergriffen und ihr Bild wurde immer wieder von Neuem hier auf diesem Schauplatz ihrer Handlung zu solcher Frische erweckt, daß er den Plan zu einer Nausikaa, einem Drama idyllischen Charakters, faßte, dessen vorliegendes Schema uns nur bedauern läßt, daß diese Dichtung, in welche er seine klare und reiche Anschauung dieses südlichen Landes würde niedergelegt haben, unausgeführt geblieben ist. Der letzte Eindruck, den

Göthe von Sicilien empfing, war ein sehr trüber: die noch von dem Erdbeben 1783 in ihren Trümmern liegende Stadt Messina. Daher beeilte er von da auch seine Rückreise, das erste nach Neapel abgehende Schiff nahm ihn auf; doch war die Fahrt diesmal ungünstig. Das bei Windstille in die Strömung von Capri gerathene Fahrzeug lief sogar Gefahr, an den Felsen zertrümmert zu werden. Aber in dieser kritischen Lage, in welcher das Jammern der Weiber und ihre leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Capitain die Verwirrung auf dem Schiffe noch vermehrten, haben wir Gelegenheit, die Besonnenheit und Kaltblütigkeit zu bewundern, mit welcher der Dichter, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war als der Tod selbst, die Verzweifelnden zur Ruhe ermahnte und ihnen ein brünstiges Gebet zur Mutter Gottes anempfahl. Noch zwei Wochen verweilte Göthe in Neapel, um gesättigt, ja halb betäubt von dessen Genüssen nach Rom zurückzukehren. Der Vesuv hatte ihm kurz vor seiner Abreise noch ein imposantes nächtliches Schauspiel gegeben, welches genießen zu können, er früher schon sehnlichst gewünscht hatte. Während der Berg gewaltsam tobte und über ihm eine ungeheure Dampfwolke stand, deren verschiedene Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet wurden, wälzte sich von der Höhe desselben ein glühender Lavastrom dem Meere zu. Als Göthe im Juni 1787 in Rom angelangt war, wandte er sein ganzes Interesse wieder der Kunst zu, und jetzt erst fand er den wahren Genuß in der Anschauung der plastischen Meisterwerke; die Gegenstände, die ihn früher niedergedrückt hatten, hoben ihn nun zu sich hinauf. Rom wurde ihm, wie er schreibt, immer familiärer und er fühlte sich in diesem Zustande ruhigen Genießens und sinnigen Schaffens so glücklich, wie er sich noch nie gefühlt hatte. Daher faßte er den Entschluß, hier im Lande der Künste sich vollständig durchzubilden, damit er den Freunden nicht wieder ein halber Freund zurückkehre und das Sehnen und Bemühen von Neuem anfange. Bei seinen Kunststudien förderte ihn neben seinen übrigen Bekannten besonders der Schweizer

Meyer, von welchem er ſagt: „er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufſchreiben möchte, was er ſagt. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Menſch geben konnte und ſeine Entfernung wird mir unerſetzlich bleiben.“ Indem ſich ſo Göthe's Auge unglaublich bildete, ſollte auch ſeine Hand nicht zurückbleiben; auf Ausflügen, welche er in den heiteren Herbſttagen in die herrliche nahe Gebirgsgegend machte, übte er ſich unter Hackert oder Reiffenſtein im Zeichnen nach der Natur, während er in Rom mit Modelliren ſich beſchäftigte. Nun erſchien auch im November Kayſer aus Zürich in Rom, welcher das Intereſſe an Muſik in ihm belebte, und mit dem er die Geſtalt des italiäniſchen Singſpiels ſtudirte. Daher wurde auch die begonnene Ueberarbeitung von Erwin und Elmire vollendet und Claudina von Villa Bella wieder vorgenommen. Auch die großen Werke waren unterdeſſen bedeutend gefördert worden. Egmont war ſchon im Sommer vollendet, am Fauſt war gedichtet worden, der Plan zu Taſſo kam in Ordnung, dazu wurde „Des Künſtlers Erdenwallen“ wieder neu ausgeführt und deſſen „Apotheoſe“ hinzugethan. Bei dieſer mannichfachen ernſten Thätigkeit mochte den Dichter auch das Carneval, das er in dieſem Winter zum zweitenmal ſah, kaum in der für deſſen Ausgelaſſenheit geeigneten Stimmung finden; demungeachtet verdanken wir des Dichters klarer Beobachtung deſſelben die treffliche Schilderung „Das römiſche Carneval“.

Doch nahte die Zeit der unabänderlichen Abreiſe um Oſtern 1788 heran; mit tiefem Schmerz verließ der Dichter die Hauptſtadt der Welt, deren Bürger er längere Zeit geweſen, nachdem er noch einmal in den letzten Tagen einen einſamen Umgang zu allen ihm vertraut gewordenen Denkmälern der Kunſt gehalten. „Es ging“, ſchreibt er an Knebel, „hart zu, da ich mich von Rom trennte“. Den Schmerz, den ihm der Abſchied von der ihm theuer gewordenen Stätte der Kunſt erweckt hatte und deſſen zarten Duft er lange nicht durch Objectiviren verwiſchen wollte,

finden wir in der elegiſchen Stimmung Taſſo's wieder, an welchem er beſonders in den Prachtgärten von Florenz dichtete. Erſt in Mailand, wo er wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft witterte, wurde es ihm, wenn nicht beſſer, ſo doch anders; er ſucht Zerſtreuung in dem Studium der Mineralogie, dem er auf ſeiner Wanderung durch die Alpen ſich ganz hingeben will, er kauft ſich dort, wie er ſchreibt, einen Hammer, um an die Felſen anzupochen und des Todes Bitterkeit zu vertreiben. Die Heimreiſe wurde übrigens raſch zurückgelegt, denn ſchon am 18. Juni 1788 langte er in Weimar an.

Befriedigt und innerlich beruhigt, derſelbe und doch in vieler Beziehung ein Anderer, war der Dichter in die Heimath zurückgekehrt. Er hatte den Schatz ſeiner Kenntniſſe unendlich vermehrt; er hatte tiefe Blicke in die Natur, vornehmlich in die Pflanzen- und Steinwelt gethan; er hatte mit klarem Auge das Völkerleben des Südens beobachtet; er hatte in das geſammte Gebiet der Kunſt die allerreichſten Einſichten gewonnen. Die Früchte, die ihm für ſeine dichteriſche Entwickelung aus ſeinem Aufenthalt in Italien erwuchſen, kamen nicht ihm allein, ſie kamen der ganzen deutſchen Literatur zu gut. Die Epoche, welche für ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit mit demſelben anhob, war nicht nur die Sonnenhöhe ſeiner poetiſchen Wirkſamkeit, ſondern ſie bezeichnet auch den Höhepunkt der geſammten neueren deutſchen Nationalliteratur. Sowie von dem Götz und dem Werther eine neue Periode für die im lebhafteſten Aufſchwunge begriffene deutſche Poeſie beginnt, indem durch dieſe Werke die Feſſeln der Convenienz gebrochen wurden und die friſche Kraft des Gemüthes, die ungekünſtelte Sprache des Herzens in ihr Recht eingeſetzt wurden, und indem durch ſie der deutſche Geiſt den glänzendſten Sieg über die in unſere Literatur eingedrungene Fremdherrſchaft errang, der das Verhältniß geradezu umkehrte, ſo daß von nun an ſich das Ausland dem Einfluß deutſcher Dichtung nicht mehr entziehen konnte, ſo wurde durch Göthe's Reiſe nach Italien und die durch ſie zur Vollendung gekommenen claſſiſchen Kunſtwerke des Dichters jenem verjüngten und gekräftigten deut-

schen Geiste ein verwandtes Gebiet gewonnen, welches den Besten der Nation schon lange begehrenswerth erschienen war. Auf welches schon Winkelmann hingewiesen, dessen hohe Bedeutung der scharfe Lessing enthüllt hatte, das Gebiet des kunstgebildeten Griechenthums hat uns Göthe mit den friedlichen Waffen des Geistes erobert. Er war dazu berufen, das in sich freie deutsche Wesen mit dem freien Griechenthum zu harmonischem Bunde zu vermählen. Als er, die deutsche Welt mit aller ihrer Innigkeit und Tiefe in seinem Busen, diesen dem milden Strahle des kunst- und schönheitreichen Hellenenthums öffnete, ebbte unter dem klaren Blau des südlichen Himmels des „Geistes Fluthstrom nach und nach", und auf seiner ruhig gewordenen Fläche spiegelten sich die hohen Bilder der griechischen Welt. Die Majestät der plastischen Meisterwerke der Hellenen, die reinste Menschlichkeit in allen ihren Zügen, in Allem aber, in Ruhe und Bewegung, in Freude und Schmerz, die Schönheitslinie der Form, welche stets das Maß bewahrt, wirkten doppelt mächtig auf die Seele des Dichters, weil ein feiner Sinn für das Schöne und eine wahrhaft hellenische maßvolle Ruhe, welche selbst die Zeit des Sturms und Drangs nicht ganz erschüttern konnte, als glückliches Erbtheil seiner poetischen Schöpferkraft zugesellt war. Was aber der empfängliche Geist aus dieser ihm eng verwandten Sphäre der griechischen Welt in sich aufnahm, das bildete sich in ihm zum unumstößlichen Gesetze, und trat in freier dichterischer Gestaltung in seinen Schöpfungen wieder hervor. Die glatte Fläche des Marmors, die vollkommene Harmonie der äußeren Form ward in ihm zur wahrhaft plastischen Sprache; die stille Majestät schuf die ruhig würdige Betrachtung; das frische, in allen Zügen seelenvolle Leben verklärte sich zur durchsichtigen Tiefe edler Charaktere; und über Alles ergoß sich jene maßvolle Schönheit, die jede ächte Kunst veredelnd durchdringt und sie zu dem ruhigen, ewiggleichen Abbild unverfälschter Menschlichkeit macht. So ist in Göthe's poetischen Schöpfungen dieser Periode dem deutschen Genius der Triumph gelungen, die übervolle Gemüthswelt

in die vollendete Schönheit einzurahmen, welche im Einzelnen, wie im Ganzen nie das Maß überschreitet, sodaß die Dichtungen dastehen reich, und im Reichthum weise beschränkt, tief, und bei aller Tiefe durchsichtig bis auf den Grund, lebendig in allen Zügen, aber voll Leben, das in Ruhe und Harmonie dahinfließt. Mit ihnen ist der Dichter erst auf dem Gipfel poetischer Wirksamkeit angelangt, von ihnen datirt die höchste Vollendung, welche er der deutschen Sprache gab, in ihnen sehen wir die Kunstwerke, welche überall das berühmte Wort wahr machen, das er in dem Sonette „Natur und Kunst" ausspricht:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen,
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

14.

Egmont.

Der Egmont ist eine von denjenigen poetischen Schöpfungen Göthe's, deren Bearbeitung, mehrmals auf lange Zeit unterbrochen, sich durch eine Reihe von Jahren hingezogen hat. In dieser Beziehung steht er in direktem Gegensatz zum Götz, welcher, als sein Inhalt in dem Dichtergeiste zur Reife gelangt war, in sechs Wochen niedergeschrieben und bald darauf, gleichfalls binnen kurzer Zeit, noch einmal umgearbeitet worden ist. Schon während seines Aufenthalts in Frankfurt entwarf Göthe die meisten Scenen dieses Trauerspiels. Die Erregung seines Gemüthes mochte dem Stück, „das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können", wesentlich zu gute gekommen sein. In Weimar arbeitete der Dichter an demselben, jenachdem ihn Lust und Liebe dazu trieb, und brachte im Jahre 1782 einen gewissen Abschluß desselben zu Stande; es war also der Hauptsache nach vollendet und bedurfte nur noch einer Ueberarbeitung, als Göthe seine Reise nach Italien antrat. Doch wurde erst während seines zweiten Aufenthalts in Rom dieselbe in Angriff genommen; im Juli 1787 rückte das Stück rasch vorwärts, und da der Dichter, wie

er schreibt, „immer unter dem Machen Symptome gehabt, die ihn nicht betrogen haben", so hoffte er auch, daß es gefallen werde. Aber erst am ersten September konnte er sagen, daß Egmont fertig geworden sei, denn er hatte diese Zeit her immer noch hier und da daran verbessert.

Obwohl der Beginn der Bearbeitung des Egmont und der völlige Abschluß desselben den langen Zeitraum von zwölf Jahren auseinanderliegen, so trägt die Dichtung doch nicht eine irgend erhebliche Ungleichheit in Bezug auf Charakterschilderung oder einen Mangel an innerer Einheit an sich. Dem widerstreitet aber nicht, daß dieselbe, indem sie in ihren Anfängen bis nahe an die Sturm- und Drangperiode hinüberreicht, während die letzte Ueberarbeitung in die Zeit der Classicität fällt, vornehmlich in der äußeren Form Elemente beider Epochen in sich vereinigt, so daß sie gerade als dasjenige Werk Göthe's erscheint, welches den Uebergang von jener Periode seiner dichterischen Wirksamkeit zur folgenden in sich zur Darstellung bringt. Wenn die Prosa, in welcher der Egmont geschrieben ist, noch auf jene frühere Epoche hindeutet, wo die ungebundene Rede als die naturgemäße Ausdrucksweise auch für die dramatische Dichtung beansprucht wurde, so gewahren wir doch in ihr schon die Uebergänge zum neuen Formprincip, zu dem iambischen Versmaße, welches in den Producten der classischen Periode herrschend zu werden beginnt. In den gehobenen Stellen geht die Rede oft gewissermaßen unfreiwillig in den Jambus über, so daß es dann nur weniger Aenderungen bedarf, um ganze Passus aus der Prosa in dieses Versmaß umzustellen. Der dichterische Genius drängte, zumal unter den Einflüssen des maßvollen Hellenenthums, von selbst zu der gebundenen Redeweise hin. In Bezug auf die Oeconomie des Stückes gewahren wir, wenn wir es gegen den Götz halten, einen bedeutenden Fortschritt; denn obwohl uns auch in ihm der Dichter in ein mannichfach bewegtes, reiches Leben einführt, so ist doch, während im Götz sich die Darstellung in die Breite verliert, hier die handelnde Welt zu größerer dramatischer Einheit verbunden. Der

Verlauf der Handlung ist höchst einfach und übersichtlich; diese ist durch die Acte symmetrisch abgetheilt, während die einzelnen Scenen nach Riemers Ausdruck in antistrophischer Weise die verschiedenen in der Tragödie thätigen Mächte und Charaktere sehr wirkungsreich einander gegenüberstellen. So spitzt sich der äußere Bau der Tragödie von der breiten Basis des Volkslebens und der ihr entgegenstehenden Regierungsgewalt bis zu dem Ende des Helden höchst übersichtlich in pyramidalischer Form zu.

Wir werden im Egmont von dem Dichter in eine Zeit geführt, in der ein seines Besitzes sich erfreuendes, lebensfrohes Volk mit der Fremdherrschaft in Conflict geräth, welche den durch die Zeitbewegungen und vornehmlich durch die kirchenreformatorischen Bestrebungen erwachten Freiheitssinn beschränken und die demselben Nahrung gebenden Privilegien der einzelnen Corporationen ihm rauben will. Der Alles nivellirende Despotismus Philipps II. stemmt sich einerseits dem Princip der neuen Welt, der Freiheit des Glaubens und Denkens, und andererseits den von den Vätern überkommenen, wohlverbrieften Rechten entgegen. Die kluge und in vieler Beziehung nachgiebige Regentin Margaretha von Parma genügt in ihren versöhnlichen Maßregeln dem starren Absolutismus des Königs nicht mehr; er sendet den finstern Alba, der, ein gefügiges Werkzeug der Cabinetspolitik und ein strenger Vertreter des Militärterrorismus, um jeden Preis die Gährung unterdrücken soll. Dieser sucht sich der Häupter des hohen niederländischen Adels zu versichern, welche, vom Volke angebetet, ihm als die gefährlichsten Gegner der Bestrebungen der Krone erscheinen. Während der kluge und vorsichtige Oranien mißtrauend ausweicht, werden Egmont und Hoorn die Opfer; ihr Haupt fällt unter dem Beile des Henkers; die „anpochende" Revolution scheint durch diese terroristische Maßregel schüchtern zu entweichen. Dies die historische Basis, auf welcher der Dichter seine Tragödie aufgebaut hat. Wie im Götz, so hat er auch hier ein treues und lebenvolles Bild der Geschichte gegeben, nur

daß er, um die Einheit des Stückes nicht zu gefährden, den Grafen Hoorn ganz aus der Handlung der Tragödie fern gehalten, und daß er aus andern Gründen den Helden derſelben nicht, wie ihn die Geſchichte ſchildert, als den ſchon bejahrten Vater einer zahlreichen Familie, ſondern als einen in friſcher Kraft ſtehenden, lebensfrohen, unverheiratheten Mann dargeſtellt hat. Indem Göthe durch dieſe Abweichung von der Geſchichte den Helden ſeiner Tragödie ſich ſelber näher rückte und in deſſen jugendlicher Sorgloſigkeit und heiterm Lebensgenuß ſeinen eignen damaligen Seelenzuſtand ſchilderte, hat er auch keineswegs durch ſolche Abweichung von der Geſchichte die Befugniß des dramatiſchen Dichters überſchritten, dem es wohl zuſteht, zu Gunſten ſeines Kunſtwerks in Einzelnem von der hiſtoriſchen Wirklichkeit abzuweichen, ſofern nur nicht der geſchichtliche Grundton dadurch verwiſcht und der Charakter des Zeitalters und des beſondern Volkes verändert wird. Und dieſer iſt in Göthe's Egmont überaus treu, in lebendiger Zeichnung wiedergegeben. Wir dürfen nur hinblicken auf die erſte Scene des erſten Actes, wo ſich vor uns das friſche, naturwahre Bild des damaligen Volkslebens aufrollt, wie ſich daſſelbe bei den Schützenfeſten der Bürger voll Beweglichkeit und Heiterkeit zeigt. Schon Schiller macht in ſeiner Recenſion über den Egmont auf die treffliche Darſtellung des Volkscharakters der damaligen Niederländer aufmerkſam. „Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volkes, der republikaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt und ſich oft ebenſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder gibt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und

zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſeler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt — das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtande ganz durchdrungen iſt". Aber auch hier ſchon, in der Schilderung dieſes Volkslebens, weiß der Dichter unſer Intereſſe für diejenigen Männer zu erwecken, welche den Bürgern Alles galten, für Oranien und beſonders für Egmont, den bevorzugten Liebling des Volkes, welcher ſchon früher durch ritterlichen Muth, durch glänzende Heldenthaten ſich ausgezeichnet, und von deſſen Tapferkeit wie Leutſeligkeit begeiſtert, die Bürger ein freudiges Hoch ertönen laſſen. Vom Volke führt uns der Dichter in den Palaſt der Regentin, wir lernen die Regierung und die Regierungsprincipien, welche dieſem gegenüber in Anwendung gebracht werden, kennen, und auch hier wird wieder das Intereſſe auf Oranien und Egmont gerichtet. „Ein gefährliches Paar", meint Maccchiavelli; aber die Regentin fürchtet nur Oranien, während ſie für Egmont fürchtet, obwohl auch er „das Haupt ſo hoch trägt, als wenn die Hand der Majeſtät nicht über ihm ſchwebte". Die dritte Scene zeigt uns das Volk im häuslichen Leben in der beſchränkten Wohnung der Mutter Clärchens. Aber hier hören wir, wie der von den Bürgern vergötterte Held von Gravelingen, das von der Regierung mißtrauiſch beobachtete Haupt des Adels nur Menſch ſein will, nur Freund, nur Liebſter, wie er ſeinen Stand, ſeine Tapferkeit ſo gerne verbärge, und wie dies kleine Haus, die Stube ein Himmel für ſeine Geliebte iſt, welche ſtolz von ſich rühmen darf: „Welche Fürſtin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an ſeinem Herzen?" So lernen wir, noch ehe der Held ſelber auftritt, ihn in ſeinen wichtigſten Beziehungen, in ſeiner Stellung zum Volk und zur Regierung und in ſeinen eigenſten Herzensangelegenheiten kennen. Er beſitzt ſchon unſere Sympathie, noch ehe er uns durch die Macht ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit an ſich

feſſelt; wir müſſen ſchon für ihn fürchten, wie wir ihn zu lieben angefangen haben. Der zweite Act beginnt ebenfalls mit einer Scene aus dem Volksleben; ſchon zeigt ſich die Entzündlichkeit der Gemüther; Vanſen, der unübertrefflich geſchilderte herabgekommene, die Menge haranguirende Advokat, ſpricht von den alten Privilegien, es erhebt ſich Streit, der Lärm wächſt: da tritt Egmont auf und beruhigt mit wenigen Worten die aufgeregten Gemüther: „Steht feſt gegen die fremde Lehre und glaubt nicht, durch Aufruhr befeſtige man Privilegien.“ Wir fühlen in dem erſten Auftreten des Helden ſchon die ganze Macht ſeiner Volksthümlichkeit. Dazu hat ihm der Dichter einzelne Züge geliehen, die bei ſeinem herablaſſenden Weſen und ſeiner Leutſeligkeit den gemeinen Mann leicht gewinnen. Wie in Schiller's Wallenſtein der Held dadurch die Soldaten an ſich feſſelt, daß er die Einzelnen, die ſich irgendwie ausgezeichnet haben, dem Namen und der Perſon nach kennt, ſo gewinnt auch Egmont die Gemüther, indem er ſagt: „Ich vergeſſe Niemanden leicht, den ich einmal geſehen und geſprochen habe.“ Die tieferen Charakterzüge des Helden treten aber beſonders in der Unterhaltung mit ſeinem Secretär und mit Oranien hervor. In ſeinem Geſpräche mit erſterem erſcheint er als wohlwollend und milde in den Anordnungen, die er in Bezug auf die ihm anvertraute Provinz Flandern trifft, aber auch mit dem ihm eignen Zuge der Sorgloſigkeit, welche ihn im frohen Genuſſe dieſes ſchönen Daſeins alles Unangenehme von ſich ferne halten, allen drohenden Gefahren leichten Sinnes entgegengehen läßt. „Unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte“, ſpricht er und befiehlt dem Diener, ſeine Hand nachahmend, in ſeinem Namen dem ſorgenden und warnenden Grafen Oliva zu ſchreiben. Er verwirft die ihn beengende Lebensklugheit, welche ihm dieſer anempfiehlt: „Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück und fühlt nicht, daß der ſchon todt iſt, der nur um ſeiner Sicherheit willen lebt.“ „Und wenn ich“, ſpricht er weiter, „ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauſes ſpazierte, iſt es freundſchaftlich, mich beim Namen zu rufen

und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten"? So concentrirt ſich gewiſſermaßen ſeine Lebensanſchauung in den Worten, die der Dichter an jenem denkwürdigen Wendepunkte ſeines Lebens auf ſich ſelber angewendet hat: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam". Und als nun der beſorgte Oranien zu ihm kommt, um ihn freundſchaftlich und dringend zu warnen, um ihn zu überreden, mit ihm der gefahrvollen Nähe der drohenden ſpaniſchen Gewalt zu entfliehen, ſetzt er ihm ein feſtes Vertrauen auf die Regierung und eine ruhige Zuverſicht auf ſeine eigne ſichere Stellung entgegen; während Oranien keinen Zug des Gegners, wie im Schachſpiele, für unbedeutend hält, vertraut Egmont im ſchlimmſten Falle auf die Gerechtigkeit und Klugheit Philipp's, welche zu extremen Maßregeln gegen ihn, den Ritter des Vließes, den Liebling des Volks, nicht ſchreiten werde. „Wer ſich ſelbſt ſchont", iſt ſeine Maxime, „der muß ſich ſelbſt verdächtig werden". So rundet ſich das Charakterbild Egmont's zu dem eines liebenswürdigen, menſchlichen Helden ab, der, in der Fülle ſeiner Manneskraft ſtehend, begeiſtert iſt für die Schönheit des Daſeins, der aber in ächter Ritterlichkeit das Leben, das er oft in Schlachten unbedenklich den Gefahren ausgeſetzt, nicht ängſtlich hüten mag. Voll Edelmuthes, voll heiterer Güte iſt er auch ohne Argwohn gegen die von einer hinterliſtigen Tyrannei gelegten Schlingen; ſeine eigne Freimüthigkeit und Offenheit läßt ihn nicht an eine im Finſtern waltende Macht glauben, welche ihm zum Verderben thätig ſei. Und fühlt er ſich dennoch einmal beengt in der ſchwülen Luft des politiſchen Lebens, iſt er gedrückt durch Staatsgeſchäfte, ſieht er ſich nicht befriedigt durch die Anhänglichkeit des Volks, die auch ihm zweifelhaft und wankelmüthig erſcheint, flieht er die Freunde, denen man mißtrauen muß, gewahrt er die beobachtenden Blicke

der Späher, und ist einmal, wie nach der Unterredung mit dem treubesorgten Oranien, auch die Sorglichkeit in ihn hinübergegangen, so sucht und findet er Ruhe und Glück in seiner Liebe zu Clärchen. Bei der Geliebten ist er, wie er sagt, ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt.

Gerade diese Liebe Egmonts aber ist schon frühe ein Gegenstand des Tadels der Kritiker gewesen; Schiller in seiner Recension über den Egmont meint, der Dichter gebe uns in dem Helden einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage, der, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe, Clärchen und Brackenburg, unglücklich mache, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubannen, während er, wenn er sich an die Geschichte gehalten und Egmont als Familienvater dargestellt hätte, in diesen historischen Verhältnissen wesentliche Mittel zu hochtragischen Situationen gefunden hätte. Aber abgesehen davon, daß Göthe zu einem jugendlich sorglosen Egmont, zu einem Abbilde seiner selbst, gemäß seiner Dichterindividualität sich sympathetisch hingezogen fühlen mußte, so war es auch seine wohlüberlegte Absicht, einen von jedem fesselnden Bande freien, nur sich selbst vertrauenden, ritterlichen Helden zum Träger des Gefühls für Recht, Freiheit und Vaterland, der finsteren Cabinetspolitik Philipp's und dem Rigorismus eines Alba gegenüber, zu machen. Er wollte zeigen, wie das Gemüth voll Zuversicht und Offenheit, voll heiterer Lebensfreude in dem Drucke dieser schweren Atmosphäre nicht leben konnte. Und hätten wir nicht an einen Egmont, wie Schiller ihn verlangte, mit Recht die Forderung stellen können, daß er, der Familienvater, wie Oranien Vorsicht in den zweifelhaften Verhältnissen hätte gebrauchen, und der Gefahr, welche beim Herannahen des gefürchteten Alba alle selbständigen Niederländer und zumal die Häupter des Adels bedrohte, trotz aller Hemmnisse hätte entfliehen müssen? Nur dem unverheiratheten, von keiner Pflicht gegen eine Familie gebundenen Egmont stand es

wohl an, das Kommende ruhig zu erwarten, im Vertrauen auf die Unantaſtbarkeit ſeiner Perſon, welche geſchützt ſchien durch die Liebe des Volkes, durch die im ſpaniſchen Dienſte erfochtenen Siege, durch die ehrende Verleihung des goldnen Vließes, und für deren Sicherheit ihm mehr als Alles die Redlichkeit ſeines Wollens und Handelns Bürge zu ſein ſchien. Um ſo ſorgloſer durfte ſich daher auch dieſer Egmont trotz der Gewitterſchwüle am politiſchen Himmel der Liebe zu Clärchen hingeben. Und wie trefflich hat der Dichter auch jenem Beſuche bei dem Liebchen nach der ernſten Warnung Oraniens, welche in dem Helden Bedenken erweckt hatte, dadurch den Schein jugendlichen Leichtſinns genommen, daß er Egmont in der koſtbaren Kleidung und mit den Inſignien des Ordens des goldnen Vließes auftreten läßt, welche ihm als der Talisman erſchienen waren, der ihn vor jeder Gewaltthat ſchützen ſollte.

Auch den Charakter Clärchens hat eine mißverſtehende Kritik angegriffen. Schon als Göthe das Manuſcript des Egmont von Rom aus nach Weimar ſeinen Freunden überſendete, war man mit der Zeichnung deſſelben nicht zufrieden. Herder meinte, daß die Nüance zwiſchen Göttin und Dirne zu fehlen ſchiene. Der Dichter ſelbſt vertheidigt ſich in einem Briefe gegen dieſen Vorwurf: „Da ich ihr Verhältniß zu Egmont ſo ausſchließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieſer Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühle der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht, wo ich die Zwiſchennüance hinſetzen ſoll". Clärchen iſt zwar nur ein Mädchen von ſchlichter, bürgerlicher Erziehung, ſie iſt in häuslicher Beſchränkung und Sitte aufgewachſen, aber die Liebe gibt ihr eine Innigkeit der Empfindung, welche ſie hoch über den Kreis ihrer Bildung erhebt. In Clärchen zeigt ſich in ihrer ſchönſten Wirkung jene veredelnde

Macht einer das ganze Weſen durchdringenden Liebe, wie ſie beſonders im weiblichen Geſchlechte ſich offenbart und dann oft den vollen Adel, der in dem Herzen des Weibes verborgen liegt, zur reichſten Entfaltung bringt. Die Liebe füllt das ganze Daſein Clärchens aus; nur in ihr lebt ſie, nur in ihr iſt ſie glücklich, für ſie weiß ſie zu handeln, für ſie iſt ihr kein Opfer zu groß, durch ſie verliert ſelbſt der Tod ſeine Schrecken, als die der vaterländiſchen Freiheit feindliche Macht auch ihr ſtilles Glück zerſtört.

Denn dieſe zeigt ſich nun mit aller Furchtbarkeit in gefahrdrohender Nähe, als die eiſerne Hand Alba's, der in Brüſſel eingerückt war, ſchwer auf dem Lande ruhte. Sein Terrorismus erſcheint in der abſtoßendſten Häßlichkeit, als er durch Hinterliſt ſich der geweihten Häupter des freien Adels zu bemächtigen ſucht. Aber leuchtend und ſchön, doppelt ſchön durch den Gegenſatz der ränkeſchmiedenden Tyrannei, bricht nun auch in dem Helden der Tragödie, den wir bisher nur in ſeinem ſorgloſen Genießen des Lebens kennen gelernt haben, das Gefühl für die Heiligkeit des angeſtammten Rechts, für die Freiheit des Volks hervor. Er, der den aufgeregten Bürgern zugerufen hatte: „Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig ernährt, hat überall ſo viel Freiheit als er braucht", welcher gewarnt hatte, durch Aufruhr befeſtige man kein Privilegien, ſpricht nun, als er dieſelben gefährdet ſieht, muthvoll und frei für die alten Rechte des Volks.

Doch gelingt das Wageſtück des Despotismus; der ritterliche Egmont wird verhaftet; er liegt im Kerker. Das Volk hat nicht den Muth, ſeinen Vertreter, ſeinen Liebling zu befreien. Vergebens ſchürt Clärchen die Gemüther der eingeſchüchterten Bürger; vergebens mahnt das zur kühnen Heldin gewordene einfache Bürgermädchen an die Freiheit, deren letzter Hauch mit dem Athem Egmont's entfliehe; vergebens will ſie wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführen. Sie ſieht den Geliebten rettungslos verloren, und findet für ſich ſelber

keinen andern Troſt, als ihm den dunklen Weg des Todes vorzugehen; „ſie ſcheucht des verhängnißvollen Morgens Ahnung in das Grab".

Auch Egmont, der zwiſchen den feuchten Kerkermauern den Verluſt der Freiheit ſchwer empfindet, den ſchon trübe Sorge um ſein Leben beſchlichen hat, wird, indem er vertraut auf die Gerechtigkeit des Königs und die Freundſchaft der Regentin, auf die Hülfe Oraniens und die Liebe ſeiner Mitbürger, noch einmal von belebender Hoffnung erfüllt. Doch vergeblich; er ſoll als Opfer der finſtern, freiheitfeindlichen Politik fallen, und keine Hand erhebt ſich, den angebeteten Abgott des Volkes zu erretten. Die Tyrannei kleidet ihren ſchmachvollen Triumph noch in die Formen des Rechts; des Hochverraths ſchuldig erklärt, ſoll er auf öffentlichem Markte, vor dem Angeſicht des Volks, zur Warnung aller Verräther, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Eine Genugthuung ſoll ihm noch in der Verehrung und Liebe werden, welche ihm der Sohn des finſtern Alba zollt. Da neigt er ſich zum letzten erquickenden Schlummer; was ihm vorher, als er noch ſchwankte zwiſchen Furcht und Hoffnung, die Natur verſagt hatte, das wird ihm nun nach der Gewißheit über ſein Schickſal zu Theil. „Es iſt vorbei, es iſt beſchloſſen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das ſchläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinne ein". Aber im Traume erſcheint ihm die Freiheit in der Geliebten Geſtalt; ſie heißt ihn froh ſein, und deutet ihm an, daß ſein Tod den Provinzen die Freiheit ſchaffen werde; ſie reicht ihm den Siegeskranz. Durch dieſe Verheißung geſtärkt und erhoben, geht er dem Tode mit freiem und muthigem Blicke entgegen.

So endigt die Tragödie mit dem Tode des Helden, aus deſſen begeiſtertem Muthe in den letzten Augenblicken ſeines Lebens auch auf uns durch den Schmerz hindurch, den wir um ſein Loos empfinden, Troſt und Erhebung übergeht. Er war ſeinem Charakter treu geblieben; ſo lange er noch der Hoffnung Raum geben

durfte, die Freiheit wieder zu erlangen, hielt er, der so innig an der süßen Gewohnheit des Daseins hing, fest an derselben; doch als sie ihn trügerisch verläßt, fügt er sich muthig in sein herbes Schicksal. Kein trostloser Jammer, kein wilder Schmerz bricht aus ihm hervor; als er aber den kriegerischen Wirbel der Trommeln vernimmt, und Alba's Soldaten seinen Kerker füllen, da erhebt sich sein Gefühl zur Begeisterung, für die Freiheit des Vaterlands zu sterben, für welches er gelebt und oft im Kampfe gestritten, für welches er auf dem Felde der Ehre so oft dem Tode in's Auge geschaut hatte. Wir dürfen um den Helden klagen, den in der Blüthe seiner Jahre ein so herbes Loos getroffen, der nur deshalb dem Henkertode verfiel, weil er zu arglos einer berechnenden und consequenten Politik vertraute, und, die nahende Gefahr zu wenig in's Auge fassend, heiter und unbekümmert sein Leben genoß. Aber wir fühlen uns auch erhoben, wenn wir denselben bis zu seiner letzten Lebensstunde begleiten, wenn wir dann sehen, wie er sich nicht mehr als Einzelnen, sondern als Glied seines Volkes betrachtet: „Kann mein Blut für Viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig." Die letzte Spur des Egoismus wird von dem Feuer des edelsten Patriotismus weggeläutert, die hohe Idee, sich für Andere hinzugeben, erfüllt seine ganze Seele, und wenn er daher, den höheren Zwecken sich freudig unterordnend, selber nicht mehr sein Schicksal beklagt, wie sollten wir es beklagen? Vielmehr geht von ihm jene begeisternde Wahrheit in uns über, daß für das Große und Wahre, für das Menschenbeglückende zu sterben, ein beneidenswerthes, ruhmvolles Loos sei.

So hat Göthe im Egmont eine zweite Tragödie zur Verherrlichung der Freiheit gedichtet. Wir sahen im Götz, wie ihr der biedere, ritterliche Held bei den hereinbrechenden anarchischen Zuständen seine Dienste weihte, wie er den Uebergriffen der mächtig gewordenen Fürsten mit Muth entgegentrat und für die Unabhängigkeit des Ritterstandes sein Leben einsetzte; wir sahen, wie der nach Freiheit Strebende im Gefängniß schmachtete, wie

er dort seine Seele mit dem Ausrufe: „Himmlische Luft, Freiheit!“ aushauchte, wie er sterbend dem Besitze der hier vergebens gesuchten entgegenging. Auch Egmont lebt für die Rechte und die Freiheit seines Volkes, die der Despotismus einer Fremdherrschaft mit frevelnder Hand antastet; auch er wird im Gefängniß seiner Freiheit beraubt und fällt der triumphirenden Gewalt als Opfer. Aber wie anders faßt uns das Ende des zum Leben berechtigten, männlich kräftigen Kämpfers, dem ein herbes Schicksal den Lebensfaden zerschneidet, und das des lebensmüden Helden, dem sich die Seele sanft und freiwillig löst; wie anders der Tod des Mannes, der eine neue Welt der Freiheit für sein Volk voll sicherer Zuversicht erwartet, und der des Greises, welcher die alte Welt zerfallen und auch für sich die Zeit gekommen sieht. Wie anders ergreift uns die Sterbescene, wo Götz inmitten der Seinigen, an der Seite der edlen Gattin, welche eine Heldin war im Dulden, die Seele aushaucht, und Egmont's einsamer Gang zum Tode aus der Kerkernacht, in welcher ihm die Geliebte, die mit kühnem Heroismus den dunklen Weg vorangegangen, nur in verklärendem Traume erschienen war. Götz flieht die Welt und läßt die Seinigen trauernd, doch gefaßt zurück; Egmont eilt, von dem schönen Dasein sich losreißend, der Geliebten nach, welche ihm in der Gestalt der Freiheit den Siegeskranz gereicht hat. Und wenn er seinen letzten Blick auf die Welt, die er verlassen muß, zurückwendet, so kehrt sich sein freier Sinn verachtend gegen die Diener des Despotismus, die das hohle Wort des Herrschers treibt, und die letzte Mahnung an sein Volk ist der begeisterte Erguß eines edeln, todesmuthigen Patriotismus, der wie ein Siegeshymnus die Tragödie schließt: „Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich ein euch Beispiel gebe“.

15.

Iphigenie.

Während der Egmont einerseits noch an die erste Epoche der schöpferischen Thätigkeit unsers Dichters erinnert, andererseits aber sich auch schon dem neuen Formprincipe wesentlich annähert, steht die Iphigenie in ihrer vollendeten Gestalt ganz und gar auf dem Höhepunkt der classischen Periode Göthe'scher Poesie; sie ist eins von den Werken, in denen das deutsche Gemüth und die deutsche Gefühlsinnigkeit von dem Geist der griechischen Schönheit und Kunst ganz durchdrungen ist, in welchen die Beschränkung den vollendeten Meister verräth, der in dem Gesetze die Freiheit gefunden hat.

Wie Göthe's persönliche Verhältnisse überall mit seinen Dichtungen in innigem Zusammenhange stehen, so hat auch mit der Iphigenie, deren Stoff aus dem weit entlegenen mythischen Alterthum genommen ist, seine eigne Existenz und seine geistige Entwickelung eine sehr nahe Beziehung. Wenn wir im Egmont den Fortschritt Göthe's von der Sturm- und Drangperiode, von der Periode des Kunstprincips des Charakteristischen zu der ruhigen Kunst und dem Principe der maßvollen Schönheit weniger in der Idee selbst als in der Form wahrgenommen haben, in

der Sprache, die zum Rhythmus des Verſes hindrängte, in der äußeren ſymmetriſchen Anlage des dramatiſchen Stoffes, in der Einfachheit der Situationen, in dem überſichtlichen Fortgang der Handlung zu Conflict und Kataſtrophe, während der Inhalt noch die politiſche Freiheit, das Loſungswort der Jugendzeit unſeres Dichters, voll friſcher Begeiſterung verherrlichte, können wir von der Iphigenie ſagen, daß ſich in ihr der Uebergang zum neuen Lebens- und Kunſtprincip der ruhigen Milde und des beſchränkenden Maßes darſtelle, wie er in dem Dichter ſelbſt ſich geſtaltet hat. Um die politiſche Freiheit zu feiern, griff Göthe in die neue, von Freiheitsbeſtrebungen erfüllte Zeit, er ließ uns ihr Morgenroth bei dem Volke der Niederländer nach Egmont's Opfertod ahnungsvoll erblicken; für die Darſtellung ſeiner eignen inneren Befreiung von der Leidenſchaft und dem Ungeſtüm der Jugend, von dem er ſich loszuringen ſtrebte, fand er den dichteriſchen Stoff im fernen Alterthume, welches nur den ewig gleichen Grund der reinen Menſchlichkeit mit uns theilt; er fand ihn in dem Geſchlechte jener Tantaliden, von welchen er ſeine Iphigenie ſagen läßt, daß der Gott um ihre Stirn ein ehern Band geſchmiedet, und daß er Rath, Mäßigung, Weisheit und Geduld ihrem ſcheuen Blick verborgen habe. Wie aber der Fluch, der auf dieſem in wildem Haſſe ſich ſelbſt zerſtörenden Geſchlechte ruhte, durch die reine Jungfrau Iphigenie geſühnt wurde, ſo gewann Göthe ſelbſt, der „ähnliche titaniſche Qualen erlitten", der im Prometheus kurz vorher dem Haſſe der Titanen gegen die Gottheit die trotzigſten Worte geliehen hatte, in der Dichtnng Iphigenie den Geiſt jener Milde und heiteren Ruhe, welcher ſie von Anfang bis zu Ende durchweht. In dieſem Sinne erſcheint ſie als ein Symbol der Verſöhnung des Dichters mit ſich ſelber, ſie iſt das poetiſche Document, welches den erfolgten Uebergang von dem jugendlichen Drange, bei dem ihm noch Weisheit und Maß gefehlt hatte, zur milden Beſonnenheit und Mäßigung des Mannesalters manifeſtirt. Wenn wir demgemäß in jenen hohen Geſtalten des Alterthums Geſinnungen, Be-

ſtrebungen, ja das ganze Weſen des Dichters wiederfinden, welcher in ihnen den Reichthum und die Tiefe ſeiner inneren Welt enthüllt und in ſie ſogar das Reſultat einer gewonnenen Bildungsſtufe gelegt hat, wenn ſelbſt des Oreſtes Sühnung und Rückkehr zur Ruhe auf Göthe's eignen verſöhnenden Abſchluß mit der Vergangenheit hinweiſt, ſo fehlen der Dichtung auch andere Beziehungen zur Gegenwart nicht. In der Iphigenie nämlich dürfen wir die edle Geſtalt der Herzogin Luiſe in poetiſcher Darſtellung erblicken; ſchon bei der erſten, bereits erwähnten Aufführung auf dem Liebhabertheater fand man, wie Knebel berichtet, daß der Dichter ſeiner Heldin Züge der jungen Herzogin geliehen habe. Die weibliche Sanftmuth und Reſignation, welche Luiſe dem genialen Treiben am Weimarer Hofe gegenüber charakteriſirten und welche von Anfang an Göthe's wärmſte Theilnahme erweckt hatten, die Sehnſucht nach der Heimath, welcher die Fürſtin vor noch nicht langer Zeit entriſſen worden war, finden in den Zügen, die der Dichter der vereinſamten Iphigenie geliehen, ihren entſprechenden poetiſchen Ausdruck.

Die Conception der Iphigenie muß wohl ſchon in das Jahr 1776 geſetzt werden, in das Jahr, in welchem der Dichter jene, ſeinen Seelenzuſtand bezeichnenden, tief gefühlten und aus dem Innerſten fließenden Worte ſang: „Süßer Friede! Komm', ach komm' in meine Bruſt!" Aber erſt nach drei Jahren erhielt das Werk eine feſte Geſtalt und wurde in der Form, in der wir es als erſte Bearbeitung beſitzen, vollendet. Damals war es, wo Göthe, wie er ſchreibt, oft den ganzen Tag über Iphigenie brütete, wo er ſich zuweilen eine Muſik kommen ließ, „um die Seele zu lindern und die Geiſter zu entbinden". Die drei erſten Akte der Dichtung vollendete er auf einer jener Rundreiſen, die er durch das Herzogthum zu machen pflegte, meiſt nach den mechaniſchen und läſtigen Geſchäften des Tags in den Abendſtunden. Hatte er ſich dann allerlei erzählen laſſen, ſo ſtieg er, wie er an Knebel ſchreibt, in ſeine alte Burg der Poeſie und kochte an ſeinem Töchterchen. Beſonders rückte die Arbeit während dreier Ruhe-

tage vor, welche er auf dem Schloſſe Dornburg zubrachte. Den vierten Akt des Stückes ſchrieb er auf dem Schwalbenſtein bei Ilmenau in Einem Tage. Den 28. März 1779 wurde die ganze Dichtung beendigt, aber erſt im folgenden Jahre fand, wie wir wiſſen, die erſte Aufführung derſelben auf dem Liebhabertheater ſtatt. Obwohl aber dieſe Bearbeitung der Iphigenie vom Jahre 1779 ſchon in allen Theilen nicht nur Plan und Durchführung, ſondern auch meiſt Gedanken und ſelbſt deren Ausdruck im Einzelnen mit der vollendeten Dichtung gemein hat, ſo ſteht ſie doch in der künſtleriſchen Form weit hinter dieſer zurück, und ſchon eine flüchtige Vergleichung beider kann uns belehren, wie der Rhythmus des Verſes nicht nur den Wohllaut erhöht, ſondern auch demſelben Gedanken gar oft einen höheren Adel verliehen hat. Ueberhaupt iſt nichts geeigneter für lehrreiche äſthetiſche Studien, als die Vergleichung dieſer beiden Bearbeitungen der Iphigenie, durch die uns vergönnt iſt, den dem Kunſtideale entgegenſtrebenden Dichtergeiſt auf einzelnen Stufen ſeiner Entwickelung kennen zu lernen, und ihm bis in die innerſte Werkſtätte ſeines Schaffens zu folgen. Göthe ſelber hatte gefühlt, daß das Werk in ſeiner erſten Geſtalt, ungeachtet ſeiner Vollendung im Stofflichen, noch nicht zum Abſchluß gekommen war; er nahm es nicht ſogleich in die neue Ausgabe ſeiner Werke auf; aber nach Italien begleitete ihn, wie wir wiſſen, das Manuſcript, um unter dem ſüdlichen Himmel in nicht geahnter Schönheit der Form ſich zu dem herrlichſten Kunſtwerke zu vollenden. Als dem Wanderer an den Ufern des Gardaſee's die windbewegten Wogen entgegen rauſchten, und er jenſeits das Land ſeiner Sehnſucht vor Augen hatte, dichtete er den herrlichen Anfangsmonolog der Iphigenie um. In Bologna empfand Göthe die erſte bedeutungsvolle Einwirkung der Kunſt auf die neue Bearbeitung ſeiner poetiſchen Schöpfung; er hatte daſelbſt eine heilige Agathe gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohlerhaltenes Bild, dem der Künſtler eine geſunde ſichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit gegeben hatte. „Ich habe mir", ſchreibt er

damals, „die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte". Der Gedanke an diese seine Heldin beschäftigte damals Göthe so sehr, daß er den Plan faßte, der beinahe den Tasso ganz aus seiner Seele verdrängt hätte, eine „Iphigenie in Delphi" zu dichten, in welcher die schließliche Versöhnung auch mit dem letzten Familienliede, mit Elektra, nach neuen Collisionen zur Darstellung kommen sollte. Während der ersten Wintermonate wurde zu Rom meist in den Morgenstunden die Iphigenie umgedichtet, nachdem sich Göthe schon in Verona, Vicenza, Padua und besonders in Venedig mit derselben beschäftigt hatte; den 6. Januar 1787 schickte er „das Schmerzenskind", wie er sie nannte, an die Weimarer Freunde ab. Doch wurde der neue Geist, welcher in der Dichtung wehte, in seiner Milde und Ruhe nicht sogleich vollkommen gewürdigt. Die römischen Künstler, mit welchen Göthe verkehrte, erwarteten, an die früheren heftigen, vordringenden Arbeiten unsers Dichters gewöhnt, etwas Berlichingisches, und konnten sich in den ruhigen Gang der neuen Schöpfung nicht sogleich finden; doch verfehlten, wie Göthe selbst schreibt, die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Nur die fein empfindende Künstlerin Angelika Kaufmann, welche auch Clärchen im Egmont gleich anfangs richtig beurtheilt hatte, fühlte sogleich die Tiefe und Innigkeit, den unendlich reichen geistigen Gehalt aus der Dichtung heraus. Selbst die Weimarer Freunde konnten sich, freilich aus einem anderen Grunde, da sie das Werk in seiner ersten Form durch öftere Lectüre und durch die wiederholten Darstellungen auf dem Theater gewohnt waren und bis auf die einzelnen Ausdrücke kannten, nicht sobald mit demselben in seiner neuen Gestalt befreunden. Wie sehr aber der Dichter, seinem Genius vertrauend, sich auf dem rechten Wege wußte, trotz der ersten kühlen Aufnahme seiner heutzutage allgemein als vollendetes Meisterwerk anerkannten Schöpfung, beweist die Sicherheit, mit welcher er bald darauf an seinem Tasso eine ähnliche Operation vornahm. „Lieber würf' ich ihn

in's Feuer", ſchreibt er damals, „aber ich will bei meinem Entſchluß beharren, und da es einmal nicht anders iſt, ſo wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen".

Der Verlauf der Handlung in der Iphigenie iſt im höchſten Grade einfach; Oreſt, der unfreiwillige Muttermörder, kommt mit ſeinem Freunde Pylades auf Weiſung des Apollo nach Tauris, um daſelbſt das Bild der Artemis zu entwenden, und durch Verſetzung deſſelben nach Griechenland den auf ihm laſtenden Fluch zu löſen. Er findet dort die Schweſter Iphigenie, und durch ſie, welche in der Einſamkeit, als Prieſterin der Göttin von aller Schuld und allem Fluche des Atridenhauſes unberührt geblieben iſt, die Entſühnung von ſeinem Verbrechen. Durch die Liebe dieſer gottergebenen Jungfrau wird der Bruder von ſeiner Schuld befreit, und der alte verderbliche Haß, der die Glieder des ganzen Königshauſes zerfleiſcht hatte, wird getilgt. Iphigenie zieht mit Oreſt heim, um die mordbefleckten Hallen der Väter durch ihre rein gebliebene Hand zu entſühnen.

Göthe iſt in der Behandlung der äußeren Begebenheit dem griechiſchen Tragödiendichter Euripides gefolgt, nur daß er die Verſöhnung, die bei dieſem ganz äußerlich vollbracht wird, indem Oreſt und Pylades nach Weiſung des Orakels das Götterbild der Artemis mit Hülfe der Iphigenie entwenden und mit dieſer heimkehren, ſich innerlich vollziehen läßt. Aber gerade dadurch führt er eine ſo durchgreifende Veränderung der Charaktere der handelnden Perſonen herbei, und verleiht der ganzen Tragödie eine ſolche ſittliche Tiefe, daß dieſelbe, ganz abgeſehen von ihrer Formvollendung, um ſo viel über dem Werke des Euripides ſteht, wie die chriſtliche Weltanſchauung diejenige des Alterthums an innerem Gehalte und an der tieferen Auffaſſung der Idee der Sittlichkeit übertrifft. Was die äußere Anlage des Stückes anlangt, ſo iſt in ihm noch mehr als im Egmont, die Einheit des Ortes und der Zeit ſtrenge inne gehalten worden; der Schauplatz bleibt durch das ganze dramatiſche Gedicht der Hain vor Dianens Tempel; die Handlung folgt mit kurzen Unterbrechungen raſch auf einander. Auf der einfachen, keinem

Wechsel unterworfenen Bühne treten nur fünf Personen auf, Iphigenie, Thoas, Orest, Pylades, Arkas.

Fragen wir aber, worin denn eigentlich das Dramatische, die Handlung, und noch specieller, die tragische Handlung bei dem einfachen Verlaufe der ruhig hinfließenden Begebenheit liege, so scheint beim ersten flüchtigen Blicke beides in der Dichtung zu fehlen. Wo ist, sagen wir, die reiche Welt, welche beim Fortschritt der Begebenheit in Bewegung gesetzt wird? wo ist der Kampfplatz, auf welchem wir verhängnißvolle Schicksalsmächte sich begegnen und die handelnden Personen in Conflicte aller Art hineinziehen sehen? wo sind die wilden Leidenschaften, welche dieselben aufregen und sie zum Frevel hinreißen? wo ist der Sturm des feindlichen Geschickes, der über ihre Häupter hinfährt, der die stolzen Gestalten niederbeugt oder, wenn sie ihm trotzen, sie zerschmettert? Wo findet jene Furcht, die jede tragische Dichtung beim Hinblick auf die in ihrem Willen Gebrochenen, oder auf die ihrer Leidenschaft als Opfer Gefallenen erwecken muß, hier ihre Nahrung, und wo jenes Mitleiden mit den Kämpfenden und Ringenden, mit den Gebeugten und Vernichteten? Gleicht nicht jede Tragödie dem wildbewegten Meere, auf dem das gebrechliche Fahrzeug der Menschheit schwankt, und, gegen Klippen geworfen, in Trümmer geht, und finden wir in der Iphigenie nicht einzig und allein das Bild einer ruhigen Wasserfläche, auf welcher ein leichter Wind die Wellen kräuselt? Und doch entbehrt, wenn auch die Handlung in unserer Dichtung äußerlich einfach und ruhig verläuft, diese keineswegs der Tiefe sittlicher Gegensätze, nicht der bedeutungsvollsten Conflicte, nicht des dramatischen, sogar nicht des tragischen Elementes. Denn nicht das allein, was inmitten einer reichen und bewegten Welt als schaffend und gestaltend, als zerstörend und vernichtend sich offenbart, sondern auch das Ringen des Geistes nach einem vorgesteckten Ziele verdient schon den Namen einer Handlung; auch der Sieg des sittlichen Willens im Streite der Pflichten ist eine vollbrachte That. Es bedarf nicht immer eines äußern Schicksals, das mit eiserner Hand eingreife,

um uns wirkſame dramatiſche Situationen vor Augen zu führen, ſondern es iſt ſogar ein höheres und reineres Geſetz der Kunſt, welches den ſich ſelbſt beſtimmenden Willen des Handelnden zu dem treibenden Elemente macht, das ihn zu ſeinem guten oder ſchlimmen Schickſal hinführt; und nicht dann allein offenbart ſich das Weſen des Tragiſchen, wenn der Menſch in ſeinem Kampfe mit den feindlichen Mächten unterliegt, ſondern auch da vollzieht ſich ein Geſetz deſſelben, wo er als Sieger triumphirend aus dieſem Kampfe hervorgeht. Denn die Tragödie ſchildert, wie alle Poeſie, die Welt der ſittlichen Freiheit, nur daß in ihr, der tiefſten aller Dichtgattungen, auch die Sittlichkeit in ihren tiefſten Gegenſätzen, und über dieſer Welt das ſtrenge Walten der göttlichen Gerechtigkeit ſich offenbart. Aber dieſe bethätigt ſich nicht nur dadurch, daß ſie an denen, welche in Schuld verfallen ſind, die gerechte Strafe vollzieht, ſondern auch dadurch, daß ſie denjenigen, welche aus dem Kampfe ſich entgegenſtehender Pflichten ſiegreich hervorgegangen und zur wahren Sittlichkeit durchgedrungen ſind, mit dem Bewußtſein eines wohlvollbrachten Streites und mit der Ruhe und dem Frieden des Herzens lohnt. Eine ſolche Handlung, die bei einfachem äußerem Verlauf doch nicht ohne heftige innere Kämpfe im Widerſtreit der Pflichten zur ſchließlichen Verſöhnung führt, aber eine Handlung, die lediglich durch den Willen beſtimmt und geleitet wird, hat uns der Dichter in der Iphigenie geſchildert. Und je geringer der Aufwand äußerer Mittel iſt, um ein Bild zu zeichnen, in welchem wir die nach der reinſten Sittlichkeit ringende menſchliche Natur und den Siegeslohn nach dem Kampfe mit ſich ſelber an innerlich reichen Charakteren erblicken, um ſo höher muß die Bewunderung vor dem Dichter ſteigen, dem es vergönnt war, den tiefſten ſittlichen Gehalt in ſolcher Klarheit und Einfachheit auszuſprechen. Laſſen wir uns daher nicht täuſchen durch die in ſchmeichleriſchen Wohlklang hinfließende, maßvolle Rede, durch die leicht und ſtill vorüberziehende Handlung, durch die Ruhe milder Charaktere, die nicht brauſend überwallen; es iſt nicht die glatte Oberfläche eines ſeichten Gewäſſers, auf die wir hinblicken, ſon-

dern der Spiegel eines Sees, deſſen Tiefe unergründlich iſt. Laſſen wir uns nicht durch die geringe Anzahl der auftretenden Perſonen zu der Meinung verleiten, als ob durch ſie nur ein beſchränkter geiſtiger Gehalt ausgeſprochen ſein könne; die Ideen, welche durch dieſelben zu dichteriſcher Darſtellung gelangen, ſind vielmehr ſo tief und reich, daß wir in ihnen die Grundpfeiler der ganzen ſittlichen Welt erblicken mögen.

In der Heldin des Stücks und der eigentlichen Trägerin der Handlung, in Iphigenie, hat Göthe eine wahre Apotheoſe der Jungfräulichkeit vollbracht; in ihr hat er die ganze Tiefe und Schönheit eines weiblichen Herzens, die edelſte Frauennatur, im Gegenſatz zu der männlichen, vor uns enthüllt. Mit reiner Seele dient Iphigenie als Prieſterin ihrer Retterin Diana in dem Lande der Barbaren, wohin dieſe die dem Opfertode Entriſſene entrückt hatte. Aber ſo gottergeben ihr Wille iſt, ſo wird doch ihr menſchlich fühlendes Herz von nie nachlaſſender Sehnſucht nach dem ſchönen Griechenland, nach den Hallen ihrer Väter hingezogen. In dieſer hohen Reinheit der Prieſterin, aber auch mit dieſer heimwärts ziehenden Sehnſucht, welche die vereinſamte, von Vaterland und Familie ferngehaltene Jungfrau erfüllt, welche ihre Gedanken immer abwärts ſchwärmen und ihren Geiſt ſich nicht an das Barbarenland gewöhnen läßt, tritt uns die Jungfrau ſchon in dem herrlichen Anfangsmonologe entgegen. Wie herrlich öffnet ſich in dieſem ihr ſehnſuchtsvolles Herz:

Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.

Aber welche ſanfte Ergebung ſpricht ſich auch in den Worten aus, mit denen ſie, ob ſie auch das Loos der Frauen beklagt, wenn ſie gar ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt, ſich willig dem Rathſchluſſe der Götter unterwirft! Und wie rührt das fromme Gebet, das ſie an Diana richtet um gnädige Verleihung

der Rückkehr in die Heimath, wenn auch der Vater von Troja heimgekehrt und Gattin, Schwester und Bruder dort gefunden habe! Dieselbe Sehnsucht, die als Grundton ihrer Stimmung immer wiederkehrt, tönt uns, zu schmerzlichem Heimweh gesteigert, aus den Worten entgegen, in welchen sie Thoas, dessen Bewerbung um ihre Hand sie milde aber entschieden abgelehnt hat, um Rücksendung in die Heimath bittet:

Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
O sendetest du mich auf Schiffen hin.

Und doch ist in dieser Vereinsamung, welche sie als Jungfrau doppelt schmerzlich fühlt und beklagt, Iphigenie von der Würde des weiblichen Geschlechtes tief durchdrungen. Als Thoas, unwillig über ihre zarte, aber standhafte Weigerung, ihm ihre Hand zu reichen, in die Worte ausbricht: „Wußt' ich nicht, daß ich mit einem Weibe handeln ging?" erwiedert sie:

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
Nicht herrlich wie die euren, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.

Sie fühlt sich dem mächtigen Könige gegenüber „so frei geboren, als ein Mann".

In noch reineren Farben erscheint das edle Bild dieser sanften, aber auch würdevollen Jungfräulichkeit, als Thoas, über ihre Weigerung aufgebracht, ihr befiehlt, als Priesterin der Diana an den beiden Fremdlingen das blutige Opfer zu vollziehen, und als nun in ihrem Innern, das bisher still befriedigt nur das Glück, in der Heimath leben zu können, vermißte, der Streit sich widerstrebender Pflichten anhebt. Ihre reine Weiblichkeit hatte bisher einen herzenbezwingenden, veredelnden Einfluß auf ihre Um-

gebung ausgeübt; wie der erwärmende Strahl der Sonne das Eis zerschmilzt, so hatte ihre Milde die rohe Sitte barbarischer Männer zur Menschlichkeit erweicht; sie hatte den König vermocht, die blutigen Opfer abzustellen, denn sie wußte, daß der die Himmlischen mißverstehe, der sie blutgierig wähnt: „er dichtet ihnen nur die eignen grausamen Begierden an". So hatte Iphigenie, die vom schönen Hellas zum Barbarenlande entrückt worden war, den Samen wahrer Gesittung bei wilden Naturvölkern ausgestreut; der rauhe Sinn der Krieger, der durch blutige Opferdienste der Gottheit zu gefallen glaubte, war gebändigt worden durch den Zauber, den eine reine weibliche Seele ausübt; in Iphigenie triumphirt die menschenveredelnde Sittlichkeit über das naturkräftige, aber rohe Barbarenthum. Als aber nun der König, dessen Sinn durch ihre Weigerung sich verdüstert hatte, von ihr die altherkömmliche strenge Pflicht der Priesterin, die Fremden zu opfern, fordert, wie schaudert sie zurück vor dem Amte, in dessen Dienst sie sich mit dem Blute Unschuldiger beflecken soll. In dieser Noth wendet sich ihr bedrängtes Herz an die Göttin:

O enthalte von Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe,
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schrecken.

Aber die Angst ihres Herzens soll sich noch furchtbar steigern; denn als sie im zweiten Acte in dem einen der für den Opfertod bestimmten Fremden den Griechen erkennt und aus seinem Munde die langentbehrten süßen Laute der Muttersprache vernimmt, wird gar bald die Freude, die ihre Brust erfüllte, in tiefe Trauer verwandelt bei der Nachricht von dem Morde, den ihre ehebrecherische Mutter am heimgekehrten Vater verübt hat. Wie jungfräulich rein aber, wie edel erscheint sie hier, wo das Herz in seinen tiefsten Tiefen erschüttert wird, wo ihre Brust vergebens das unerwartet ungeheure Wort bekämpft, und wo der Gedanke an den furchtbaren Frevel sie sich verhüllen läßt, „als ob der Hauch des Bösen sie nicht einmal im Worte berühren solle".

Und auch jetzt hatte sie des Gräuels Hälfte erst erfahren. Noch kannte sie nicht den Tod der Klytämnestra, nicht die Leiden des Orest, der durch ein grausam feindliches Schicksal in tiefe Schuld verfallen war, der, um einer streng gebietenden Pflicht zu genügen, die geheiligten Bande des Blutes hatte verletzen und, um den Vater zu rächen, die Hand gegen die Mutter hatte erheben müssen. Noch ahnte sie nicht, daß der Gefährte des Griechen der von den Furien rastlos verfolgte Bruder sei, welcher, um von dem furchtbaren Fluche entsühnt zu werden, hierher gekommen. Denn Pylades, dessen treue Freundschaft die einzige, vor gänzlichem Zusammenbrechen bewahrende Stütze für den Umhergetriebenen war, und dessen frischer Muth auch jetzt auf Rettung sann, hatte vorsorglich die Leiden desselben in eine verwandte Dichtung gekleidet, während Orest, der seine Gedanken nur immer auf die düstre Stelle seines Lebens gerichtet hielt, den vergebens der Freund durch Zurückrufen der goldnen Jugendbilder zu erheitern, vergebens durch die Mahnung: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch", aufzurichten gesucht, mit jedem Schritte auf diesem Wege des Todes stiller wurde und in dem Opfertode, den er am Altar der Göttin erwartete, die wahre Erfüllung des Orakelspruches fand, welcher ihn hierhergeführt hatte.

So stehen im dritten Acte in der Priesterin und in dem zum Opfertode bestimmten Jünglinge Schwester und Bruder, ohne sich zu kennen, gegenüber; aber durch das Walten der sittlichen Mächte, die in der Brust edler Menschen lebendig sind und alles Große und Hohe schaffen, soll sich nun das Geheimniß entsiegeln, soll sich Schmerz in Freude verwandeln, und ein lauterer Wille und gotterfüllte Seelenreinheit über das feindliche Schicksal und über die Schuld eines unfreiwillig begangenen Verbrechens den schönsten Sieg erringen. Die edle Seele des Orest, welche nur durch die Nacht des furchtbaren Fluches verdüstert war, öffnet sich vertrauensvoll der ungekannten hohen Jungfrau, zu der es ihn aus der Tiefe seines Herzens mit ahnungsvoller Gewalt hinzieht. Die Wahrhaftigkeit, die ein Grundzug seines Charakters ist, läßt

nicht zu, daß er die hohe und reine Prieſterin mit einer erdichteten Erzählung täuſche:

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Zwiſchen uns ſei Wahrheit.

Und indem er dieſer die Ehre gibt, legt er zugleich ein offenes Bekenntniß ſeiner Schuld ab; die wahre Buße iſt bei ihm eingekehrt, und er kann nun, nachdem ſich ihm Iphigenie als Schweſter offenbart, und er noch einmal, zum letztenmale, vom Wahnſinn ergriffen worden, in den Armen derſelben geneſen. Nicht weil er eine äußerliche Handlung zur Buße vollbracht, ſondern weil er ein von Reue durchdrungenes Bekenntniß ſeiner Schuld abgelegt hat, erlangt er durch die beſänftigende Liebe der Schweſter ſeine Freiheit wieder; er kann, nachdem er in einer Viſion die verſöhnten Eltern und Ahnen geſehen hat, nun, da er auch die Mutter mit ſich verſöhnt glauben darf, zu Iphigenie ſagen:

Laß mich zum erſtenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben.

Durch das Bekenntniß ſeiner Schuld iſt der Fluch von ſeinem Haupte genommen; von dem milden Strahle treuer Schweſterliebe aufgethaut, gewinnt ſein erſtarrtes Herz Verſöhnung und Ruhe; durch ihre Reinheit tilgt die edle Jungfrau den letzten, vom wüthenden Haſſe des alten Königsgeſchlechtes verübten Frevel. In der Geſchwiſterliebe Iphigeniens aber erſcheint von Neuem und noch glänzender als früher ihre edle Weiblichkeit; in dieſer uneigennützigſten und aufopferndſten Liebe, welche von jeder Selbſtſucht unberührt bleibt, wird der ganze Reichthum, die ganze Tiefe und Wärme ihres Herzens offenbar. Welche unnennbare Freude bricht aus den Worten hervor, als ſie nach den tief erſchütternden Nachrichten nun die frohe Botſchaft vernimmt, der geliebte Bruder lebe:

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Und als Oreſt ſich ihr entdeckt, als ſie ihn bei ſich weiß, mit welchem tiefgefühlten Danke wendet ſich ihr volles Schweſterherz zu den gnädigen Göttern:

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt; denn ihm muß wenig ſcheinen
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt; ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.

Wie ſtrömt, als auch ſie ſich nun dem Bruder zu erkennen gibt, die reinſte Freude aus ihrem Herzen:

O höre mich! O ſieh' mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Die Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen!
O laß mich! Laß mich! denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Aber dieſe tiefe, innige Schweſterliebe wird bald durch den furchtbaren Gedanken beunruhigt, daß der nach langen Jahren der Vereinſamung ihr Wiedergeſchenkte, welcher in ihren Armen die Entſühnung von einem furchtbaren Fluche gefunden hat, welcher von den Qualen der Erinnyen befreit und dem heitern Leben wiedergegeben worden iſt, nun von ihr den Tod erleiden ſoll. Wie vermag ſie es, die vor dem Gedanken, der Fremden Blut vergießen zu müſſen, ſchon zurückgeſchaudert, nun auf den eignen Bruder den tödtenden Stahl zu zücken? Aus Liebe zu ihm — und nun beginnt im vierten Acte der Dichtung für Iphigenie die Colliſion der Pflichten — willigt ſie in den ihrer reinen Natur widerſtrebenden Trug, indem ſie den Anordnungen der auf ihre Rettung bedachten Männer ſich unterwirft; die Pflicht der geweihten Prieſterin, die Pflicht der

Dankbarkeit gegen den stets gütigen König weicht vor der siegenden Liebe zum Bruder, welchen vom Tod zu erretten in ihre Hand gelegt ist. Und dennoch ruft sie in diesem Widerstreit der Pflichten, in welchem das Herz getheilt ist zwischen der Wahrheit, welcher sie, so lange sie lebte, gedient hat, und der Schwesterliebe, die ihr Herz mit banger Sorge um den kaum erst Wiedergefundenen erfüllt:

O weh' der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust.

Und als des Arkas, des treuen Mannes, Stimme sie, deren Seele nur die Freunde zu retten vorwärts drang, wiederaufgeweckt und sie erinnert hatte, daß sie auch Menschen hier verlasse, als ihr nun der Betrug doppelt verhaßt geworden, wird sie nur mit Mühe von Pylades vermocht, bei ihrer früheren Verabredung zu beharren; sie kann ihm nicht verbergen, daß, wie leichte Wolken vor der Sonne, so ihr vor der Seele leichte Sorge und Bangigkeit vorüberziehe; sie muß die Sorge edel nennen, die sie warnt, den König, der ihr zweiter Vater ward, nicht tückisch zu betrügen, zu berauben; sie fühlt tief und mit unwiderlegbarer Gewißheit die Wahrheit, daß nur ganz unbefleckt das Herz sich genieße. Als aber Pylades dennoch ihre Zweifel wegzuräumen weiß, indem er ihr vorstellt, daß Keiner im Leben in sich selbst noch mit dem Andern sich rein und unverworren halten könne, als er ihr zu bedenken gibt, daß den Bruder, sich und den Freund zu retten, nur Ein Weg sei, da wünscht sie sich ein männlich Herz, das, wenn es einen Vorsatz hegt, vor jeder andern Stimme sich verschließt. Und ob sie auch erkennt, daß sie der Forderung folgen muß, da sie die Ihrigen in dringender Gefahr sieht, so fühlt sie doch im Inneren sich so wenig befriedigt und getrost, daß sie vielmehr über die taube Noth, die ein doppeltes Laster mit eiserner Hand ihr auflege, in Klagen

sich ergießt und in tiefem Schmerze zu den Göttern fleht, sie selber und ihr Bild in ihrer Seele zu retten.

Hier, wo der durch ein feindliches Geschick erregte Zwiespalt in Iphigenie am stärksten geworden, wo der Friede ihrer reinen Seele durch tiefe Schatten getrübt erscheint, schließt der vierte Act der Dichtung, der in meisterhafter Klarheit und Symmetrie die Collision der Pflichten in Iphigenie und das Schwanken ihres bedrängten Herzens entwickelt. Noch aber ist der Streit derselben nicht beendigt; wohl zieht die Schwesterliebe mit allen ihren enggeknüpften Banden die Jungfrau zur Befreiung des Bruders hin; wohl fordert zur Sühne des Orest, in dessen von Qualen gefoltertes Herz schon der Friede eingezogen war, der Orakelspruch des Apollo noch die Entwendung des Götterbildes; wohl gebietet die menschliche Klugheit, zur Rettung ihrer Aller die List gegen die Gewalt anzuwenden; aber die Macht der Wahrheit ist zu groß in Iphigenie, als daß sie ihrer Stimme auf die Dauer das Herz verschließen könnte. Sie vermag nicht um den Preis des Truges und der Undankbarkeit gegen Thoas zu ihrer Aller Rettung die Hand zu bieten; im Kampfe der Pflichten siegt in ihr die von jedem Egoismus ferne, aber deshalb auch die schwerere Pflicht. Die Wahrheit triumphirt über den Trug; vor ihrem reinen Hauche muß der Zwang eines haltlosen, äußeren Gebotes, das in der Form einer verhängten Nothwendigkeit auftrat, und die Lüge, welche Rettung und Glück begründen sollte, entweichen. Iphigenie legt offen den zu ihrer Rettung gefaßten Plan bekennend ihr, des Bruders und des Freundes Geschick in des Königs Hand. Und indem sie durch die Wahrheit des Thoas Zorn entwaffnet und sein Herz zur Milde kehrt, feiert sie einen doppelten Sieg: die Stärke des Mannes, die Gewalt des Herrschers, der rauhe, verdüsterte Sinn des Kriegers ist besiegt durch die herzenbezwingende Macht edler Menschlichkeit, und die furchtbare Nothwendigkeit, welche als verhängnißvolles Schicksal im Hause der Pelopiden Haß um Haß entzündet, Verbrechen dem Verbrechen zugesellt und Fluch auf Fluch gehäuft, wird durch die Reinheit

des Willens, durch die sittliche Freiheit überwunden, durch welche Iphigenie das Schicksal der noch übrigen Glieder des Hauses bestimmt und sie der endlichen Versöhnung entgegenführt. So ist sie uns ein leuchtendes Beispiel für die Wahrheit, daß nicht die Unterwerfung unter äußere Verhältnisse, so streng und gebieterisch diese auch oft auftreten, unser wahres Glück begründen, sondern daß der reine und edle Wille der nie trügende Führer ist, welcher uns sicher leitet auch in den Gefahren des Lebens und in den wildesten Stürmen eines feindlichen Schicksals, die wohl unser äußeres Glück bedrohen, aber den Frieden des Herzens nicht dauernd stören können. Zwar will der männliche, edle Orest, nachdem der Plan, mit List der Gewalt zu begegnen, an der Wahrheitsliebe Iphigeniens gescheitert ist, für seine, der Schwester und des Freundes Rettung kämpfen; er will, um des Gottes vermeintliches Gebot zu erfüllen, die Gewalt der Waffen anwenden, und als dem Kampfe der Griechen und Scythen durch sein und des Königs Gebot Einhalt gethan worden, will er mit ritterlichem Muthe um die Wahrheit und um seine und der Seinigen Rettung im Zweikampfe streiten. Diesem Anerbieten aber fügt Orest eine Forderung hinzu, durch die er noch einen andern Zug edler Ritterlichkeit enthüllt; sein Blick ist bei diesem Kampfe auch weiter gerichtet, nicht ihre Befreiung allein soll der Preis des Sieges werden, er will auch ein Streiter für die Menschheit sein:

Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen,
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden: so betrete nie
Ein Mann dies Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg.

Aber auch dieser ritterliche Zweikampf soll nicht die endliche Entscheidung herbeiführen; mit der mildesten Versöhnung, welcher Iphigeniens Herzensreinheit die Gemüther öffnet, schließt die ganze dramatische Handlung. Sie gibt den kampfmuthigen Männern ihr Schicksal zu bedenken, ihre Vereinsamung und ihren Schmerz,

wenn im Zweikampf ſie des Bruders oder des zweiten Vaters beraubt würde, in jenen unvergleichlich ſchönen Worten, in denen ſie den tiefen Seelenſchmerz des Weibes um die Dahingeſchiedenen ſchildert:

Denkt an mich und mein Geſchick.
Der raſche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied,
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überblieb'nen, der verlaſſ'nen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchied'nen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.

Sie verbürgt ſich für die Wahrheit, daß Oreſt ihr Bruder ſei, und dieſer, den tiefern Sinn des Orakelſpruches erkennend, läßt von ſeiner Forderung ab, das Götterbild nach der Heimath zu führen. Der König aber, von Iphigeniens Bitten bewegt, und von der ſiegenden Macht reiner Menſchlichkeit bezwungen, geſtattet ihnen, in die Heimath zu ziehen. Und nicht genug, daß ſie friedlich von einander ſcheiden, die Gaſtfreundſchaft, die ſchöne Sitte gebildeter Völker, ſoll auch die Fernen noch verbinden, ſelbſt der geringſte Knecht aus Thoas Reich ſoll der dankbaren Jungfrau an ihrem heimathlichen Herde hochwillkommen ſein.

So endigt dieſe Dichtung Göthe's, in welcher der reichſte geiſtige Gehalt in der edelſten Form, in dem reinſten Wohllaut der Sprache ſeinen Ausdruck gefunden hat, in welcher wir tief in das Walten der die Menſchheit bewegenden ſittlichen Mächte ſchauen, in welcher dieſe, zwar in maßvoller Beſchränkung, ſich doch zur vollen Kraft eines mächtigen Pathos ſteigern: die Liebe eines Königs, die unerwiedert zur Flamme leidenſchaftlicher Erregtheit aufſchlägt, die tiefſte Verzweiflung eines von ſchwerer Schuld Belaſteten, die höchſte Seligkeit der Geſchwiſterliebe und im Gegenſatz zu ihr die unnennbare Angſt einer Schweſter um das Leben des Bruders. Dann aber iſt eine edle, bis zum Tode ausdauernde Freundſchaft in der Dichtung verherrlicht, und Ritterlichkeit und Gaſtfreund-

ſchaft erſcheinen in ihr als ſchöne Züge menſchlich fühlender, gebildeter Völker. Dazu verſchlingen ſich die größten Gegenſätze der ſittlichen Welt zu heftigen Conflicten: die wilde Rauheit der kriegeriſchen Völker, die in der Grauſamkeit blutiger Opfer ihr Genüge findet, und die feinere Sitte und Bildung, welche die Herzen einer milden Religioſität öffnet, die gebieteriſche, feindlich auftretende Nothwendigkeit und die Freiheit des ſich ſelbſt beſtimmenden ſittlichen Willens, der Trug und die Wahrheit, welche letztere mit ihrer allſiegenden Gewalt in ein reines weibliches Gemüth gelegt iſt und als der ſchönſte und lohnendſte Preis irdiſchen Ringens erſcheint. Als ob eine Göttergeſtalt zur Erde herabgeſtiegen wäre, ſo tritt uns Iphigenie in ihrer Hoheit, in ihrer Gemüthsinnigkeit entgegen, als die ſanfte Verſöhnerin in dem Streite menſchlicher Leidenſchaft und im Kampfe menſchlicher Pflicht; ſie beſchwichtigt die wilden Stürme, welche das Glück und den Frieden der Naheſtehenden zu vernichten drohen; ihrer Herzensreinheit gehorcht ſelbſt das feindliche Schickſal; vor ihr beugt ſich willig die ſtolze Kraft des Mannes. In dieſer reinen Jungfrau entfaltet ſich die ganze Macht einer edlen Weiblichkeit, deren ſchönſter Beruf es iſt, zu lieben und zu verſöhnen, zu lindern und zu tröſten, und wenn im Drange des Lebens der Mann das Gebot des Rechtes und den Ruf der Pflicht überhört, eine Stimme zu ſein, aus welcher das Göttliche in unverfälſchter Wahrheit, in ungetrübter Reinheit ſich uns offenbart.

16.

Taſſo.

Die zweite größere Dichtung Göthe's aus der Epoche der Claſſicität iſt der Taſſo, obgleich auch ſeine Anfänge ſchon in das erſte Decennium des Weimarer Aufenthalts fallen. Wie es überhaupt für unſeren Dichter ein unabweisbares Bedürfniß war, die Reſultate ſeiner Selbſtbeſchauungen und ſeine inneren Erlebniſſe in poetiſche Schöpfungen niederzulegen, und wie demgemäß die Iphigenie ſeinen Uebergang von dem Drange der Jünglingsjahre zur Mäßigung des Mannes und zu tieferem Erfaſſen der ſittlichen Ideen nach der vielbewegten, aber noch nicht völlig zur Klarheit durchgedrungenen Jugend charakteriſirt, ſo trieb es ihn auch nach ſeinem Eintritt in das Hofleben und bei Uebernahme der Laſten des bürgerlichen Berufes, ſich ſein Verhältniß als Dichter zu der ſeinem idealen Streben oft feindlich entgegentretenden Wirklichkeit klar zu machen. Aus dieſem Bedürfniß entſtand der Taſſo, in welchem der Dichter das Gleichgewicht der Anforderungen, welche Poeſie und Leben an ihn ſtellten, ſuchte und fand. Was Göthe nach ſeiner Ueberſiedelung nach Weimar allmählich erkennen mußte, daß das Excentriſche der Dichternatur weiſe zu beſchränken und daß der Traumwelt nicht zu weiter

Raum zu gestatten sei, daß neben dem Idealismus der Poesie auch der Realismus des Lebens ein Recht habe, das ist die Grundidee seines Tasso. In der Iphigenie erkennen wir den Menschen, welcher von dem Ungestüm, von der Leidenschaft, von dem Trotze der Jugend zur Mäßigung, zur Ruhe und Milde des Mannesalters übergetreten ist; hier ist es der Dichter, der das schwärmerische Gemüth mit seinen hochgestellten Forderungen an das Leben zum Maße und zur Besonnenheit zurückführen muß. So liegen diese beiden poetischen Schöpfungen in ihrer Beziehung zum Dichter selbst ganz nahe, ja sich ergänzend nebeneinander, nur daß in den Tasso viel mehr Persönliches eingewebt ist, als in die Iphigenie.

Die Anfänge des Tasso fallen in den März des Jahres 1780, aber erst gegen Herbst schlossen sie sich in des Dichters Geist zu festerer Gestaltung zusammen; im October begann die Ausarbeitung der ersten Scenen. Doch ging diese nicht etwa stätig oder rasch von Statten; am 31. December desselben Jahres schreibt wenigstens Göthe an Frau von Stein: „Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pulte und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen?“ Erst nach den Zerstreuungen, welche das Hofleben im Winter mit sich gebracht, dichtete er lebhaft und mit Eifer an demselben. Nach noch mancherlei Unterbrechungen ward der zweite Act zu Herbst desselben Jahres zu Ende geführt. Darauf ruhte die Dichtung bis zur Reise nach Italien, wohin Göthe das Manuscript derselben begleitete. Wir wissen, daß der Plan des Stückes beinahe durch eine Iphigenie in Delphi wäre verdrängt worden; jedoch fühlte der Dichter, daß er „in die Grillen des Tasso“ schon zu viel von seinem Eignen gelegt habe, als daß er sie fruchtlos hätte aufgeben sollen. Er näherte sich daher in Rom wieder seinem Thema; er besuchte das Grab Tasso's, betrachtete auf der Klosterbibliothek auf St. Onofrio die über dem Leichnam des Dichters abgeformte Büste desselben und erkannte, wie er erzählt, in ihr mehr als in irgend einem andern Bilde den

Charakter des talentvollen, zarten, feinen, in ſich geſchloſſenen Mannes. Auf ſeine Reiſe nach Neapel nahm Göthe von ſeinen poetiſchen Arbeiten nur den Taſſo mit, zu dem er jetzt die beſte Hoffnung hatte. Aber er fühlte nun, als er ſich näher mit ihm beſchäftigte, daß er das Vorhandene, weil es zu lange gelegen hatte, ganz zerſtören müſſe. Indeſſen verſchwand das „Weichliche und Nebelhafte“ der erſten Bearbeitung bald aus der Dichtung, als Göthe, zuerſt auf der Ueberfahrt nach Sicilien, dieſelbe Operation mit ihr vornahm wie mit Iphigenie und, wie er ſich ausdrückt, nach neueren Anſichten die Form und den Rhythmus vorwalten ließ. Im April 1788 „ging es dem Dichter zu Rom auf“, daß er nun unmittelbar den Taſſo angreifen müſſe, zu dem ſich ſeine Gedanken wieder hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorſtehenden Abreiſe. Und ſcheute er ſich auch nach ſeinem Abſchied von der Weltſtadt auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen könnte verſchwinden, mochte er, wie er erzählt, beinahe nichts anſehen, um ſich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen, ſo drang ſich ihm doch gar bald auf, wie herrlich die Anſicht der Welt ſei, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Er ermannte ſich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit, und der Gedanke an Taſſo ward wieder angeknüpft.

Den größten Theil ſeines Aufenthalts in Florenz verbrachte Göthe in den dortigen Luſt- und Prachtgärten. „Dort ſchrieb ich“, meldet er, „die Stellen, die noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zuſtande dieſer Lage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweiſe behandelt iſt. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ mich nicht, trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung, und ſonderbar genug, als wenn harmoniſche Umgebungen mich immer begünſtigen ſollten, ſchloß ſich das Ganze nach meiner Rückkehr bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo

ſo viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten.“ Das war im Juli 1789; aber vor dieſer Zeit des Abſchluſſes lag noch eine Zeit der eifrigſten Arbeit. So ſchreibt der Dichter noch im October 1788 an Knebel: „Nun bin ich eifrig am Taſſo, er geht von Statten. Es wird ihm aber doch nicht Jemand leicht, wenn er fertig iſt, die Arbeit anſehen, die er koſtet, und man ſoll's auch nicht.“ Im Jahre 1790 erſchien die Dichtung im ſechſten Bande der Göſchen'ſchen Ausgabe der Schriften Göthe's im Druck.

Wollte Göthe in ſeiner Dichtung auf hiſtoriſcher Grundlage die Intereſſen, die ihn bewegten, zur Darſtellung bringen und demgemäß den mit den Forderungen der Realität in Conflict gekommenen Dichter ſchildern, ſo konnte er ſchwerlich eine geeignetere Perſönlichkeit zum Träger ſeiner Ideen machen, als Taſſo, den Sänger des befreiten Jeruſalems. In dem Bilde, welches die Geſchichte uns von ihm überliefert hat, zeigt ſich das tiefe Gemüth, aber auch die leichte Erregbarkeit des ſchwärmeriſchen Dichters entſchieden ausgeprägt, welcher dem inneren Drängen ſeiner idealen Natur oft nicht die Ruhe einer die Wirklichkeit berückſichtigenden Mäßigung entgegenzuſetzen wußte. Der Sänger, deſſen poetiſche Geſtalten mehr als die der anderen italieniſchen Meiſter auf der Subjectivität der Romantik beruhen, deſſen Werke überall ein ſchwärmeriſcher Hauch durchzieht, welcher als das Charakteriſtiſche ſeiner poetiſchen Natur erſcheint, iſt auch in ſeinem Leben oft durch ſubjective Laune, durch individuelle Stimmung den Forderungen der Wirklichkeit gegenüber beherrſcht worden. Schon die Verhältniſſe ſeiner früheſten Jugend, die Dürftigkeit, mit welcher er zu kämpfen hatte, ſeine ſpäteren Wanderungen, ſeine unſtäte Lebensweiſe vermochten gerade ihm bei ſeinem reizbaren Charakter keinen ſicheren Halt und keine Feſtigkeit zu geben; ſein Wille ſtand unter dem Einfluſſe des Sentimentalen und Schwärmeriſchen, das oft bis zu trüber Melancholie ſich ſteigerte. Außer dieſen Charakterzügen Taſſo's boten auch die verſchiedenen Lebensverhältniſſe und Schickſale deſſelben

Göthe die passendsten Anknüpfungspunkte zur Darstellung seiner eignen Ideen dar. Seine Stellung zu dem Fürstenhause Este, seine Liebe zu der Prinzessin Eleonore, sein Verhältniß zu den theils mit Liebe, theils feindlich ihm begegnenden Zeitgenossen, die Flucht nach Sorrent zur Schwester Cornelia und manches Andere waren ganz geeignete Züge für das Bild eines schwärmerischen Dichters, welches uns Göthe in ihm entworfen hat. Selbst die individuellsten Eigenheiten Tasso's, wie die Sorglosigkeit in Betreff seines Eigenthums, die durch Nachgiebigkeit und Verwöhnung erzeugte Grillenhaftigkeit wußte der Dichter trefflich zur Vervollständigung seines Bildes zu benutzen.

Auch in der Charakterschilderung der übrigen Personen der Dichtung hat Göthe, soweit es anging, die historische Grundlage nicht verlassen, so in der Zeichnung der durch frühere Kränklichkeit ätherisch zart gebildeten, geistreichen und liebenswürdigen Prinzessin, und der reizenden, lebensfrohen, aber auch für dichterische Genüsse empfänglichen Leonore von Sanvitale. Auch Antonio von Montecatino ist eine historische Person; früher Professor an der Universität zu Ferrara, und dann zum Staatsdienst berufen, war er eifrig bestrebt, Tasso aus seiner Stellung am Fürstenhofe zu verdrängen. Mußte aber bei der Schilderung dieses Charakters Göthe schon wesentlich von der historischen Ueberlieferung abweichen, so war er bei Darstellung des Herzogs Alphons noch mehr dazu genöthigt; denn hier mußte er einen leichtfertigen, eiteln, dabei oft despotischen Herrscher zu dem Charakterbilde eines edeln, weisen, kunstsinnigen Fürsten umgestalten.

Obgleich daher Göthe viele Charakterzüge und Erlebnisse des italienischen Dichters aus ihrer Zerstreutheit in die engen Grenzen seines Dramas zusammengedrängt hat, so würden doch schon die Abweichungen von der Geschichte, zu denen er anderweitig sich genöthigt sah, nicht zulassen, seinem Tasso den Namen eines rein historischen Dramas beizulegen Noch weniger werden wir dies zu thun versucht sein, wenn wir erkannt haben, wie der Dichter die schroffen Züge der Tradition zur reinsten Idealität

erhoben, die Colliſionen, in welche Taſſo durch ſein ſchwärmeriſches Gefühl mit der Wirklichkeit gekommen war, ganz in das Innere gelegt und dem Stücke durchweg das Gepräge ſeiner ſpecifiſchen Weltanſchauung und eigenſten Seelenſtimmung verliehen hat. Sagt er doch ſelbſt, die Dichtung ſei mit ſeinem Herzblute geſchrieben. Aber dieſer mächtige Strom, der aus ſeinem Dichtergemüth hervorquoll, führt auch eine Fülle der herrlichſten Gedanken, der ſinnigſten Betrachtungen, der reinſten Gefühle mit ſich. Das Sententiöſe erſcheint im Taſſo in einem ſolchen Reichthum, in ſo tiefgreifender Wahrheit, in ſo edler Form, wie es anderwärts nicht mehr gefunden wird; ein unendlicher Schatz von Lebensweisheit iſt wie die köſtlichſten Perlen in den goldenen Verſen der Dichtung, die wenn möglich noch harmoniſcher als in der Iphigenie dahinfließen, eingefaßt. Wohl mag mit größerem Rechte als bei der Iphigenie zugeſtanden werden, daß die Dichtung an einem gewiſſen Mangel an Action leide, aber ſie entſchädigt reichlich durch die Darſtellung der Charaktere, deren ſichere und feſte Umriſſe bei der durchſichtigſten Klarheit bis in das tiefſte Innere mit ſolcher Meiſterſchaft gezeichnet ſind, daß man behaupten darf, hier habe der Dichter das Höchſte, das Vollendete ſelber geleiſtet.

Denn darin bewährt ſich gerade die hohe Genialität Göthe's, daß, ſoſehr die Einfachheit der Begebenheit, welche in dem kurzen Zeitraum weniger Stunden in den Marmorſälen und Ziergärten Belriguardo's ihren raſchen Verlauf hat, ſoſehr die feine Hofſitte, welche in dieſen Luſträumen eines kunſtgebildeten Fürſtenhauſes die engſten Schranken edeln Anſtandes zieht, der Handlung den Charakter äußerer Ruhe und Mäßigung verleihen, doch in dem Helden der Dichtung die gewaltigſten ſittlichen Conflicte, zwar im Rahmen jener maßvollen Beſchränkung, aber in ihrer ganzen Tiefe hervortreten, und daß auch in den übrigen handelnden Perſonen, deren Charakter von vornherein ſchon als abgeſchloſſen erſcheint, trotz dieſer Ruhe und Abgeſchloſſenheit ein unendlicher innerer Reichthum ſich offenbart.

Taſſo iſt von dem Dichter in dem entſcheidenden Momente dargeſtellt, wo ſein noch nicht fertiger jugendlicher Charakter durch äußere Anläſſe und mehr noch durch innere leidenſchaftliche Erregtheit, nicht ohne trübe Irrung und den tiefſten Schmerz zur ſelbſtbewußten Klarheit durchdringen ſoll. Wir lernen ihn zu Anfang der dramatiſchen Handlung als den idealen Dichter kennen, welcher unmittelbar nach der Vollendung eines großen Werkes ſich in der vollen Anmuth und Liebenswürdigkeit jugendlicher Schwärmerei zeigt, deſſen Geiſt ſich gerne in die Reiche ſchöner Dichterträume erhebt. Leonore von Sanvitale ſchildert ihn mit den Worten, welche uns das treffende Bild des wahren, in der Welt des Idealen lebenden Dichters klar vor Augen ſtellen:

Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.

Taſſo hatte bisher in ſeiner poetiſchen Thätigkeit ſein reinſtes Glück gefunden, ſein ganzes Gemüth war in dem ſchönſten Gleichgewicht geblieben, da er, unbeſorgt um die Forderungen des Lebens, alle ſeine Muße und den ganzen Schwung ſeiner Begeiſterung ungeſtört der Vollendung ſeiner Dichtung widmen konnte. Denn bei einem edeln, kunſtſinnigen Fürſtenhauſe hatte er eine Freiſtätte gefunden vor allen beengenden Sorgen, welche das Leben mit ſich führt; von dem Herzog Alphons, der die Poeſie in den Worten ehrte:

Denn wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſei auch, wer er ſei,

war auch der Dichter ſelbſt aus beſchränkenden Verhältniſſen, aus früherer Dürftigkeit zu einer ſorgenfreien und ehrenvollen Stellung erhoben worden, in welcher er ungehindert und frei, in

der anmuthigsten Umgebung, im Umgang mit seinen feingebildeten Gönnern nur sich und seinem Werke leben durfte. Und welche zarte Aufmerksamkeit wendeten ihm die Frauen zu, wie kamen sie seinen Wünschen und Neigungen zuvor, wie sorgten sie für ihn, der im Leben sich so wenig zu rathen wußte, bis zu dem Unbedeutendsten herab! Aus ihren Händen empfing er die tausend Kleinigkeiten, an welchen es ihm fehlte, und „die zu schaffen, eine Frau sich gern bemüht." Und wie schonten sie ihn dabei selbst in seinen Eigenheiten, wie scheuchten sie Alles hinweg, das seine geistige Ruhe stören und seine dichterische Thätigkeit hindern konnte!

Diese zarte Wachsamkeit der Frauen, welche ihn der Sorgen des alltäglichen Lebens überhob und die Huld des Fürsten, welche ihm Freiheit und Muße zur Vollendung seines Werkes schenkte, weiß auch der Dichter mit dankbarem Herzen zu würdigen. Als er sein eben vollendetes Werk Alphons überreicht, erkennt er ihm, der aus dem engen Leben zu einer schönen Freiheit ihn erhoben, der jede Sorge ihm vom Haupt genommen und ihm Freiheit gegeben, daß seine Seele sich in muthigem Gesange entfalten konnte, jeden Preis zu, den seine Dichtung erhalten werde. An die fürstlichen Gönner dachte er, wenn er sann und schrieb, ihnen zu gefallen war sein höchster Wunsch, sie zu ergötzen war sein letzter Zweck, denn

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Wenn schon durch dieses Gefühl aufrichtigen Dankes und hoher Verehrung der Dichter an den kunstliebenden Fürstenhof geknüpft war, in dessen klarem und sicherem Urtheile er selbst die Stimme der Nachwelt ehrt, so macht ihn noch ein anderes Band, das zarte Band der Liebe, demselben ganz zu eigen. Mit zauberhafter Gewalt hat ihn das edle Gemüth der Prinzessin Eleonore erfaßt. Schon bei ihrem ersten Begegnen empfand er die Macht dieser Liebe, deren Wirkung er in den Worten schildert:

Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt:
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.

Auch die Prinzeſſin fühlt, daß den Dichter, „der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt", doch auch das Wirkliche anziehe und feſthalte; ſie ſieht die ſtill und ſchüchtern verehrende Liebe Taſſo's in den Liedern, welche ſie an den Bäumen hin und wieder angeheftet findet, „die goldnen Aepfeln gleich, ein neu Heſperien duftend bilden." „Erkennſt du," fragt ſie die Freundin, „ſie nicht alle für holde Früchte wahrer Liebe?" So lange aber Taſſo an ſeinem großen Werke dichtete, war ihm dieſe Liebe noch eine ideale, ſie verklärte ihm mit ihrem Hauche die Wirklichkeit, ſie ſtärkte die Schwingen ſeines Geiſtes beim kühnen Fluge in das Reich der Poeſie. Hier iſt die Frage nicht, ſo ſchildert Leonore das Weſen derſelben, von einer Liebe, die ſich des Gegenſtandes bemeiſtern und ausſchließend ihn beſitzen möchte,

Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen über, den wir führen.

Hatte aber bisher der Dichter alles Wirkliche und Erlebte in das Licht der Poeſie getaucht und in ſein Werk hineingetragen, ſo kehrte er nun, nach Vollendung deſſelben, mit der erregten Phantaſie, mit dem warmen Gefühle, mit den ſchwärmeriſchen Wünſchen zu der Wirklichkeit zurück. Das Dichtergemüth trat mit ſeinen Forderungen an die Welt hervor. Sein liebebedürftiges Herz, das in der Schilderung edler Frauencharaktere ſich in den hohen Reiz der weiblichen Natur verſenkt hatte, ſuchte nun auch in der Wirklichkeit das ſüße Glück, das eine edle Liebe gewährt. So mochte ihm wohl die im Stillen aufgekeimte Neigung zu der Prinzeſſin zur Leidenſchaft erwachſen und ſeine Ruhe und ſein Glück gefährden. Und mußte nicht ſein Ge-

Gemüth noch tiefer erregt, mußten nicht seine stillen Hoffnungen noch mehr genährt, seine Wünsche über die Bahn hinausgetrieben werden, als er in jenem beglückenden Augenblicke aus der theuren Hand der Prinzessin den Lorbeerkranz, den höchsten Lohn des Dichters empfing, als Zeichen ihrer aufrichtigen Huldigung?

In diesem Momente höchsten Glückes, in welchem alle Gefühle seines Herzens gesteigert waren, in welchem Verehrung, Dankbarkeit, Liebe, Dichterstolz seinen Busen hoben, begegnet dem jugendlichen Tasso Antonio, der, durchdrungen von der Bedeutung seines Berufs als Staatsmann und im Bewußtsein seiner Verdienste auf dem Gebiete praktischen Wirkens, dabei nicht ohne Neid gegen den Frühbelohnten, mit Nüchternheit über des Jünglings dichterische Thätigkeit und Verdienst urtheilt, und in diesem durch das Bild, welches er von dem politischen Großleben in Rom entwirft, Kleinmuth und Zweifel an seinem eignen Werthe erweckt. Zwar hat den Dichter Arioſt's Lob aus Antonio's Munde nicht niedergebeugt, denn es ist ihm tröstlich, den Mann gerühmt zu wissen, der als ein hohes Muster vor uns steht; doch vor dem Wirken eines großen Mannes, um den sich Alle lebendig, rastlos, ungeheuer, gemessen drehen und ihren Lauf vollenden, fühlt er sich selbst und seine ganze Thätigkeit wie Echo an dem Felsen verschwinden und sich wie Widerhall in Nichts verlieren. Ein dunkler Thatendrang steigt in ihm auf, er denkt an des Kämpfers Ruhm und Ehre, die er so mannichfach in seinem Gedichte verherrlicht, er sieht im Geist die ritterlichen Spiele, wo Pferde stampften, wo Helme glänzten, Trompetenschall erklang und Lanzen splitternd krachten, und fühlt in der Erinnerung an dieses prachtvoll würdige Schauspiel doppelt schmerzlich den Unwerth eigner Thatlosigkeit. Wohl mochte dieses Verlangen nach ritterlichen Kämpfen sich beruhigen, wenn er des Wortes gedachte, welches die Prinzessin ihm zugerufen:

Zwar herrlich ist die liebeswerthe That,
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.

Aber um ſo heftiger erfaßt ihn der Drang, der aus der Tiefe ſeines Herzens aufſteigt; wenn ihm der männliche Kampf um Ehre verſagt iſt, ſo will er die Befriedigung ſeiner ſehnſüchtigen Liebe. Seine erregte Phantaſie, ſein ſchwellendes Gefühl, erwärmt durch die ſüße Nähe der Unnahbaren, im Herzen ſtill Verehrten, preiſt die goldnen Zeiten, wo die Menſchheit in ungeſtörtem Genuſſe frohe Tage verlebte, „wo erlaubt war, was gefällt.“ Er läßt die Prinzeſſin ſeine im Geheimen gehegte Neigung, ſein ſtilles Glück und ſeine ſtillen Leiden zum erſtenmal offen erkennen.

Gewidmet ſind dir alle meine Tage,
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir. —
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Und als ſich, durch dies kühne Geſtändniß hervorgelockt, auch der Fürſtin Neigung zum Dichter leiſe verräth, da fühlt ſich dieſer auf dem höchſten Gipfel des Liebesglückes:

Welch einen Himmel öffneſt du vor mir,
O Fürſtin! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niederſteigen.

Vergebens ermahnt ihn die Prinzeſſin zur Mäßigung ſeiner Leidenſchaft, er wird, als ſie ſich entfernt, zur ſeligſten Schwärmerei fortgetrieben. Der Glanz, der ihn, den Geblendeten, umgibt, läßt ihn überſehen, daß ihn eine tiefe Kluft von dem Beſitze ſeines gewünſchten Glückes ſcheide, und daß ſein wachſendes Verlangen, das lockende zu umfaſſen, ihn unrettbar in ſie hinabſtürzen werde. Er blickt nun wieder freudig in die Welt; „es iſt ſo groß, ſo weit, was vor ihm liegt, und hoffnungsvolle Jugend lockt ihn wieder in unbekannte lichte Zukunft hin.“ Voll wiedergewonnenen Vertrauens, vom Feuer der Liebe durchglüht, und durch dieſe die Bruſt für jedes edelſte Gefühl, für alles Hohe und Preiswürdige geöffnet, will er auch des Segens der Freundſchaft genießen. Er ſchämt ſich, als er dieſe dem Antonio an-

bietet, seiner Unerfahrenheit und Jugend nicht. Ihn, dem noch der Zukunft goldne Wolke um's Haupt ruht, den Raschen, Unerfahrnen, soll der Erfahrene zum mäßigen Gebrauche des Lebens einweihen. Doch weiß auch Tasso, seines inneren Gehaltes sich bewußt und im Vertrauen auf sein redliches Streben, daß Antonio, wenn er ihn erst kenne, sein Freund sein werde. Aber zum zweitenmale bricht sich, heftiger und schmerzlicher für ihn, der ideale Drang des jugendlichen Dichters an dem Realismus des nüchternen Weltmannes, der Lebensklugheit und Erfahrung durch Alter und Stellung vor ihm voraus hatte, und der die Wahrheit erkennend, daß Freundschaft sich erst im Laufe der Jahre befestige, nun den schwärmerischen Jüngling, der überall gewohnt sei zu siegen und überall die Wege breit, die Pforten weit zu finden, kalt und nicht ohne Bitterkeit zurückweist. Dagegen mochte sich wohl in diesem, der sich in einer schönen Absicht verschmäht sieht, und der die Berechtigung einer besonnenen Zurückhaltung, zumal diese aus Antonio's Munde so kalt und schneidend sein Herz beberührte, in seinem jugendlichen Idealismus verkennt, das beleidigte Selbstgefühl empören, so daß er, von rascher Zorneswallung hingerissen, den Degen zieht. „Ich trug ihm", so spricht er zu dem hinzutretenden Alphons,

> Ich trug ihm warm die schönste Freundschaft an;
> Er warf mir meine Gaben vor die Füße,
> Und hätte meine Seele nicht geglüht,
> So war sie deiner Gnade, deines Dienstes
> Auf ewig unwerth.

Und doch hatte ihn die Raschheit seines jugendlichen Blutes zum Fehltritt hingerissen, er hatte die Gesetze des Hausfriedens verletzt. Hier in der Nähe der Majestät, die ihren Schutz auf Jeden verbreitet, wo sich jede Leidenschaft bezähmen soll, durfte kein Schwert blinken, kein drohend Wort fallen, denn hier fordert selbst Beleidigung keine Rache. Gebeugt, den Degen und mit ihm den Lorbeerkranz dem Fürsten überreichend, entfernt sich der Dichter in seine Haft; ob auch durch Alphonsens Güte gemildert, schlug doch die Strafe dem in seinen schönsten Absichten Ver-

ſchmähten eine tiefe Wunde. Er fühlte nicht, daß er, der in Leidenſchaftlichkeit an die Schranke der Realität geſtoßen war, die ſchmerzlichen Folgen des Zuſammenſtoßes mit Recht erfuhr. Seine Schmerzen verfinſterten ſeine Seele, er verkannte die Güte des Herzogs, welcher zwar der Form des Geſetzes genügen mußte, aber aus Nachſicht und perſönlicher Liebe die Strafe gemildert hatte. Wie er früher aus dem abſtoßenden Benehmen des Antonio nicht auch die Berechtigung ſeiner Zurückhaltung herauszufühlen wußte, ſo vermochte er hier aus der milden Form der über ihn verhängten Strafe den gütigen Sinn des Herzogs nicht zu erkennen. In den Monologen des vierten und fünften Aktes ſehen wir, wie ſeine erhitzte Phantaſie, ſein aufgeregtes Gefühl ſich bemüht, erfinderiſch mit Hirngeſpinſten ſich zu quälen; während er bei ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ſein ſicheres Beruhen in ſich ſelber gefunden hatte, öffnet ſich nun ſein grübelnder Sinn dem Verdachte und ſchlimmem Argwohn. Sein Verhältniß zu dem Herzog wird ihm drückend, er iſt nicht mehr im Stande, die uneigennützige Freundſchaft deſſelben zu würdigen; was früher Selbſtiſches in ihm geſchlummert, tritt nun mit geſteigerter Macht hervor. Und ſteht er den Freunden gegenüber, ſo zeigt er ſich nicht mehr offen, er hat die Freiheit und Wahrheit der Rede verloren, er verſtellt ſich, um ſich gegen die vermeintlichen Feinde zu waffnen. Vor allem wendet ſich ſein Haß gegen den Antonio, indem er ſogar den eignen jugendlichen Enthuſiasmus, welcher ihn aufrichtig demſelben ſeine Freundſchaft anbieten ließ, nun in der Verfinſterung ſeines Gemüthes zu einem berechneten Ausdruck eines feinen Egoismus herabſetzt:

O, hatt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!

Er will von nun an dieſen Mann, deſſen ſteife Klugheit, deſſen Meiſterſpielen ihm ſtets verdrießlich gefallen, als Gegenſtand ſeines tiefſten Haſſes behalten, nichts ſoll ihm die Luſt entreißen, ſchlimm und ſchlimmer von ihm zu denken. Und ſelbſt als An-

tonio kommt, ſich mit ihm zu verſöhnen und zugleich ihm die Freiheit zu bringen, bleibt er kalt und verſchloſſen. Um einer äußeren Pflicht zu genügen, gibt er nach, er will verzeihen, „ſofern es möglich iſt.“ Im Herzen aber unverſöhnt, fordert er von Antonio, ihm nun auch den Gebrauch der Freiheit zu verſchaffen, und da dieſer, als er ſeine Entlaſſung aus des Fürſten Munde verlangt, ihm ſie zu erbitten widerräth, bricht ſogleich gegen den wohlgemeinten Rath deſſelben ſein gereiztes, feindſeliges Gemüth hervor:

Schon lange kenn' ich dieſe Tyrannei
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders und du glaubſt deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

„Ja, gehe nur“, ſo ſpricht er, nachdem Antonio ſich entfernt hat,

Ja, gehe nur und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt, was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein großer Meiſter, und ich faſſe leicht.

Alle Maßregeln, welche man ſeinetwegen trifft, erſcheinen ihm als Eingebungen der Falſchheit. Leonore von Sanvitale, welche ihn zu einer kurzen Entfernung überreden will, iſt ihm eine Heuchlerin, ſie kommt ihm „als ein Werkzeug ſeines Feindes, ſie ſchleicht heran und ziſcht mit glatter Zunge, die kleine Schlange, zauberiſche Töne.“ Selbſt Alphons bleibt nicht von bitteren Vorwürfen verſchont; indem der verdüſterte Dichter die Veränderung, die in ſeinem eignen Innern vorgegangen, — ein charakteriſtiſcher Zug der durch Argwohn und Mißtrauen Verblendeten — auf die Freunde überträgt, ſpricht er von dem Herzoge:

Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn?
Der Feinden trotzt und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!

Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich Jeglicher verändert, der für Andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Dieſes Dunkel, das ſich auf des Dichters Gemüth gelagert hat, wird einzig noch durch ſeine Liebe zur Prinzeſſin erhellt. Was ihm auch begegnet ſei, an der Gewißheit will er feſthalten, daß er ſie geſehen, daß ſie vor ihm geſtanden, zu ihm geſprochen, daß er ſie vernommen. Er fühlt, „der Ton, der Worte holder Sinn ſind auf ewig ſein; nicht Zeit, nicht Schickſal, noch das wilde Glück vermögen ſie zu rauben". Und ſollte ihn die Flamme, der er allzu raſch in ſeinem Buſen Luft gelaſſen, auch verzehren und das Geſchick des Lebens auf ewig vernichten, es kann ihn nicht gereuen. So wird dieſe leidenſchaftlich gewordene Liebe dem in ſich Unbefriedigten nicht ein mild ſtrahlender Stern des Troſtes werden auf ſeinem Wege, den er nun einſam, ſeine Freunde fliehend, zu wandeln beſchloſſen hat.

Wohl bleibt auch ſelbſt in der Abſchiedsſtunde des Dichters Herz verſchloſſen vor dem Wohlwollen des Gönners, und ſein Ohr taub gegen den treuen Rath ſeines fürſtlichen Freundes, der ihm, dem Verdüſterten, vergebens zuſpricht, ſich zu finden, zu faſſen, der ihn vergebens warnt, daß gar mancher Abgrund umherliege, den das Schickſal gegraben, daß aber in unſerem Herzen der tiefſte ſei, in den es reizend ſei hinabzuſtürzen. Aber der Liebe, die durch die Erſcheinung der Prinzeſſin auf's Neue erregt und bald zu leidenſchaftlicher Gluth geſteigert wird, kann er nicht widerſtehen. Als er die edle Fürſtin nahen ſieht, fühlt er, daß er zu frühe triumphirt habe, die ſtarre Rinde ſeines Herzens ſchmilzt vor ihrem Anblicke weg, „es löſt in ſeinem Buſen Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf."

Noch einmal flüchtet er ſich gleichſam vor der heftigen Leidenſchaft; er malt ſich im Geiſte aus, wie er die Schweſter aufſuchen und in ihrer treuen Liebe Ruhe finden will; er ſchweift in die Ferne zu einem liebenden Herzen, um die Gewalt der nahen Liebe zur Ruhe zu bringen und den herben Trennungs-

schmerz sich zu erleichtern; aber die mild-vorwurfsvolle Rede der gütigen Prinzessin dringt tief in sein Herz, von ihr getroffen, bricht seine Liebe wie ein zurückgehaltener Strom mit fluthender Gewalt hervor. Vergebens ermahnt ihn diese, erschreckt über die auflodernde Gluth, die Leidenschaft zu bekämpfen, er ruft in wilder Begeisterung, sich selbst und alles um sich her vergessend aus:

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überquillt?
Mit jedem Wort' erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!

Von der unsäglichen Gewalt getrieben, die, ihren Lippen entfließend, ihn beherrscht und ihn ganz ihr zu eigen macht, faßt er sie stürmisch in die Arme. Sie stößt ihn von sich, rasch enteilend; zum zweitenmale hat er, von Leidenschaft entflammt, und viel tiefer als das erstemal, die Gesetze seiner Sitte verletzt. Das Schicksal seiner Liebe und seines Lebens ist mit dieser Schuld entschieden, eine Trennung auf immer für ihn unvermeidlich. Er muß es tief und schmerzlich fühlen, daß er selbst seines Glückes Zerstörer geworden. Zwar braust er noch einmal in leidenschaftlicher Aufregung und Zorneswallung auf; sein verblendeter Blick sieht in den Freunden Verschworene gegen sich, deren Haupt, Antonio, ihn um seinen Dichterruhm beneide; in dem wilden Schmerze, der ihn ergriffen, ist ihm selbst Alphons ein Tyrann und die Prinzessin eine Sireue, die ihn so zart, so himmlisch angelockt, und die er nun entblößt von allen Reizen als Armiden vor sich sieht. Doch hat er sich dieser leidenschaftlichen Aufwallung nur hingegeben, um das quälende Bewußtsein der Reue zu übertäuben, „in der Höllenqual, die ihn vernichtet, wird Läst'rung nur ein leiser Schmerzenslaut." Der bittere Groll, den er in seinem Busen trug, löst sich in weiche Klagen über den Verlust seines Glückes auf. Nachdem der Nebel, den Leidenschaft und Irrung vor seinen Blick gezogen, sich nach diesem Sturme

des heftigſten Schmerzes zerſtreut, muß er die Wahrheit erkennen, daß es vor allem Noth thue, ſich in ſeinen Neigungen und Wünſchen zu beherrſchen und die heißen Leidenſchaften des Herzens zu zügeln. Nach Stunden trüber Täuſchung hat er den Charakter Antonio's würdigen gelernt, des Mannes, der mit Selbſtbeherrſchung und Mäßigung im Leben auftritt. An ihn klammert er ſich an, nachdem die Barke ſeines Glückes geſcheitert iſt, er ſoll ſein Retter und ſein Führer werden. Und als eine treue Tröſterin wird ihm die Poeſie zur Seite ſtehen; die Schmerzen, die ſein Inneres durchwühlen nach dem ſelbſtverſchuldeten Verluſte ſeines reichen Glückes, werden ſich von ſeiner Seele löſen, wenn er im Geſange ſein Leid aushaucht:

Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen wie ich leide.

Taſſo, dem jugendlichen Dichter, dem Vertreter des idealen Gemüthslebens, ſtellt Göthe Antonio gegenüber, den an Jahren und Erfahrung gereiften Staatsmann, den Repräſentanten der nüchternen Anſchauungsweiſe und des Realismus, welcher die Dinge ihrer praktiſchen Bedeutung nach würdigt. Er beſitzt die Klarheit des Blicks, welche den trefflichen Staatsmann charakteriſirt, und die ſtrenge Selbſtbeherrſchung, mit welcher der Hofmann eigne Neigungen und Wünſche der gebietenden Macht äußerer Verhältniſſe, den Forderungen der Sitte unterzuordnen weiß. Ihm iſt praktiſche Thätigkeit das Höchſte, und ihr allein räumt er auch ein Recht auf Anerkennung und auf Lohn ein. Er rühmt den wohlgeordneten Staat mit den Worten:

Es iſt kein ſchön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert,
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Und wenn er auch nicht unempfänglich für höhere geistige Genüsse ist, wenn er einen offnen Sinn hat für den Zauber der Poesie, wenn er besonders die heiteren, lebensfrischen Dichtungen des Arioſt preist, und so auch vom Pabste rühmt, daß er die Kunst schätze, sofern sie ziere, sein Rom verherrliche und Palast und Tempel zu Wunderwerken dieser Erde mache, so fügt er doch gleich mit einem Seitenblicke auf Tasso hinzu:

In seiner Nähe darf nichts müßig sein;
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.

So dürfen wir wohl von ihm sagen, daß er, von der Berechtigung seines Standpunkts ganz durchdrungen, den wahren Gehalt des idealen Lebens, des Sinnens und Schaffens eines Dichters doch nicht in seinem ganzen Umfang anerkennt. Als er dem jugendlichen Sänger gegenübersteht, welchem die Hand der Prinzessin den Lorbeer aufgedrückt, wird er, der als thätiger, nach Anerkennung strebender Diener seines Fürsten und als feiner Weltmann auf nichts so eifersüchtig ist, als auf den Lorbeer und die Gunst der Frauen, sogar gereizt und schneidend bis zur Verletzung seines Gegners:

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist, und du erfährst,
Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Als ihm aber gar der thatenlose und gleichwohl hochgefeierte Dichter in jugendlicher Schwärmerei seine Freundschaft angetragen, wird sein Benehmen noch herber, seine Kälte noch zurückweisender; „jede Erwiederung", sagt Rötscher, „ist ein Pfeil, der in Tasso's Seele dringt, und ihm das Gefühl des Abstandes und der Ueberlegenheit aufdringen soll." Die Anerkennung des Uebergewichtes, das aus jener Klarheit der Anschauung, aus jener nüchternen Betrachtung der Dinge hervorgeht, aber auch die Empfindung des Unbefriedigtseins, die uns solchen an sich achtungswerthen Charakteren gegenüber in der Welt beschleicht, faßt Tasso in den Worten zusammen, in denen er uns nach jenen Conflicten ein klares Bild Antonio's entwirft:

Doch haben alle Götter ſich verſammelt,
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen,
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruh'n.

Obgleich Antonio in dem Conflicte mit Taſſo auf dem Boden des formellen Rechtes geſtanden, ſo muß er doch, nachdem ſich dieſer in ſeine Haft entfernt hat, aus Alphonſens Mund den Vorwurf vernehmen, daß auch er nicht ohne Schuld in dieſem Zwiſte geblieben ſei: „Wenn Männer ſich entzweien, hält man billig den Klügſten für den Schuldigen.“ Aber er erkennt dieſelbe willig an und iſt nach des Fürſten Wunſch ſogleich bereit, durch ſeine Ausſöhnung mit dem Dichter ſie zu ſühnen. Während daher Taſſo nach dem ſchmerzlichen Zuſammenſtoß, zu dem ihn ſeine leidenſchaftliche Aufregung geführt hat, ſich verletzt in ſich zurückzieht, während ſein Sinn immer tiefer in Argwohn und Mißtrauen verſinkt, hat Antonio die Ruhe und Mäßigung ſchon wieder gewonnen; während bei jenem das Selbſtiſche immer mehr überwuchert, hat dieſer jede egoiſtiſche Gereiztheit beſiegt und gewinnt dadurch ein doppeltes Uebergewicht über den in trübem Hinbrüten befangenen Dichter. In ſeiner Unterredung mit Leonore von Sanvitale tritt die ganze Klarheit ſeines Geiſtes, die vollſtändige Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder hervor. Er geſteht in Bezug auf die Bitterkeit, zu der er ſich hatte hinreißen laſſen, der Freundin ein, daß es gefährlich ſei, wenn man allzulang ſich klug und mäßig zeigen müſſe. „Es lauert der böſe Genius dir an der Seite und will von Zeit zu Zeit ſein Opfer haben.“ Er bekennt es gern, „daß er ſich heut' ſo ohne Maß verlor“, aber er ſtellt auch ſchnell gefaßt an ſich die Forderung, ſich zu mäßigen und zu beherrſchen:

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.

Ohne Rückhalt erbittet er, nachdem er Taſſo aufgeſucht, von dem Jüngling Vergebung, und in ſeiner Unterredung mit demſelben

offenbart er nun nicht nur die Besonnenheit des Mannes, sondern auch die Gesinnungen eines wahren Freundes. Er widerräth dem gereizten Dichter die Ausführung des Planes, Ferrara zu verlassen und sich nach Rom zu begeben:

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt. —
Es fordert meine Pflicht, so viel ich kann
Die Hast zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Doch als er ihn vergeblich gewarnt, als diesem sein Rath noch immer als die Aeußerung berechnender Selbstsucht erscheint, da willigt er endlich in den Wunsch desselben, bei dem Herzog die Erlaubniß zu seiner Entfernung zu erwirken; aber er erkennt auch schon in voller Klarheit, wie wenig diese Entfernung den Dichter befriedigen werde:

Du wendest diesem Hause kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurückverlangen, wird
Dein Eigensinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübsinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehlest hier und dort den Zweck.

Die Freundschaft aber, deren ernste Pflichten er auf sich genommen, bewährt sich als aufrichtig und treu in dem Momente, als Tasso sich selbst verloren hat und verzweiflungsvoll sein Schicksal beklagt, als ihn mehr als alles der Gedanke foltert, daß er sein Glück sich selber geraubt habe. Als wahrer Freund wird Antonio, der nicht ohne Rührung neben ihm steht, ihn in dieser Noth nicht lassen, und wenn es dem Dichter an Fassung ganz gebricht, so soll es ihm selbst an Geduld gewiß nicht fehlen. Er ruft ihm zu, sich zu ermannen, sich zu vergleichen, zu erkennen, was er sei, und der erste Trost, der sich in der Nacht des trübsten Leidens in das Herz des Dichters senkt, der Trost, daß die Poesie seine Schmerzen lindern werde, ist durch das aufrichtende Freundeswort Antonio's erweckt worden.

Ein ähnlicher idealer Charakter wie Tasso ist die Prinzessin Eleonore. Sie versenkt sich gerne in das schöne Reich der Dichtung, aber sie, „die Schülerin des Plato", hat auch in streng

wiſſenſchaftlichen Studien ihren Geiſt gebildet; ſo rein daher ihr Geſchmack iſt, ſo klar und umfaſſend iſt ihr Urtheil. Und doch, obwohl ſie gerne zuhört, wenn einſichtsvolle Männer ſprechen, obwohl es ihr leicht wird, ihnen zu folgen, hält ſie ſich in den Schranken ſtiller Weiblichkeit. Das Höchſte aber, das Edelſte bleibt ihr Geſang und Dichtkunſt; ſie hat in leidenvollen Tagen ſich oft an ihnen erfreut, ſie wiegte dann in ihrer Einſamkeit Schmerz und Sehnſucht und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein. „Da wurde Leiden oft Genuß und ſelbſt das traurige Gefühl zur Harmonie.“ Dieſe Tage frühen Leidens haben ihr einen Zug der Geduld und Entſagung mitgetheilt, welcher Taſſo gänzlich fehlt. Sie beſitzt bei aller Tiefe ihrer Empfindung eine ruhige Mäßigung, welche auch auf dieſen ihre wohlthuende Kraft ausübt. Ihm, der den Satz zur Geltung bringen will: „Erlaubt iſt, was gefällt“, ſetzt ſie mit feinem Gefühle für die zarte Sitte der Frauen den Spruch entgegen: „Erlaubt iſt, was ſich ziemt.“ Die ſtille Neigung, welche ſie dem jugendlichen Dichter geſchenkt, iſt ihrem Weſen nach rein ideal. Schon beim erſten Begegnen zog er ſie an; als er an ihrer Schweſter Hand ihr entgegenkam, ergriff ihn ihr Gemüth, um ihn ewig zu halten. Aber ſie fühlt auch, daß dieſe ideale, von aller Selbſtſucht freie Liebe für ſie gefährlich werden könne, ſie ahnt es, wie elend ihre Flamme machen würde, wenn ſie ungehütet um ſich griffe. Um ſo beſonnener beherrſcht ſie dieſelbe und verſchließt ſie vor Taſſo tief in der Bruſt. Nur Einmal verräth ſie ihre Empfindungen, als ſie, die Macht des Liedes ſchildernd, das wir hören, das wir nicht tadeln können, und das uns zuletzt gewinnt, in leiſem Geſtändniß faſt unbewußt ihre Neigung enthüllt. Aber als Taſſo, durch dieſes Geſtändniß entflammt, in feurigem Erguſſe ihr ſeine Liebe bekennt, ruft ſie ihm warnend und zur Mäßigung ermahnend zu:

Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So ſagt man ſei, die Tugend, ſei die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

Aber wie zart und rein enthüllt ſich ihre Liebe, wenn ſie ihr Herz der Freundin öffnet und ihr den tiefen Schmerz ausmalt, den ſie beim Scheiden des Dichters empfinden werde:

Ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch
Mit ihm zu ſein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.

Wie ſchön und wahr ſchildert ſie der Freundin die ſüße Macht der Liebe, die ihr Herz, welches ſie vergebens zu bekämpfen ſuchte, in ſo ſanfte Bande gelegt:

Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erſt ſagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!

Der idealen Natur der Prinzeſſin hat der Dichter die der Leonore von Sanvitale entgegengeſetzt. Beide Frauen ſtehen ſich auf ähnliche Weiſe, wenn auch nicht ſo ſchroff gegenüber, wie Antonio und Taſſo. Leonorens größere Realität, im Gegenſatz zu dem idealen Charakter der Prinzeſſin, bekundet ſich beſonders in dem heiteren Genießen der Gegenwart, und ihre Aehnlichkeit mit Antonio, dem Staatsmanne, in dem Bedürfniß feine Intriguen zu ſpinnen, und, wie Alphons von ihr ſagt, ihre zarten Hände in das große Spiel der Politik zu miſchen. Doch beſitzt auch ſie eine ſchöne geiſtige Bildung; ſie liebt die Dichtkunſt und hat ein inniges Verſtändniß für ſie. Wie ſie vortrefflich in der

oben angeführten Stelle die schwärmerische Natur Tasso's zu schildern gewußt hat, so weiß sie auch den reinen Genuß zu preisen, den uns die Poesie gewährt:

Und dann, nach dieser ernsten Unterhaltung
Ruht unser Ohr und unser inn'rer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichen Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geist umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebsten auf der Insel
Der Poesie in Lorbeerhainen auf.

In Alphons endlich ist ein vortrefflicher Fürst gezeichnet, der mit Weisheit seinen Staat regiert und überall auf das Wohl desselben bedacht ist. Aber sein für alles Große und Schöne empfängliches Herz findet den höchsten Ruhm des Fürsten darin, hervorragende geistige Kräfte in seine Dienste zu ziehen, den Vertretern der Kunst eine Freistätte, ungestörte Muße, Unterstützung und Lebensgenuß zu bereiten.

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir der Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

So hat er auch den Tasso gefunden und gewählt, er ist auf ihn als seinen Diener stolz, er ist ihm mehr als ein fürstlicher Gönner, er ist sein sorgender und rathender Freund, der selbst seine Eigenheiten mit Milde behandelt, und seiner erwachten Leidenschaft und Gereiztheit nur mit freundlicher Warnung begegnet.

Dies sind die Charaktere, in welchen der Dichter des Tasso die in ihm lebenden Ideen verkörpert hat. Man hat im Hinblick auf die Gegensätze, welche in den handelnden Personen hervortreten, in der Dichtung die Darstellung des Gegensatzes des Talentes und Charakters finden wollen, indem man den Spruch:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt,

gewissermaßen als die Grundidee des Stückes auffaßte. Oder man hat gemeint, die Absicht Göthe's sei die Darstellung des Hoflebens gewesen, wenigstens habe er die Conflicte zur Anschauung bringen wollen, welche der mit ihm in Berührung kommende

Dichter erfahre. Indeſſen iſt dieſe der Idee des Stückes näher kommende Auffaſſung nicht allgemein genug, da in demſelben, wie ſchon erwähnt, der Gegenſatz der idealen und realen Welt und die Colliſſionen dargeſtellt werden, welche der erfährt, der, wie der Dichter, die Forderungen ſeines Gemüthes und Phantaſielebens den beſtehenden Verhältniſſen nicht unterordnen kann. Da Göthe ſelbſt dieſen Gegenſatz auf's tiefſte empfunden hatte, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß er die Dichtung „mit ſeinem Herzblute geſchrieben hat." Er ſelbſt erſcheint als Taſſo, in welchen er ſein reiches Dichtergemüth, ſeine ganze Idealität gelegt hat. „Die ſchöne Entzündbarkeit", ſagt Schöll, „die in ſeinem Drama der Dichter wiederholt zeigt, dies Leben in ſeiner Welt aus den reichen Mitteln der eignen Einbildung bei geringem Gewahrwerden der Menſchen hat er ſchon früher öfters ſich ſelber zugeſchrieben." Auch jenem Zuge Taſſo's, daß, weil er den Zwang des Gefühls ſich ſelbſt verhehlt, dieſer deſto gewaltſamer zur Unzeit ausbricht, begegnen wir öfters in dem damaligen Seelenleben Göthe's. Der elegiſchen Seelenſtimmung, die Göthe bei ſeiner Entfernung von Rom erfüllte und die der ganzen Dichtung ſich mitgetheilt hat, haben wir ſchon gedacht, und wir werden noch Gelegenheit haben, auch die der Verdüſterung des Gemüthes unſeres Helden entſprechenden Zuſtände in des Dichters Leben kennen zu lernen.

Indeſſen hat Göthe in den Taſſo nicht ſeine ganze Natur gelegt; die reiche, hervordrängende und wogende Gemüthswelt, die in ihm lebte, hat er demſelben gegeben; aber ſein heller Blick, die Mäßigung, die er gewonnen, ſein praktiſches Wirken iſt in Antonio verkörpert. Wenn der Dichter die Gegenſätze der beiden Charaktere, von denen Leonore ſagt:

Zwei Männer ſind's, ich hab' es längſt gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte,

ſo naturwahr zeichnen konnte, ſo iſt uns dies ein Beweis, wie tief er ſelbſt die Widerſprüche des Realismus und Idealismus damals habe empfinden müſſen. Aber indem er ſie klar und ſcharf

auffaßte und ſie ſich objectiv gegenüberſtellte, hat er in der That ſein Inneres von dieſen Widerſprüchen befreit und die verſchiedenen ſich entgegenſtehenden Forderungen zu völliger Harmonie zuſammengeſchmolzen. So deutet ſich auch der Schluß des Dramas dahin, daß nach Täuſchung und Schmerz der Dichter die Berechtigung der Wirklichkeit anzuerkennen gelernt hat, daß aber auch die ſchöne Welt der Poeſie ſich ihm nicht verſchließt. In ſüßen Melodien läßt er auch ferner ſeine Gefühle ausſtrömen, ja dieſe Melodien ſind ſeinem vollen Herzen oft lindernder Balſam und die Quelle ſeines Troſtes in den Stürmen des Lebens.

Auch in den übrigen Charakteren des Stückes dürfen wir Bilder von Perſonen erkennen, mit denen Göthe in näherer Beziehung ſtand. In dem Verhältniß Taſſo's zur Prinzeſſin iſt des Dichters eigne, ihn raſch und tief ergreifende Neigung zur Frau von Stein dargeſtellt. Auch hier erkannte Göthe auf einem andern Gebiete, in der beweglichen Welt des Herzens, daß das überwallende Gefühl nicht ſchrankenlos ſein dürfe, und daß die drangvolle Gemüthswelt den Geſetzen der Wirklichkeit unterzuordnen ſei, und auch hier fand er, indem die Liebe ſich in die reine Sphäre entſagender Freundſchaft erhob, die innere Ruhe und die Klarheit in ſich ſelber wieder. In den Briefen an die Frau von Stein finden ſich Stellen, aus denen hervorgeht, daß dieſe den lebhafteſten Antheil an der entſtehenden Schöpfung nahm, daß ihr das Neugedichtete von Göthe mitgetheilt wurde. So ſchreibt dieſer ſchon den 7. November 1780: „Ich wollte anfragen, ob Sie dieſen Nachmittag zu Hauſe ſind, ich käme von Hof herüber und brächte die erſte Scene des Taſſo mit. Es ſcheint mir räthlich zu ſein, daß wir uns nach und nach mit dieſem Stücke bekannt machen.“ Einzelne Scenen erſcheinen geradezu an Frau von Stein gerichtet. „Da Sie ſich“, ſchreibt Göthe im Frühling 1781, „alles zueignen wollen, was Taſſo ſagt, ſo habe ich heute ſchon viel an Sie geſchrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann.“ Noch inniger verſchlingt der Dichter die Wirklichkeit mit der Poeſie in

einer andern Stelle, wo es heißt: „Ich habe gleich am Taſſo ſchreibend Dich angebetet, meine ganze Seele iſt bei Dir. Als Anrufung an Dich iſt's gewiß gut, was ich geſchrieben habe.“ So haben die Worte Taſſo's:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig,

die nächſte Beziehung zu unſerm Dichter ſelber, ſie ſind die poetiſche Zuſammenfaſſung zahlreicher Ergüſſe deſſelben Inhalts in ſeinen Briefen an die Freundin. Und indem er ſagt:

Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut,

hat er ſeinem Verhältniß zur Freundin ein unſterbliches Denkmal geſetzt, aus dem wir auch erkennen mögen, wie der Dichter aus dieſem Kampfe des Herzens gereinigt und veredelt hervorgegangen iſt. Auch zu Leonore von Sanvitale mag Göthe manchen Zug einer Dame aus ſeinem damaligen Freundeskreiſe entliehen haben, nach Schäfer's Vermuthung der Frau von Branconi, welche ihn ſchon im Jahre 1779 auf ſeiner Schweizerreiſe in Lauſanne wegen ihrer Anmuth und Schönheit angezogen hatte, und welche er auch ſpäter noch auf dem Harz und in Weimar ſelbſt geſehen und in ſeinen Briefen an die Frau von Stein mehreremal kurzweg mit der Bezeichnung „die ſchöne Frau“ geehrt hat.

Daß dem Charakter des Herzogs Alphons die edle Natur Karl Auguſt's zu Grunde liege, wenn auch in deſſen Beziehungen zu Göthe manches nicht genau mit dem im Taſſo geſchilderten Verhältniß zwiſchen Fürſt und Dichter übereinſtimmt, bedarf kaum der Erinnerung. Alle ſchönen und großen Züge dieſes Fürſten finden ſich in der poetiſchen Geſtalt Alphonſens wieder. So ſchließt ſich allerdings das ganze Werk zu einem Bilde jener ſchönen Zeit zuſammen, wo in Weimar ein edles Fürſtenhaus die Talente um ſich verſammelte, und in dem Schutze und der Pflege, die es der

vaterländiſchen Poeſie zuwendete, ſeinen höchſten Ruhm ſuchte und fand. Und ſo hat auch dieſes ſchöne Streben edelgebildeter Geiſter den würdigſten Lohn darin gefunden, daß es durch eine der reichſten und vollendetſten Dichtungen unſeres großen Meiſters verherrlicht worden iſt:

Denn es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

17.

Leben und dichterische Thätigkeit Göthe's während der Jahre 1788—1794.

„Ja, mein Lieber", so schreibt Göthe vier Wochen nach seiner Rückkehr aus Italien an seinen Freund Jacobi, mit welchem der Briefwechsel in dieser Zeit an Lebhaftigkeit gewinnt, „ich bin wieder zurück und sitze in meinem Garten hinter der Rosenwand, unter den Aeschenzweigen und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich; es hat sich so mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte, Freude und Hoffnung ist wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein. Denn da ich ganz wieder mir selber wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur auf sich wirken ließ, nun wieder von innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden."

So sehen wir den Dichter, welcher mit den wehmüthigsten Gefühlen sich von Italien losgerissen hatte, wieder zufrieden in seiner Heimath, mit Ruhe auf die Epoche zurückblickend, wo er in den höchsten geistigen Genüssen schwelgte, aber auch mit Ernst in die Zukunft schauend, welche die Früchte, die in dieser inhaltreichen Lebensperiode sich entwickelt hatten, völlig zeitigen sollte.

Daß aber „ſein Gemüth wieder von innen herauswirken, ſich kennen lernen und ausbilden könne", dazu bedurfte es der völligen Freiheit von allen zerſtreuenden Berufsgeſchäften; was dem noch werdenden Dichter oft zum Vortheil gereichte, ja, was ihm zur Entwickelung ſeines Geiſtes nothwendig war, das wirkte jetzt ſtörend auf den vollendeten, in ſich abgeſchloſſenen. Daher hatte Göthe im Bewußtſein, daß größere Selbſtändigkeit und Freiheit zu ſeinem Lebensfrieden und zum Gedeihen ſeiner Dichterarbeit unumgänglich nöthig ſei, ſchon von Italien aus in einem Briefe an den Herzog ſeine Wünſche rückſichtlich der Entbindung von ſeiner amtlichen Stellung ausgeſprochen. „Mein Verhältniß zu den Geſchäften", heißt es in dieſem Briefe, „iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neues Verhältniß zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl ſagen, ich habe in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit mich ſelbſt wiedergefunden. Aber als was? Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. . . . Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen." Die Huld des Herzogs gewährte dem Dichter ſeine Wünſche; ſchon ehe er in Weimar eintraf, war er vom Präſidium im Kammercollegium entbunden worden, aber er blieb berechtigt, die Seſſionen deſſelben, „wenn es ſeine Geſchäfte erlaubten", zu beſuchen, und ſollte dann ſeinen Sitz auf des Herzogs Stuhl einnehmen. Als beſonderer Geſchäftskreis blieb ihm die Baucommiſſion, ſowie ihm auch die Fürſorge für die höheren Lehranſtalten des Landes und von Weimarer Seite für die Geſammtuniverſität der thüringiſchen Staaten zu Jena anvertraut war. Später, im Jahre 1791, wurde ihm auch die oberſte Leitung des Theaters übertragen.

So war Göthe faſt ganz aus den Staatsgeſchäften zurück-

getreten; es war ihm nur das geblieben, was, mäßige Zeit und Mühewaltung in Anſpruch nehmend, ſeiner Natur und ſeiner idealen Geiſtesrichtung am meiſten zuſagte. Dagegen entfernte er ſich keineswegs vom Hofe, vielmehr verkehrte er gerade zu dieſer Zeit auf das lebhafteſte mit ihm; ſeine Reiſeberichte, ſeine reichen Kenntniſſe im Gebiete der Kunſt wurden in den Kreiſen deſſelben, in die er häufiger als je gezogen wurde, vortrefflich genutzt. Vor allem aber blieb ſein Verhältniß zu dem Herzog in der ſchönſten Harmonie beſtehen.

Indeſſen konnten ſich die Weimarer Freunde nicht verhehlen, daß ſie in ihrer Anſchauungsweiſe durch eine weite Kluft von dem ſehnlichſt Zurückerwarteten getrennt waren. Wie ſie mit dem neuen Geiſte, der ihnen aus der in ihrer Form veränderten Iphigenie entgegenkam, nicht ſogleich ſich hatten befreunden können, ſo ſahen ſie auch den Dichter ſelbſt, deſſen Rückkehr ſie mit Hoffnungen auf hohe Genüſſe erfüllte, durch ſeine neugewonnenen Lebensanſchauungen verändert und ſich ferne gerückt. Von Allen hätte Herder mit ſeinem reichen, umfaſſenden und ſtrebſamen Geiſte ſich wohl am eheſten in dem neuen, durch Kenntniß und Erfahrung unendlich erweiterten Geſichtskreiſe Göthe's zurecht finden können; aber er gerade ging bald nach der Rückkehr deſſelben als Begleiter der Herzogin Amalie ſelbſt nach Italien. Dieſe Kluft jedoch, welche ſich zwiſchen den Freunden und Göthe allmählich öffnete, wurde für dieſen ſelbſt am allerfühlbarſten. Er, der Theilnahme und Troſt beanſpruchen zu können meinte, ſah ſich nicht von ihnen verſtanden und fühlte ſich in dieſer Iſolirung höchſt unglücklich. „Aus Italien", ſchreibt er ſpäter, „dem formreichen, war ich in das Geſtaltloſe zurückgewieſen, heiteren Himmel mit einem düſtern zu vertauſchen. Die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen, ſchien ſie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verſtand meine Sprache." Unzweifelhaft iſt von dieſer verdüſterten Seelenſtimmung des

Dichters viel in das Charakterbild des Taſſo übergegangen, welches in jenen Jahren vollendet wurde.

Daß ſich auch zwiſchen Göthe und der Freundin, welcher er zehn Jahre lang das Innerſte ſeines Herzens zu enthüllen gewohnt war, eine Scheidewand gezogen hatte, geht aus den Briefen hervor, welche er kurz nach ſeiner Wiederkehr an ſie gerichtet hat. Schon die Berichte, welche während ſeines letzten Aufenthalts in Rom der Dichter an Frau von Stein gelangen ließ, hatten dieſe nicht befriedigt; aber es war damals wohl nicht ſo ſehr die Neigung zu der durch Angelika Kaufmann ihm bekannt gewordenen ſchönen Mailänderin, durch welche ſeine Briefe an die Freundin in der Heimath kälter erſchienen, als vielmehr das ernſte Streben, das ihn, den unter den edelſten und erhabenſten Kunſtſchätzen Wandelnden, erfüllte und ſeine ganze geiſtige Thätigkeit, ſein höchſtes Intereſſe, ſein geſammtes Wollen und Wünſchen in Anſpruch nahm. „Ein Hungriger, der lange gefaſtet hat", ſo ſchreibt Göthe's Mutter auf die deshalb geführte Klage der Freundin, welche ihr mitgetheilt worden war, „wird an einer gutbeſetzten Tafel weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können." Auch war es wohl nicht das Mißverhältniß der Jahre, welches den in der vollen Kraft des Mannesalters ſtehenden Dichter, nachdem er aus dem Lande der ſchönen Formen zurückgekehrt war, die um einige Jahre ältere Freundin nun weniger reizend und anziehend erſcheinen ließ; denn ihre gegenſeitige Liebe hatte ſich während der zehn Jahre ihres Umgangs auf die vollkommene Harmonie ihrer Geiſter gegründet. Wohl aber mochte die während der faſt zweijährigen Trennung gänzlich veränderte Weltanſchauung Göthe's, die männliche Selbſtändigkeit und Reife, die er während dieſes Zeitraums erlangt, die völlige Abgeſchloſſenheit in ſich ſelber der Grund ſein, daß er den Ton der weichen Hingebung, an welche die Freundin gewöhnt war, nicht mehr fand. Einen ſehr beredten Vertheidiger hat das damalige Verhalten Göthe's zur Frau von Stein an Adolph Stahr

in „Weimar und Jena“ gefunden. Jedoch ist es nicht zu läugnen, daß die Umwandlung, welche das Verhältniß Beider erfahren hatte, die Freundin schmerzlich empfinden mußte; ja sogar die aus gekränktem Selbstgefühle entsprungenen und durch getäuschte Hoffnungen veranlaßten Vorwürfe, welche der Dichter zu erdulden hatte, waren leicht verzeihlich und verdienten, wie es auch geschehen ist, seine zarte Schonung.

Weit mehr indessen, als durch dieses gegenseitige Nichtverstehen und Nichtwiederfinden wurde das Verhältniß zwischen der Freundin und Göthe durch ein anderes gestört, welches derselbe gerade zu damaliger Zeit einging. Es ist dies die oft getadelte, oft aber auch nicht richtig gewürdigte Verbindung des Dichters mit Christiane Vulpius, seiner nachmaligen Gattin, welche ihm zwar einen ruhigen und behaglichen Genuß des Lebens bereitete, ja ihm selbst zum Troste bei seiner Verstimmung gereichte, aber seine Geistesgemeinschaft mit der Frau von Stein auflösen mußte. Die Freundin konnte es nicht über sich gewinnen, die Zuneigung des Mannes, den sie in seinen schönsten Eigenschaften und Vorzügen allein zu besitzen gewohnt war, mit einer Andern theilen zu sollen, und wenn auch ihre auf uns gekommenen Aeußerungen über jenes Verhältniß des Dichters den Charakter einer leidenschaftlichen Gereiztheit nicht verläugnen und von dem milden und versöhnlichen Tone Göthe's, welcher den Frieden zu erhalten bemüht war und um Duldung seiner Liebe bat, nicht vortheilhaft abstechen, so ist doch von dieser Seite der Freundin Entfremdung von ihm wohl erklärlich.

Denn es ist wahr, nicht allein die Frau von Stein nahm damals Anstoß an dieser Verbindung Göthe's, um derentwillen sie ihn, welcher nur unter edlen Umgebungen hätte leben müssen, beklagt; auch das deutsche Volk hat dem Dichter, wie Schäfer sagt, diese Entzweiung mit Sitte und Gesetz noch nicht verziehen; es ist wahr, was derselbe Biograph hinzufügt, daß nichts der richtigen Würdigung von Göthe's sittlichem Charakter so

sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet hat, als diese Halb-Ehe.

Und doch ist die weitere Geschichte dieses Verhältnisses nicht etwa zu beweisen geeignet, daß Göthe, wie Frau von Stein sich einmal in Beziehung auf dasselbe scharf ausdrückt, zwei Naturen gehabt habe, sondern vielmehr seinen redlichen, menschlich schönen Charakter von einer neuen Seite zu offenbaren. Es war freilich ein Tribut, den er der sinnlichen Natur des Menschen zollte, daß er von der jugendlich blühenden Bittstellerin, welche ihm im Parke eine Schrift überreichte, angezogen wurde, daß er sie zu sich einlud, daß er sie endlich in sein Haus aufnahm. Wohl konnte sie ihm nicht die entsprechende geistige Unterhaltung gewähren, deren er früher immer bei dem weiblichen Geschlechte zu genießen gewohnt war. Allein er war auch mit einer entschiedenen Abneigung gegen den Umgangs- und Bildungston der höheren Stände aus Italien zurückgekommen, wo Leben und Kunst seinen Sinn zur Einfachheit der Natur und zur Naivetät des Volkscharakters hingeleitet hatte. Dazu ersetzte die Geliebte den Mangel an geistiger Durchbildung durch andere Eigenschaften, welche sie ihm immer werther machten. Ihre völlige Hingebung an ihn in einer Zeit, wo er sich von seinen Freunden getrennt sah, die Sorge, mit welcher sie seinem Hauswesen vorstand, ihre Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, ihre gänzliche Unterordnung bei einem stets heitern, naiven Wesen, ja selbst ihre kleinen Hülfeleistungen bei seinen botanischen und andern Studien schufen dem Dichter ein ruhiges Glück innerhalb der Wände seines Hauses, wie er es bisher noch nicht genossen hatte. Das Verhältniß, welches aus einer sinnlichen Neigung hervorgegangen war, entwickelte sich — und gerade darin bewährt sich Göthe's redlicher Charakter — zu einem sittlichen. Wohl mochte ihn die Abneigung gegen kirchliche Formen, zu denen er, wie überhaupt zu dem Christenthum, gerade damals nach seiner Rückkehr aus Italien kein Verhältniß hatte, oder das Bedenken, die Geliebte als Gattin in die geselligen Kreise einführen zu müssen, anfänglich

davon abhalten, seiner Verbindung mit ihr die kirchliche Weihe geben zu lassen, später aber die Scheu vor dem Aufsehen, das eine Trauung machen würde, ihn daran hindern, das einmal Versäumte nachzuholen. Aber er betrachtete Christiane Vulpius als seine Gattin und forderte gegen sie auch alle Achtung, die man ihr schon als Mutter seines Sohnes schuldig war, lange bevor er, nach der Schlacht bei Jena durch sie aus den mörderischen Händen der plündernden Franzosen befreit, sich mit ihr trauen ließ. Die gehässigen Anekdoten, welche Kleinstädterei, Gereiztheit und Mißgunst über das Wesen dieses Verhältnisses in Weimar erfanden, und welche von da in die Nation übergingen und in derselben noch umgehen, zeigen sich als unwahr, mindestens als übertrieben, wenn man Göthe's Aeußerungen an seine Freunde dagegenhält, in denen er „die Kleine" rühmt, die sein Hauswesen so wohl besorge und ihm das Leben angenehm mache, und wenn man die Aeußerungen vergleicht, welche des Dichters Freunde in Briefen hinsichtlich dieser Verbindung an ihn gerichtet haben. Der streng sittliche Knebel schreibt nach dem von Göthe tiefbetrauerten Tode seiner Gattin an diesen: „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns Allen bevorsteht, losreißt und theilt? Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen."

Und zumal sie, auf die sich die ganze Ungunst geworfen hatte, die man dem großen Dichter wegen seiner Verbindung mit ihr nicht zuwenden mochte, wie ist sie oft so ungerecht, mit Geringschätzung und Mißachtung beurtheilt worden. Aber so wie sie bescheiden auf den Glanz verzichtete, der stets von dem ausgezeichneten Manne auf die Gattin übergeht, so fand sie auch für

etwaige Nichtbeachtung und Zurücksetzung reichen Ersatz in der Zuneigung ihres Gatten zu ihr, in ihrer eignen immer regen und zarten Sorglichkeit um ihn und in der Liebe, welche ihr auch seine Mutter zugewendet hatte. Nichts bezeichnet auf rührendere Weise ihre treue Hingebung an Göthe, ihre bescheidne Liebe zu ihm, als jener Moment, wo ihr Mund, als schon der Tod ihre Zunge gelähmt hatte und an ihr Herz herangetreten war, noch dem Gatten zuzulächeln versuchte und nach einem freundlichen Blicke auf ihn ihr Auge brach. Sie war eine bescheidene Blume in des Dichters Leben; der Glanz seiner höheren Poesien hat ihr Bild nicht verherrlicht und unsterblich gemacht; vergebens suchen wir in seinen Werken die Idealisirung ihrer Gattenliebe zu ihm. Nur wenige Gedichte finden sich außer den Römischen Elegien und einigen andern Produkten aus der ersten Zeit ihrer Verbindung, welche wie die „Metamorphose der Pflanzen" an sie gerichtet sind, oder wie das einfach schöne Lied „Gefunden" die Liebe zu ihr symbolisiren. Aber auch die einfachen Verse werden unvergessen bleiben, in welche Göthe am 6. Juni 1816, an ihrem Sterbetage, den ganzen Schmerz über die Schwere seines Verlustes niedergelegt hat:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

„Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse", sagt Göthe in seinen Annalen Jahrgang 1790, „gaben mir den Muth, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren." Mit diesen Worten deutet er die Beziehung an, in welcher diese Poesien zu Christiane Vulpius stehen. Sie sind der Ausdruck seines von Amors Schleier verhüllten Liebesglückes, welches er nach seiner Rückkehr aus Italien genoß. Aber er hat diesem Genießen der flüchtig verrinnenden Gegenwart einen bedeutsamen Hintergrund gegeben, indem er mit dichterischer Freiheit die Scene in das vor Kurzem verlassene Rom zurückverlegte. Hiermit hat er gleich-

zeitig den Dichtungen auch den Charakter der unverhüllten Antike, den er während seines Aufenthalts in Rom studirt und in sich aufgenommen hatte, eingehaucht. Nirgends hat er dem Geiste antiker Natürlichkeit mehr gehuldigt, als hier, wo nach Rosenkranz Worten in seinen Armen, wie einst dem Pygmalion, die göttliche Schönheit zu blühendem Leben erwarmte. Obwohl aber der Dichter diese unverhüllte Natürlichkeit, welche in modernen Formen nach seinem eignen Ausdruck sich verrucht ausnehmen würde, in den höchsten Zauber der altclassischen Poesie gekleidet hat, so haben die Elegien doch den mannichfachsten Angriffen nicht entgehen können. Wie man an dem Verhältniß, aus welchem sie hervorgegangen, Anstoß nahm, so hat man auch diese Natürlichkeit unseren Begriffen von Schicklichkeit und Sittlichkeit widersprechend gefunden. Und doch ist am Ende auch hier kein Zweifel, daß das gesunde sittliche Gefühl weniger verletzt wird durch diese unverhüllte Natur, die, wenn auch voll des frischesten Lebens, doch in ihrer Offenheit etwas von dem kühlen Eindruck des antiken Marmors hat, als durch die halbverschleierte, mit brennenden Farben geschilderte Ueppigkeit, durch welche so häufig in unsern modernen Romanen die Sinnlichkeit der Leser aufgeregt wird.

Noch einmal überstieg Göthe die Alpen, als er im Jahre 1790 der Herzogin Amalie, welche bis dahin den größten Theil Italiens besucht hatte, um so lieber nach Venedig entgegenreiste, da er mit dieser Fürstin auch zwei seiner Freunde aus Rom, Meyer und Bury, dort begrüßen zu können die Hoffnung hatte. Während seines durch die verzögerte Ankunft der Herzogin veranlaßten mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Inselstadt dichtete er die meisten der „venetianischen Epigramme", unter denen einzelne sich zu längeren Productionen elegischen Inhalts erweitern. Zu diesen letzteren gehören die meisten erotischen Gedichte, welche dem Ton der Römischen Elegien nahe kommen; andere sind Ergüsse eines ruhigen, befriedigten Gemüthes, so

vor allem das vortreffliche Gedicht, durch welches Göthe seinem fürstlichen Freunde ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein ꝛc.

Auch treffliche Sätze der Lebensweisheit kleidet der Dichter in die knappe Form des Epigramms; den meisten derselben jedoch gab die Verstimmung, von der er sich noch nicht befreit hatte, einen schärferen Stachel, welcher sie von den Epigrammen aus dem Jahre 1782, jenen Erstlingen dieser Gattung, welche aus seiner damaligen Annäherung an das classische Alterthum hervorgegangen waren, wesentlich unterscheidet. Der Dichter sieht Italien nicht mehr mit denselben Augen an, wie früher, manche Schattenseiten des italiänischen Lebens, welche er entdeckt, werden von ihm gerügt; aber er wendet auch die Schärfe des Epigramms gegen sein Vaterland und gegen seine Landsleute und selbst gegen die deutsche Sprache, welcher er doch, sowie sie freilich auch ihm, so Vieles zu verdanken hat. Auch religiöse, sociale, politische Verhältnisse bleiben von seinen Angriffen nicht verschont, Fürsten und Völker werden gegeißelt, besonders aber sind es die französischen Zustände und die aus diesen hervorgehenden Freiheitsbestrebungen, die Rodomontaden der Freiheitshelden, gegen die sich seine scharfe Waffe kehrt.

Denn die französische Revolution und die durch sie auch in Deutschland entstandene Aufregung konnten, zumal als sich in Frankreich die wilden und verworrenen Zustände zu häufen begannen, nur dazu beitragen, die unbehagliche Stimmung, welche den Dichter erfaßt hatte, noch zu vermehren. Er, dem gemäß seiner ruhigen und klaren Dichternatur nur geordnete politische und sociale Zustände zusagen konnten, und der, nach seinem Aufenthalt in Italien eines ruhigen Lebensgenusses doppelt bedürftig, in den Weimarer Kreisen sich ohnehin nicht innerlich befriedigt sah, konnte sich mit der welterschütteruden Bewegung keineswegs befreunden.

Noch ſpät äußert ſich Göthe über ſeine damalige Stimmung und Anſicht in den Geſprächen mit Eckermann: „Es iſt wahr, ich konnte kein Freund der franzöſiſchen Revolution ſein; denn ihre Gräuel ſtanden mir zu nahe und empörten mich täglich und ſtündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu erſehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei ſein, daß man in Deutſchland künſtlicherweiſe ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren.“ Aber er fügt auch hinzu: „Eben ſo wenig war ich ein Freund herriſcher Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes iſt, ſondern der Regierung. Revolutionen ſind ganz unmöglich, ſobald die Regierungen fortwährend wach ſind, ſo daß ſie ihnen durch zeitgemäße Verbeſſerungen entgegenkommen und ſich nicht ſo lange ſträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird.“

Aber Göthe ſollte damals nicht nur in ſeinem Geiſte die beunruhigenden Wirkungen einer großen Welterſchütterung erfahren, ſondern er wurde auch ſelbſt aus ſeiner Einſamkeit, in welcher er den Muſen lebte, in die vom Waffengeräuſch ertönende Welt hineingeriſſen. So ging er noch im Sommer 1790 nach Schleſien, wohin ihn der Herzog berufen hatte, und wo er einmal, wie er an Knebel ſchreibt, ſtatt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde beſäet finden. Doch nutzte er, vom Waffenlärme nicht geſtört, den Blick nur auf die Wiſſenſchaften gewendet, die Reiſe zu ſeinen botaniſchen und mineralogiſchen Studien. Er beſuchte das Rieſengebirge, machte ſelbſt einen Abſtecher nach Galizien, wo er die Salzbergwerke von Wieliczka befuhr, und kehrte im October wieder nach Weimar zurück.

Das Jahr 1791 bezeichnet Göthe in ſeinen Annalen als ein ruhiges, innerhalb des Hauſes und der Stadt zugebrachtes Jahr. Eifrige Studien zur Farbenlehre füllten daſſelbe aus; dazu wandte er ſein Intereſſe der deutſchen Philoſophie, vorzüglich dem Kant'ſchen Syſtem zu, während er zu derſelben Zeit aufgehört hatte, ein Dichter zu ſein. Auch in der Leitung des Hof-

theaters, welches in dieſem Jahre eine bedeutende Aenderung in ſeinem Perſonale erfuhr, fand er eine angemeſſene Beſchäftigung.

Um ſo unruhiger wurde für Göthe das Jahr 1792, welches ihn mitten in Kriegsoperationen, zu Belagerungen und Schlachten führte, und ihn alle Beſchwerlichkeiten eines Feldzugs durchkoſten ließ. Der Wunſch Karl Auguſt's, welcher als Chef eines Regiments an dem Feldzug der preußiſchen Armee unter dem Herzoge von Braunſchweig Theil nahm, ſowie des Dichters eignes Verlangen, die Welt auch einmal von dieſer Seite zu ſehen, veranlaßten denſelben, ſich der Expedition anzuſchließen. Schon war die Armee an den Grenzen Frankreichs angelangt, als ihr Göthe in ſeiner Halbchaiſe von Frankfurt aus nachfolgte. Hier bei ſeiner Mutter — der Vater war ſchon vor zehn Jahren, den 22. Mai 1782, geſtorben — und im Kreiſe ſeiner Freunde, ſowie in Mainz bei Sömmering, Forſter und Huber hatte er denn auch wohl die erquicklichſten Tage während dieſer Reiſe genoſſen. Denn als er bei Longwy zu der Armee geſtoßen war, ſtellten ſich gar bald alle Unbequemlichkeiten und Mühſeligkeiten ein, welche vornehmlich dieſen Feldzug traurigen Andenkens charakteriſiren, ſo daß der Dichter ſchon am 27. September an Knebel ſchrieb: „In dieſen vier Wochen habe ich Manches erfahren, und dieſes Muſterſtück von Feldzug gibt mir auf viele Zeit zu denken. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich das Alles mit Augen geſehen habe, und daß ich, wenn von dieſer wichtigen Epoche die Rede iſt, ſagen kann, et quorum pars minima fui.“ Er klagt in demſelben Briefe, der unweit Menehould geſchrieben iſt, über die abſcheuliche Gegend, über das entſetzliche Wetter, über den Mangel an Brot, und berichtet, daß man nun anfange, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtet habe, und wie es bei ſolchen Uebergängen zu gehen pflege, für mehr zu halten, als recht ſei. Indeſſen blieb ſeine Aufmerkſamkeit trotz mancherlei Unbequemlichkeiten auf alle Vorgänge und Ereigniſſe gerichtet, und ſeiner klaren Auffaſſung der Verhältniſſe verdanken wir die ſpäter herausgegebene objective Schilderung der

„Campagne in Frankreich", in welcher er zwar den Herzog von Braunſchweig in ſeinem Urtheil ſchont, aber demungeachtet nicht vollkommen der Erwartung nachkommt, welche derſelbe, als ſich Beide an dem Ufer der Maas trafen, gegen ihn ausgeſprochen: daß er nämlich als einſichtiger, glaubwürdiger Mann bezeugen könne, das Heer ſei nicht vom Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden.

In der mißlichen Lage, in den mannichfachen Mühſalen und Gefahren, welche die Armee zu beſtehen hatte, fand indeſſen der Dichter auch vielfältige Gelegenheit, ſeinen edlen, menſchenfreundlichen Charakter zu offenbaren und ſeine Theilnahme am Unglück in Hülfeleiſtungen aller Art zu bethätigen. Seine Ausdauer und Entſagung, ſein Gleichmuth wurde auf manche Probe geſtellt; durch die Elaſticität ſeines Geiſtes, durch die Ungebeugtheit ſeines Willens richtete er mehr als Einmal ſeine Umgebung auf; ſeine Kaltblütigkeit in Gefahren, welche ſich ſchon auf ſeiner Rückfahrt von Sicilien bewährt hatte, beſtätigte ſich auch hier wieder auf die entſchiedenſte Weiſe. Wie ihn in dem Hohlwege bei Verdun der Kanonendonner und die über den Häuptern wegfliegenden, gegen die Stadt gerichteten Kugeln nicht aus dem Gange ſeiner Gedanken brachten, als er dem Fürſten von Reuß die Grundſätze ſeiner ihn auf dem ganzen Feldzuge lebhaft beſchäftigenden Farbenlehre exponirte, ſo trieb ihn ſogar ſeine Wißbegierde in den Bereich der feindlichen Kugeln, als er bei Valmy den gewagten Verſuch machte, zu erfahren, was denn eigentlich das Kanonenfieber ſei. Mochten aber auch ſeine wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen mitten im Kriegsgetümmel noch Raum finden, für die Dichtung war bei dieſen Beſchwerden und Entbehrungen, in dem beſtändigen Regen und auf den bodenloſen Wegen kein Anlaß und keine Stimmung. Erſt nachdem er Luxemburg und Trier im Rücken hatte, mögen, nach Riemers Anſicht auf ſeiner Nachenfahrt durch die ſchönen Moſelgegenden, die Verſe entſtanden ſein, welche das nach den erlittenen Beſchwerden doppelt erſehnte häusliche Glück preiſen:

Weit und ſchön iſt die Welt; doch, o wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beſchränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hauſe! Was hat ein Gärtner zu reiſen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſtellt.

Von der Heimath wurde jedoch der Dichter noch auf einige Tage in Pempelfort zurückgehalten, wo er ſeinen alten Freund Jacobi beſuchte. Fand man ihn dort auch herber und ſchärfer in ſeinem Urtheil wie früher, und wollte ſich überhaupt nicht mehr das innige Jugendverhältniß geſtalten, ſo waren doch Göthe's Erzählungen aus Italien, die er mit der klarſten Objectivität und mit der größten Lebendigkeit vortrug, das Zauberſtäbchen, womit er auch hier alle böſen Geiſter vertreiben konnte. Von Düſſeldorf kehrte der Dichter über Münſter, wo er in dem Kreiſe, den die Fürſtin Gallitzin um ſich gebildet hatte, freundlich aufgenommen wurde und genußreiche Stunden verlebte, nach Weimar in ſeine neu eingerichtete Wohnung zurück, in der er auch einen neuen Hausgenoſſen in ſeinem Freunde Meyer fand.

Minder beſchwerlich als dieſer Feldzug, meiſt ſogar intereſſant und erheiternd war für Göthe die Belagerung von Mainz, welcher er im folgenden Jahre, ebenfalls als Begleiter des Herzogs Karl Auguſt, im Lager bei Marienborn beiwohnte. Es waren ſchöne Sommermonate, in der herrlichen Rheingegend zugebracht, und der Genuß derſelben wurde noch erhöht durch die von keinem Unfalle geſtörte Romantik des Lagerlebens. Göthe rühmt in ſeinen Briefen an Jacobi das günſtige Wetter und ganz beſonders die himmliſchen Nächte, „ich ſehe", ſchreibt er, „die Sonne öfter als im ganzen Leben aufgehen." Dabei hatte er Freiheit für ſich zu den mannichfachſten Excurſionen in die ſchöne Umgegend, während die Kanonen der Belagerer der eingeſchloſſenen Stadt immer mehr zuſetzten. Daher beſchäftigten ihn auch während dieſer Tage nicht nur ſeine optiſchen Studien, ſondern er gewann auch Zeit und Luſt zu poetiſchen Produktionen; Reineke Fuchs wurde damals überarbeitet. Doch ſehnte er ſich nach Uebergabe der Stadt wieder ſehr nach Weimar zurück, „denn", ſchreibt er von Frankfurt aus, wo er noch kurze Zeit verweilte, an Ja-

cobi, „mein herumſchweifendes Leben treibt mich nach Hauſe, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb' und Freundſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft nichts herein kann."

An den optiſchen Studien vornehmlich hielt ſich Göthe während jener Zeit, nachdem er zwei Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebt hatte, nach ſeinem Ausdrucke wie an einem Balken feſt. Aber ſo ſehr er auch „den Spuck des gräßlichen Geſpenſtes, das man den Genius der Zeit nenne," und das ihm einige ſeiner Freunde wie wahnſinnig erſcheinen ließ, mied und verabſcheute, ſo mußte dennoch ſeine dichteriſche Natur den gewaltigen Zeitereigniſſen ihren Tribut zollen. Freilich geſchah dies eine Zeitlang nur auf negative Weiſe, er ſchilderte in jenen Jahren nur die Kehrſeite der Revolution, während die rein objective Auffaſſung derſelben erſt in Hermann und Dorothea, vornehmlich in jener trefflichen, farbentreuen Schilderung des „Zeitalters" hervortritt. Will man daher lediglich aus jenen frühern Werken des Dichters ſein Urtheil über die Ereigniſſe und ſeine Auffaſſung der Revolution begründen, ſo greift man fehl. Und doch hat von jeher nichts ſo oft als Beleg zu Göthe's politiſchen Geſinnungen und Anſichten gelten müſſen, als die Reihe von Stücken, welche zu Anfang der Revolutionszeit entſtanden ſind. Man urtheilt dann gewöhnlich, Göthe habe die Revolution in ihrer wahren, weltgeſchichtlichen Bedeutung nicht verſtanden und gewürdigt, und bringt mit dieſer Behauptung auch Angriffe auf ſeine ariſtokratiſche Geſinnung in Verbindung. Wir wiſſen, warum er damals nicht ein Freund der Revolution hatte ſein können. Auch hatte er, welcher Jahre lang im Stillen in Weimar für des Landes Wohlfahrt gewirkt hatte, wohl ein ſehr nahes Intereſſe daran, daß nicht der Sturm der Zeit die Pflanzungen, die er mit ſeinem Fürſten geſchaffen, zerſtöre. Es iſt alſo ſehr begreiflich, daß ſich ſeine ganze Natur gegen die großen Zeitereigniſſe ſtemmte und ſich erſt allmählich mit ihnen ausgleichen konnte. Dieſe erſt allmählich erfolgende Ausſöhnung aber zeugt am Ende noch von

einem feineren hiſtoriſchen Sinn, als wenn er, wie Klopſtock, die Revolution mit Enthuſiasmus begrüßt, aber nachträglich ſich wieder von ihr abgewendet hätte.

Schon im Jahre 1785 hatte Göthe die berüchtigte Halsbandgeſchichte lebhaft beſchäftigt; er ſprach ſich damals über dieſelbe dahin aus, daß das Ereigniß Frankreich den Thron koſten könne. In Palermo hatte er der Familie des Caglioſtro große Theilnahme geſchenkt, er hatte die Mutter dieſes merkwürdigen Mannes mehrmals beſucht, und vielleicht ſchon in Rom hatte er die Abſicht, jene verwegene Myſtification, in welcher Caglioſtro eine Hauptrolle ſpielte, in einer Oper zu behandeln. Doch gab er dieſen Plan, von dem uns nur noch die zwei cophthiſchen Lieder übrig ſind, wieder auf und brachte in ſeinem Groß-Cophtha das Ereigniß in die Form eines Luſtſpiels. Aber er vergriff ſich hier wieder in ſo weit in dem Stoffe, als er, wie früher in den Mitſchuldigen, nicht wahrhaft komiſche, ſondern unmoraliſche Handlungen in der Dichtung zur Darſtellung brachte. Und ſo klar auch die Expoſition, ſo lebendig die Handlung, ſo fein die Motivirung, ſo trefflich die Charakterzeichnung in derſelben iſt, ſo konnten doch dieſe Vorzüge, in denen ſich Göthe's Genialität vollkommen bewährt, für jenen Mangel nicht entſchädigen. Deshalb fand die Dichtung auch bei der Aufführung keinen Anklang. Göthe ſelbſt ſchildert den Eindruck, welchen dieſe gemacht, höchſt unbefangen und offen: „Ein furchtbarer und zugleich abgeſchmackter Stoff, kühn und ſchonungslos behandelt, ſchreckte Jedermann; kein Herz klang an; die faſt gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden, und weil geheime Verbindungen ſich ungünſtig behandelt glaubten, ſo fühlte ſich ein großer reſpectabler Theil des Publikums entfremdet, ſowie das weibliche Zartgefühl ſich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entſetzte.“ Der Dichter ſelbſt aber mochte ſich mit der Ueberzeugung tröſten, die er damals gegen einen ſeiner Freunde ausgeſprochen: „Wir können nichts machen, als was wir machen, und der Beifall iſt eine Gabe des Himmels“.

Ueber Anlaß und Entſtehung der übrigen hierher gehörigen Dichtungen ſpricht ſich Göthe ſelbſt in ſeinen Annalen aus. „Einem thätigen productiven Geiſte, einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten und einheimiſche Literatur befördernden Manne wird man es zu gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckte, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſpräche, was denn Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich nach Deutſchland erſtrecken, und verrückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen. In dieſem Sinne war der „Bürgergeneral" geſchrieben, die „Aufgeregten" entworfen, ſodann die „Unterhaltungen der Ausgewanderten." Der Bürgergeneral, in welchem der Schauſpieler Beck die Rolle des Schnaps vortrefflich ſpielte, hatte ſich durch ſeinen lebhaften und friſchen Dialog bei ſeiner Aufführung in Weimar der größten Theilnahme zu erfreuen. Auch die Bearbeitung des „Reineke Fuchs" fällt in dieſe Zeit. Indem ſich Göthe, wie er ſagt, an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hingeben mußte, begegnete ihm gerade Reineke Fuchs als wünſchenswertheſter Gegenſtand für eine zwiſchen Ueberſetzung und Umarbeitung ſchwebende Behandlung. Die Thätigkeit, welche er dieſer „unheiligen Weltbibel" zuwendete, war ganz geeignet, ihn von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und gereichte ihm zu Hauſe und anderwärts zu Troſt und Freude. Schon im Mai 1793 berichtet er an Jacobi, daß Reineke fertig und in zwölf Geſänge abgetheilt ſei; aber er nahm denſelben, wie wir wiſſen, auch zur Belagerung nach Mainz mit und brachte ihn dort dem Abſchluſſe nahe. Die Aeußerung des Dichters, daß er Reineke zugleich als Uebung im Hexameter vorgenommen, hat mehrfach dazu beigetragen, den Werth der Arbeit zu unterſchätzen, ſowie man auch daran Anſtoß genommen hat, daß Göthe den Inhalt der alten Thierfabel oftmals unſern Zeitverhältniſſen angepaßt und manche Reflexionen, die aus der Betrachtung derſelben hervorgegangen, geradezu eingeſchoben habe. Doch darf man den

Zweck, den der Dichter mit der Bearbeitung der alten Fabel verband, ſich nämlich in der claſſiſchen Kunſtform zu üben, nicht zu gering anſchlagen, zumal dieſelbe in eine Zeit fällt, wo die proſodiſchen Geſetze der deutſchen Sprache noch im Entſtehen begriffen waren. Und ſollte es nicht auch dem modernen Dichter zuſtehen, die Fabel ſeiner Dichtung ſeiner eignen Zeit gerecht zu machen, wie es in der epiſchen Volkspoeſie immer geſchehen iſt? Wird man es Kaulbach verargen, daß er in ſeinen genialen Illuſtrationen zum Reineke auch wieder ſeine Zeit in treffenden Zügen ſich hat abſpiegeln laſſen? Jedenfalls aber bleibt Göthe das unbeſtrittene Verdienſt, daß er durch ſeine Bearbeitung des alten Thierepos den Sinn für das treffliche Werk des Mittelalters wieder geweckt, und, wie anderwärts auf Hans Sachs, ſo hier auf eine noch ältere Epoche der deutſchen Poeſie den Blick der Nation hingelenkt hat.

Indeſſen gab in dieſen Jahren äußern Wechſels, innerer Beunruhigung, politiſcher Parteiung, in dieſer Epoche der Erkältung gegen manche frühere Verhältniſſe Göthe auch ſelbſt die Dichtung, welche ihm ſchon ſo oft ein lindernder Balſam geweſen war gegen Wunden, die ihm eine rauhe Wirklichkeit geſchlagen hatte, nicht dauernde Befriedigung. Deshalb war es die glücklichſte Schickung für ſeine fernere Lebensentwickelung, daß ſich gerade jetzt ein Verhältniß zu geſtalten begann, welches ihm den reichſten Erſatz bot für vieles bisher Erfahrene und Erduldete, welches ihm ein volles Decennium mannichfache Aufmunterung und Anregung gab und die edelſten geiſtigen Genüſſe bereitete. Es war gerade an ſeinem Geburtstage im Jahre 1794, als er an ſeinen jungen Freund Friedrich von Stein ſchrieb: „Eine angenehme Ausſicht bietet ſich mir dar, daß ich mit Schiller in ein angenehmes Verhältniß komme und hoffen kann, in manchen Fächern gemeinſchaftlich mit ihm zu arbeiten zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unſelige körperloſe Parteigeiſt alle freundſchaftlichen Verhältniſſe aufzulöſen und alle wiſſenſchaftlichen Verbindungen zu zerſtören droht.“

18.

Göthe und Schiller.

Es iſt ein ſchöner Gedanke, welcher unter Karl Auguſt's Enkel, dem Großherzoge Karl von Weimar in unſeren Tagen ſeiner Verwirklichung entgegenſieht, den beiden Koryphäen unſerer Nationalliteratur in der Stadt Weimar, welche Zeugin ihrer engen Verbindung geweſen und Hüterin ihrer Aſche geworden iſt, eine Doppelſtatue zu errichten, und durch ein edles Kunſtgebilde jenen ewig denkwürdigen Freundesbund zu verherrlichen, welcher den Deutſchen mit inniger Pietät gegen die großen Meiſter vaterländiſcher Dichtkunſt und im Hinblick auf die herrlichen Früchte, welche durch dieſe Freundſchaft der Nationalliteratur zu gute gekommen ſind, mit dem gerechteſten Stolze erfüllen muß. Es wird ja dies Kunſtwerk das ſichtbare Monument des Bundes ſein, in welchem nach W. v. Humboldt's Worten unſere Dichter ein bis dahin nie dageweſenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht haben. Und wie es als ſolches jeden ſinnigen Wanderer, welcher zu der Stätte wallfahrt, die durch die Erinnerung an unſere großen Dichter und an die edlen Pfleger der Poeſie für alle Zeit geweiht iſt, auf das lebendigſte empfinden laſſen wird, welchen reichen Genuß, welche innige

Befriedigung eine wahre, auf den Grundpfeilern der Sittlichkeit ruhende Freundschaft trefflichen Männern gewähre, und was all' für Hohes und Herrliches durch dieselbe erreicht werden könne, so wird es uns auch recht eindringlich ermahnen, daß auch wir endlich unsere Einseitigkeit aufgeben, welche uns noch immer in nutzlosem Streite über den Werth der beiden Dichter und über die Vorzüge des einen vor dem andern trennt.

Eine Männerfreundschaft in der schönsten Bedeutung des Wortes war der Bund, welcher Göthe und Schiller mit einander verknüpfte, eine Freundschaft, zu einer Zeit geschlossen, wo sich die menschliche Natur schon spröde abzusondern und in sich zurückzuziehen pflegt, eine Freundschaft, nicht ohne Vorsicht eingegangen, aber, einmal befestigt, auch unverbrüchlich und ausdauernd bis an's Ende. Nicht in jugendlichem Enthusiasmus flogen sich hier die warmen Dichterherzen zu, um nach stürmischem Austausch zu erkalten und sich schnell befriedigt wieder zu trennen: dem Decennium ihres innigen Bundes gingen Jahre gegenseitigen Meidens, Momente förmlichen Abstoßens voraus, so daß es lange den Anschein haben konnte, als ob die großen Dichter als entgegenstehende mächtige Geistespole für immer geschieden bleiben würden.

Wir wissen, daß Göthe auf seiner Reise in die Schweiz als Begleiter Karl August's im Jahre 1779 Schiller zum erstenmale in der Karlsschule begegnete. Wenn es diesem damals ein hoher Genuß war, den Mann zu sehen, der ihm in seinen Dichtwerken so herrlich vorangeleuchtet hatte, so konnte Göthe nicht ahnen, daß unter den Zöglingen der Schule sich der Jüngling befinde, welcher bald darauf durch seine ersten Schauspiele eine ungeheuere Wirkung auf die Nation, ähnlich wie er selbst durch seinen Götz und Werther, hervorrufen, und dem er in späteren Jahren als ebenbürtigem Dichter, als dem edelsten Menschen zum reinsten Freundesbund die Hand reichen sollte.

Während Göthe's Abwesenheit in Italien, im Jahre 1787 hatte Schiller einen zeitweisen Aufenthalt in Weimar genommen.

Damals war es, wo er in des Dichters Gartenwohnung, welche Knebel eine Zeitlang bezogen hatte, mit dieſem und andern Freunden des Abweſenden Geburtsfeſt feierte. „Ich habe", ſchreibt er an Körner, „Göthe's Geburtstag mit begehen helfen. Seine Geſundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter ſeinen Hausgenoſſen habe, aber das Schickſal fügt die Dinge gar wunderbar." Doch gibt ſich keineswegs aus ſeinen Aeußerungen damaliger Zeit eine warme Verehrung für Göthe kund; wie er ihn als Dichter in ſeiner Recenſion des Egmont angriff, ſo iſt auch der Ton der Berichte über ſeine perſönlichen Verhältniſſe, wenn auch anerkennend, doch kühl und gemeſſen; ja, er mochte ſich ſogar in ſeinem Urtheil durch engherzige Weimaraner beirren laſſen, und mit dieſen es Göthe verargen, daß derſelbe als Angeſtellter ſeinen Gehalt auf Reiſen verzehre. „Während er in Italien malt", ſchreibt er an Körner, „müſſen die Voigt's und Schmidt's für ihn wie Laſtthiere ſchwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Beſoldung von achtzehnhundert Thalern, und ſie müſſen für die Hälfte des Geldes doppelte Laſten tragen." „Wie tief", ſagt Stahr in Beziehung auf dieſe ſchneidende Aeußerung Schiller's, „muß der Krebs des Neides und der Kleinlichkeit ſich eingefreſſen haben in das innerſte Mark eines Volkes, das ſo ſtolz auf ſeinen Idealismus zu pochen gewohnt iſt, wenn ſein Gift zeitweilig ſelbſt den Edelſten der Edeln anſtecken konnte!"

Auch das erſte perſönliche Begegnen der beiden Dichter führte keine Annäherung herbei. Bald nachdem Göthe von ſeiner Reiſe aus Italien zurückgekehrt war, lernte er Schiller, der, im dreißigſten Jahre ſtehend, ſchon von der Achtung der Nation hoch emporgehoben worden war, zu Rudolſtadt in der Lengefeld'ſchen Familie, welcher er mit Herder und der Frau von Stein einen Beſuch abſtattete, kennen. Die tiefe Kluft, durch welche er ſich ſchon vorher in ſeinem Wollen und Wirken von ihm getrennt ſah, mochte ihn wohl kühl und gemeſſen gegen ihn machen. Er war aus Italien mit ſeinen neuen Kunſt- und Lebensanſchauungen

zurückgekehrt, und hatte in Deutschland Dichtwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung gefunden, welche ihn, wie er sich ausdrückt, äußerst anwiderten. Zu diesen Dichtungen gehörte vor allem Schiller's Erstlingsschauspiel „Die Räuber." Er sah, wie in ihm ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißendem Strom über das Vaterland ausgegossen hatte. Was er als überwundenen Standpunkt weit hinter sich gelassen hatte, das sah er nun von gebildeten Hofdamen ebenso wie von wilden Studenten angepriesen, mit Enthusiasmus gefeiert. Auch Schiller, im Bewußtsein seiner errungenen Lorbeeren, verhielt sich bei jenem ersten Zusammentreffen kalt und zurückhaltend gegen den großen Dichter, so daß ungeachtet der Bemühungen der Freundinnen keine herzliche Annäherung zwischen Beiden zu Stande kommen konnte. Zwar war in Schiller seine „in der That große Idee" von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber er zweifelte doch, ob sie je einander nahe rücken würden. „Vieles", schreibt er an Körner, „was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Auch als Schiller im Herbste 1788 wieder nach Weimar überzog, kam selbst durch das Zusammenleben in Einer Stadt kein Verhältniß zwischen beiden Dichtern zu Stande; im Gegentheile schien eine solche Nähe ihre Geister noch mehr von einander zu trennen. Göthe vermied sogar Schiller zu sehen und lehnte alle Versuche der Freunde ab, welche eine nähere Verbindung zwischen ihnen einzuleiten beabsichtigten. Auch Schiller fühlte sich Göthe gegenüber in einer Art Opposition. „Dieser Mensch", so drückt er sich, bitter geworden durch seine bedrängte Lage, gegen seinen

Freund Körner aus, „dieſer Göthe iſt mir einmal im Wege und erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat.“ Es war die Zeit der größten Entfremdung, in der ſich die Dichter förmlich mieden und abſtießen. Aber dies hinderte Göthe nicht in ſeinen Bemühungen, Schiller für die thüringiſchen Staaten zu gewinnen und eifrig dahin zu wirken, daß demſelben an der Univerſität Jena eine außerordentliche Profeſſur der Geſchichte übertragen würde. Dieſer trat auch im Frühling des Jahres 1789 ſein academiſches Lehramt, zu welchem ihm Göthe Muth eingeſprochen hatte, an, und ſah ſich bald durch den außerordentlichſten Beifall, den ihm die Studirenden zollten, belohnt.

Was in der nächſten Nähe nicht zu Stande kommen wollte, das ſollte ſich bei einer, wenn auch nicht bedeutenden Entfernung, in einiger Zeit realiſiren. Zwar bewirkte der Beſuch Göthe's bei Schiller, als er von Dresden, wo er auch deſſen Freund Körner hatte kennen gelernt, über Jena zurückkehrte, gleichfalls keine Annäherung. Der Gegenſtand der Unterhaltung, die Kant'ſche Philoſophie, war nicht geeignet, Berührungspunkte für die ſo verſchieden organiſirten Geiſter zu bieten. Schiller fand es intereſſant, wie Göthe Alles in ſeine eigne Art und Manier kleide und überraſchend zurückgebe, was er leſe; aber er mochte, wie er ſchreibt, doch nicht gern über Dinge, die ihn ſehr nahe intereſſirten, mit ihm ſtreiten. Daß jedoch Göthe's Geiſt nach allen Directionen wirkte und forſchte und ſich ein Ganzes zu erbauen ſtrebte, das machte ihn demſelben zum großen Mann.

Als Schiller im Jahre 1794 die Vorbereitungen zur Herausgabe der „Horen“ traf, einer Monatsſchrift, die ſich über alles das, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, verbreiten und ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen ſollte, wandte er ſich auch an Göthe mit dem Wunſche, die Zeitſchrift mit ſeinen Beiträgen, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme ſein könne, zu beehren. Göthe erwiederte freundlich und zeigte ſich zur Einſendung von Arbeiten bereit; er hoffte, daß

eine nähere Verbindung mit ſo wackeren Männern, als die Unternehmer ſeien, Manches, das bei ihm in's Stocken gerathen ſei, wieder in lebhaften Gang bringen würde.

Es war im Juli deſſelben Jahres, als ſich Göthe in Jena befand und einer Sitzung der neugegründeten naturforſchenden Verſammlung beiwohnte. Auch Schiller war dort zugegen, und es traf ſich, daß ſie Beide zugleich hinausgingen; ein Geſpräch über die Art und Weiſe der Behandlung der Naturwiſſenſchaften knüpfte ſich an. An Schiller's Haus angekommen, lockte Göthe die Unterhaltung hinein. Obwohl in der weiteren Beſprechung der Realismus des Einen und der Idealismus des Andern ſich bekämpften, und ſich Keiner für den Sieger anſehen konnte, vielmehr Jeder ſich für unüberwindlich hielt, ſo war doch der erſte Schritt zur Verſtändigung und Annäherung gethan. Zudem war, wie Göthe berichtet, damals Schiller's Anziehungskraft groß; er hielt Alle feſt, die ſich ihm näherten. Auch ſeine Gattin trug das Ihrige zum dauernden Verſtändniſſe bei; alle Freunde waren froh, „und ſo beſiegelten wir", fährt Göthe in ſeinem Berichte über dieſe ſeine erſte Annäherung an Schiller fort, „durch den größten, vielleicht nie zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat."

Bei der durchaus verſchiedenen Natur der beiden Dichter hatte ſich erſt der Punkt ergeben müſſen, auf welchem ſich ihre Geiſter freundlich begegnen konnten, wenn an eine dauernde Verbindung gedacht werden ſollte. Dieſer Punkt lag im innerſten Kerne ihrer poetiſchen Schöpferkraft; aber er war in Beiden von den Beſonderheiten, welche Naturanlagen, Bildungsgang, verſchiedenes Alter und andere individuelle Zufälligkeiten mit ſich brachten, gewiſſermaßen umgeben und verhüllt. Wenn Göthe's Realismus ihn auf Natur- und Kunſtſtudien hinlenkte, und Schiller's Idealismus zur ſpeculativen Philoſophie drängte, ſo daß Beider Geiſtesrichtung durchaus auseinanderging, ſo führte die Dichternatur, die ebenſowohl das Einzelne in's Reich des

Idealen erhebt, als ſie der abſtrakten Idee Körper und Leben verleiht, dieſe Richtungen wieder zuſammen, nachdem einmal die erſten Fäden, zu der Dichter eigner Ueberraſchung, ſich ſo ſchnell geknüpft hatten. Die Starrheit der ſich entgegengeſetzten Naturen erweichte; was individuelle Anſichten, was Mißſtimmung, was Vorurtheile eingegeben, wurde zunichte vor der poetiſchen Uranlage, die diesmal in den Dichtern ſich zu eignem Genuß und Segen mächtig erwies, und vor den Forderungen der ſittlichen Natur des Menſchen, welche Beiden ungeheuchelte Hochachtung gegen einander abzwang. Sie lernten fortan erkennen, daß ſie ſich nicht zu fliehen, ſondern daß ſie ſich zu ergänzen hätten, und daß Jeder den Andern als die Hälfte ſeiner ſelbſt betrachten dürfe. „Ein Jeder", ſo drückt ſich Schiller ſchon zu Anfang ihrer Verbindung in Beziehung auf eine mit Göthe gepflogene Unterhaltung aus, „konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen." Und ſo blieb es auch die ganze Zeit ihres Zuſammenlebens und Zuſammenwirkens, und aus dieſer gegenſeitigen Befruchtung ihrer Ideen wuchs für ſie ſelbſt ein verjüngtes geiſtiges Leben auf und für die Nation ein reiches Saatfeld voll der köſtlichſten Früchte.

Es ergreift uns innig, wenn wir in dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, dieſem Documente ihres edlen Freundesbundes, das uns ebenſoſehr Zeugniß gibt, wie hoch die Dichter für ſich ſelbſt ihr Zuſammenwirken anſchlugen, als es uns die ganze Bedeutung deſſelben für die deutſche Nation offenbart, in der ungekünſtelten Sprache würdevoll männlicher Offenheit und wahrer Aufrichtigkeit die Bekenntniſſe leſen, in denen ſie ihr eignes Weſen einander enthüllen und die Anerkennung der Verdienſte, welche Jeder um den Andern gehabt habe, ausſprechen. „Ich habe", ſo ſchreibt Göthe an Schiller, „gleich anfangs den edlen und ſo ſeltenen Ernſt, der in allem erſcheint, was Sie geſchrieben und gethan haben, immer zu ſchätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anſpruch machen, durch Sie ſelbſt mit dem Gange Ihres Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu wer-

den. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mir ihrer gleich deutlich bewußt bin." Und eben so offen und anspruchslos spricht sich Schiller über seine dichterische Begabung gegen den Freund aus: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichthum an Ideen, dies ist's, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntnisse nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannichfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Formen erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte."

Diesen freimüthigen, aus klarer Selbstbeschauung hervorgegangenen Urtheilen über ihr eignes Wesen, welche sich die Dichter in der ersten Zeit ihrer sich immer enger knüpfenden Verbindung gegenseitig mittheilten, entspricht auch die Offenheit, mit welcher sie, als ihnen die Früchte ihres segensreichen Bundes sichtbar geworden waren, ihre Verdienste um einander rühmend anerkannten. Wie Göthe später in den Annalen berichtet, daß für ihn aus der Verbindung mit Schiller ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander gekeimt und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorgegangen sei, so ruft er auch schon früher dem Freunde selbst in aufrichtiger Anerkennung und mit dem Gefühle warmen Dankes zu: „Sie haben mich von der allzustrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt, Sie haben mich die Vielseitig-

keit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Nicht minder offen rühmt auch Schiller den fördernden Einfluß, welchen Göthe's Umgang auf seine ganze Entwickelung als Dichter ausgeübt habe. „Es sind jetzt vier Jahre verflossen", schreibt er, „daß wir einander näher gekommen sind und diese vier Jahre haben mir eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können; ich habe im Poetischen einen völlig neuen Menschen angezogen. Es ist eine Epoche meiner Natur."

Den belebenden Einfluß, welchen Schiller auf Göthe ausübte, sodaß ein reicher Dichterfrühling mit frischer Triebkraft in dessen Gemüth aufsproßte, und wiederum die mächtige Wirkung, welche von Göthe auf Schiller überging, sodaß auch für seine poetische Thätigkeit eine neue, eine classische Epoche anhebt, im Einzelnen zu verfolgen; zu sehen, wie Schillers rastloser Trieb den großen Ideenkreis Göthe's in Bewegung setzte, wie er den Dichter zum Produciren ermunterte, wie er jene Dunkelheit zu zerstreuen suchte und sein Zaudern überwand, während Göthe durch sein Maß und durch seine Ruhe die überwallende Idealität Schillers zügelte und in die Grenzen reiner Schönheit zurückführte, das ist eine höchst fördernde Einsicht in die Geschichte unserer Literatur, welche wir aus dem Briefwechsel zwischen beiden Dichtern gewinnen können. Wenn wir aber ferner erwägen, welcher innige Gedankenaustausch in den mündlichen Besprechungen, in jenen inhaltreichen „Conferenzen" stattfand, wie schon während des vierzehntägigen Besuches Schillers bei Göthe im Jahre 1794, und wie später noch öfter in Jena und Weimar, so dürfen wir uns nicht verwundern, daß sich die beiden Dichter in ihrer Anschauungsweise immer mehr näherten, daß ihre Kunstprincipien immer mehr Einheit gewannen und daß dieser fortwährende Gedankenaustausch in ihren poetischen Arbeiten selbst zur Täuschung Anderer führte. Es geschah mehr als Einmal, daß die Produc-

tionen des Einen für die des Anderen gehalten wurden; als Wallenſteins Lager erſchien, ſchrieb man unbedenklich Göthe einen großen Antheil an demſelben zu. Und in gewiſſem Sinne nicht mit Unrecht, denn wenn dieſer auch an der Ausführung der Dichtung bis auf die bekannten zwei Verſe durchaus keinen Antheil hatte, ſo war doch der Entwurf derſelben zwiſchen beiden Dichtern beſprochen worden, ebenſo wie früher das Manuſcript des Wilhelm Meiſter, mit Ausnahme der beiden erſten Abſchnitte, Buch um Buch nach Jena ging, damit der Freund ſein Urtheil über die Dichtung abgeben und in einzelnen zweifelhaften Punkten rathen könne. Es bewährte ſich bei Beiden mehr als Einmal ein Ausſpruch, den Schiller in Bezug auf die Förderung, gethan hat, welche ihm in ſeinem dichteriſchen Schaffen durch Göthe's Rath zu Theil werde: es ſei eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund.

Das geiſtige Zuſammenwirken der beiden Dichter zeigte ſich zuerſt in den Horen für das Jahr 1795 und in dem für das Jahr 1796 herausgegebenen Muſenalmanach. Wie förderlich die Betheiligung an dieſen Jahresſchriften der Göthe'ſchen Muſe geworden, das hat er ſelbſt ſpäter in den Worten ausgeſprochen: „Hätte es Schiller nicht an Manuſcript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Lieder und Balladen, wie ſie die Muſenalmanache gaben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigſtens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht geſummt, und im Allgemeinen wie im Beſonderen wäre gar Manches anders geblieben.“ Unter den in den Horen des erſten Jahrgangs erſchienenen Dichtungen Göthe's ſtanden die Epiſteln voran, deren Fortſetzung zu einem Cyclus von Lehrgedichten leider unterblieben iſt. Aber auch ſchon in den beiden vorhandenen bewährt ſich die Genialität Göthe's, welche, wie früher die Gelegenheitspoeſie, ſo auch hier das Lehrgedicht zu einer anmuthigen dichteriſchen Form erhoben hat. In der Gattung der Elegien brachte

der Musenalmanach für das Jahr 1797 die Dichtung „Alexis und Dora", jenes reizende Gemälde plötzlich erwachender Liebe, in welchem die Wonne des ersten Geständnisses und der herbe Trennungsschmerz wunderbar bewegend ineinanderfließen und in die rückwärts schwärmenden Gedanken des fortsegelnden Jünglings sich unerwartet die Qual der Liebe stiehlt. Mit Recht hat schon Wieland beim Erscheinen des Musenalmanachs diese ihrem Inhalte nach unübertreffliche und auch in der Form vollendete Idylle „eins der vollkommensten Gedichte in irgend einer Sprache" genannt. Auch die Elegie zur Ankündigung von Hermann und Dorothea gehört hierher, über die Knebel an Göthe, der sie ihm mitgetheilt hatte, mit Bezug auf ihren Inhalt schreibt: „Wie wohl thun die Töne, die unmittelbar aus der Brust hervordringen! Ich sage Ja und Amen zu Allem. Es ist schön, auszusprechen, was diesen Zuruf hervorbringt. Es ist schön, den Pöbel niederzudrücken, damit der Edlere sich erheben könne. Es ist schön, mit immer neuen Lorbeerreisern das Haupt zu umflechten, wann gleich Cäsar's Täuschung nicht vonnöthen ist." Auch das liebliche Wechselgedicht, „Der neue Pausias", sowie die Elegie „Euphrosyne", ferner die „Metamorphose der Pflanzen", „Amyntas" und andere Producte schlossen sich in dieser Dichtgattung den obigen an.

Besonders reiche Früchte brachte aber in jener Zeit das Feld der Balladen- und Romanzenpoesie, auf welchem beide Dichter thätig waren; Göthe lieferte für die verschiedenen Jahrgänge des Musenalmanachs „den Zauberlehrling", „den Schatzgräber", „die Braut von Corinth", „den Gott und die Bajadere", sodann „die Spinnerin", „Legende", „das Blümlein Wunderschön", „die Balladen von der Müllerin" und andere, während er einzelne Stoffe, wie „Hero und Leander", und „die Kraniche des Ibykus" Schiller zur Bearbeitung überließ. Auch satyrische Gedichte Göthe's, wie „Musen und Grazien in der Mark" und „Der Chinese in Rom", sodann rein lyrische, wie „Nähe der Geliebten", „Meeresstille", „Glückliche Fahrt", „Abschied", „Erinnerung", „An Mignon" und viele andere, endlich

Epigramme erſchienen zum erſtenmale in den Muſenalmanachen vor dem Publikum.

Das ſchönſte Denkmal aber der vereinigten Thätigkeit unſerer Dichter ſind die Epigrammenſammlungen „Tabulae votivae," „Vielen", „Einer", ſowie die „Xenien" im Muſenalmanach für das Jahr 1797. In den letzteren beſchloſſen ſie förmlich, der Nation ein gemeinſames Werk ihres Geiſtes zu geben, an welchem ſie das Eigenthumsrecht nie auseinanderſetzen wollten.

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

Auch wollten die Dichter anfänglich in ihren Gedichtſammlungen beide ſämmtliche Xenien abdrucken laſſen, kamen jedoch wieder davon ab und haben ſpäter nur wenige Epigramme in dieſelben aufgenommen. Einzelne dieſer Diſtichen ſind in der That von beiden Dichtern in Gemeinſchaft verfertigt worden. So erzählt wenigſtens Göthe in Eckermanns Geſprächen: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahrelang verbunden mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſche, lebten ſich in einander ſo ſehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede ſein!"

Der Plan zu den Xenien ging von Göthe aus; zu Weihnachten 1795 kam er auf den Einfall, auf deutſche Zeitſchriften Epigramme zu machen, etwa hundert an der Zahl, wie der römiſche Dichter Martial einen Cyclus von Sinnſprüchen auf die einzelnen Leckerbiſſen, die auf die römiſchen Tafeln kamen, gemacht hatte. Schiller ergriff den Gedanken dieſer deutſchen Xenien mit der größten Lebhaftigkeit: „Ich denke aber, ſchreibt er, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und wie mancherlei Stoff findet ſich da!

Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolberg'ſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge und dergleichen dar." Hiermit war die polemiſche Tendenz der Xenien ausgeſprochen, und als nun Göthe im Januar 1796 in Jena eintraf, ſchritten beide Freunde in der Ausführung derſelben raſch voran. Die Zahl hundert erwies ſich bald als zu klein, man mußte ſie überſchreiten, und ſo entſtand jener Cyclus von Epigrammen, in denen unſere beiden großen Dichter, die Geißel der Satyre unerbittlich ſchwingend, alles Mittelmäßige in der Literatur, alles Anmaßende und Sichüberhebende bekämpften, und dem Alten, welches über die Zeit ſein Recht behaupten wollte, der Eitelkeit der jungen Generation, der Nüchternheit und Seichtheit einer ſich breit machenden Kritik eine empfindliche Niederlage bereiteten.

Fort in's Land der Philiſter, ihr Füchſe mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Wie ein Gewitter reinigten die Xenien die Höhen des deutſchen Parnaſſes von dem trüben Dunſte, der dicken Atmosphäre, die ſich um dieſelben gelagert hatten. Wenn aber ſchon die Freunde, wie Herder und Andere, nicht zufrieden waren mit dieſem Xenienſturme, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſich die ganze Schaar der Getroffenen zu einem heftigen Kampfe gegen die beiden Olympier erhob. Aber ihre Angriffe waren machtlos, der deutſche Dichterthron, den jene mit einander theilten, blieb dem Drängen und Anſtürmen derſelben unnahbar. „Neid, Zorn' Gehäſſigkeit und Rachluſt", ſagt Boas in ſeinem Xenienkampfe, „mit allen böſen Dämonen, die im Solde dieſer Leidenſchaften ſtehen, wurden entfeſſelt, um Göthe's und Schillers Bildſäulen zu beſudeln, zu zerſchmettern. Sieht man das, und ſieht man auch, wie groß und hehr ſie aus dem Streite hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb, dann wachſen ihre Geſtalten immer unendlicher empor, dann em-

pfinden wir die Hoheit ihres Geiſtes, die ewige Friſche ihres Nachruhms um ſo deutlicher."

Der Verkehr zwiſchen Göthe und Schiller war während der Zeit, als die Xenien entſtanden, außerordentlich lebhaft geworden, die Botenfrau brachte ſtets neue Sammlungen von Diſtichen herüber und hinüber; dabei wurde auch der perſönliche Verkehr durch häufige Beſuche, beſonders Göthe's in Jena, immer inniger. Nur ſelten unterbrachen ihn größere Reiſen, wie die, welche dieſer im Jahre 1797 in die Schweiz unternahm. Auf dieſer Reiſe, welche den Dichter über Frankfurt, Stuttgart, Schaffhauſen, Zürich nach Stäfa, den Wohnort ſeines Freundes Meyer und dann auf den Gotthard führte, ſind die Gedichte „Amyntas" und „Euphroſyne", letzteres zum Gedächtniß der frühverſtorbenen, talentvollen Schauſpielerin Neumann, entſtanden. Auch faßte Göthe damals in der Schweiz den Plan zu einem Epos „Tell", trat aber ſpäter dies Sujet, wie ſchon andere, an Schiller ab. War es auf ſeiner erſten Schweizerreiſe die Liebe zu Lili, auf ſeiner zweiten die Sehnſucht nach der Frau von Stein, welche ſeine Schritte von der Grenzſcheide des Nordens und Südens raſcher wieder heimwärts lenkten, ſo ſchreibt er diesmal von Stäfa aus an Schiller, dem er öfters Reiſebericht abſtattete und neu entſtandene Gedichte zuſendete: „Vielleicht ſehen wir uns alſo ſehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größeren theoretiſchen und praktiſchen Vereinigung zu gelangen, iſt eine der ſchönſten, die mich nach Hauſe lockt."

Seit der Abreiſe Wilhelm von Humboldt's, des geiſtreichen Aeſthetikers, welcher bei den Unterhaltungen der Freunde oft der Dritte im Bunde geweſen war, und der ſpäter Schiller in der Einleitung zu ſeinem mit ihm gepflogenen Briefwechſel und Göthe in der Kritik des Epos „Hermann und Dorothea" ehrende Denkmäler geſetzt hat, fühlte ſich Schiller in Jena ſehr vereinſamt. Dazu hatte er bei ſeiner Bearbeitung des Wallenſtein mehr als je das Bedürfniß eines ununterbrochenen Verkehrs

mit Göthe empfunden, deſſen Rath und Ermunterung ihm während derſelben oft zu Theil geworden war. Und da er nun durch dieſe große Dichtung wieder die Bahn der dramatiſchen Poeſie betreten hatte, ſo mußte es ihm auch höchſt wünſchenswerth erſcheinen, durch Anſchauung theatraliſcher Darſtellungen ſeine Einſicht in die Dramatik zu erweitern. So zog er zu Ende des Jahres 1799, durch die Munificenz des Herzogs Karl Auguſt dazu in Stand geſetzt, nach Weimar über.

Eine höchſt bedeutungsvolle Zeit begann für unſere Literatur, als die beiden Dichter nun von den Mauern Einer Stadt umſchloſſen, die großen Reſultate ihrer Studien, ihrer gemeinſamen Betrachtungen, ihres Gedankentauſches auch in das Leben einführten; als beſonders Schiller mächtig in Schwung geſetzt wurde und die Nation jährlich mit einer großen dramatiſchen Dichtung beſchenkte, während Göthe, den Wiſſenſchaften zugewendet, ſich weniger productiv zeigte und nur mit der Bearbeitung des „Mahomed“ und „Tankred“ und mit ſeiner „natürlichen Tochter“ hervortrat. Wie Beide als Menſchen immer näher aneinander rückten und, was ſie ſich am Schluſſe des Jahrhunderts gelobt, feſt zuſammenhielten, ſo gingen ſie auch als Dichter an ein neues gemeinſames Werk. In den Xenien hatten ſie oft innere Schwäche bei äußerer Anmaßung ſchonungslos gegeißelt, nun zeigten ſie in ihrer gemeinſamen Thätigkeit fürs Theater, was die deutſche Dichtkunſt leiſten könne und wie ſie auf das Volk von der Bühne herab wirken ſolle. Es war eine ſchöne Zeit, als die beiden größten Dichter unſerer Nation ihre Meiſterwerke ſelbſt zur Aufführung brachten und dieſe ſelber leiteten, ſo daß damals durch die von ihnen herangebildeten Weimarer Schauſpieler eine neue Epoche für die Mimik anhob. Jener edle Geiſt des Hellenenthums, von welchem die Dichter durchdrungen waren, wurde nun auch Grundprincip der dramatiſchen Darſtellung und auf dieſe Weiſe unſere Bühne der antiken näher geführt. Der Adel der Poeſie verlangte und bedingte auch den Adel ihrer Darſtellung, und die Dichter ließen ſich die Mühe nicht verdrießen, die Leſeproben

ſelber zu leiten, überall thätig einzugreifen, um dieſen maßvoll ſchönen Geiſt des Griechenthums ihrer Nation näher zu bringen. Hier galt kein Haſchen nach der Gunſt des Publikums, ſondern nur das Geſetz des Schönen; daher erhob ſich auch die Weimarer Bühne zu einer außerordentlichen Höhe, ſo daß von ihr aus eine Zeitlang die Regeln und Geſetze dramatiſcher Darſtellung auf ganz Deutſchland übergingen.

Doch ſollte der Glanz des dichteriſchen Doppelgeſtirns nicht lange mehr in ſeiner vollen Pracht über dem Vaterlande ſtrahlen; das Band der brüderlichen Freundſchaft, welches die größten Sänger, die edelſten Menſchen mit einander verknüpfte, ſollte, noch ehe nach menſchlicher Berechnung die Zeit gekommen war, gelöſt werden. Es hatte nicht an Beſtrebungen gemangelt, daſſelbe ſchon früher zu lockern, zu zerſchneiden, wie die fruchtloſen Bemühungen Kotzebue's, Schiller einen Triumph auf Göthe's Koſten zu bereiten und dadurch die Freunde zu entzweien; es hatte nicht an Anläſſen gefehlt, welche dieſelben wenigſtens hätten in größere räumliche Ferne rücken können. Man war bemüht geweſen, Schiller unter ſehr vortheilhaften Bedingungen nach Berlin zu ziehen, aber er hatte das ehrenvolle Anerbieten abgelehnt und es vorgezogen, bei ſeinem Freunde Göthe in Weimar zu bleiben. Nicht Intriguen, nicht Wechſelfälle des Lebens, nur der unerbittliche Tod riß zu früh den Freund von der Seite des Freundes. Schillers Geſundheit war untergraben, in ſeinen beſten Mannesjahren raffte ihn die ſeine Lebenskraft zerſtörende Krankheit weg. Zu Ende des Jahres 1804 war ſein Leiden bedenklicher geworden; auch Göthe wurde während dieſes Winters von einer heftigen Krankheit heimgeſucht; zwei Brände, durch die er jedesmal perſönlich bedroht war, warfen ihn in ſein Uebel zurück. In dieſem Zuſtande und im Hinblick auf des Freundes immer bedenklicher werdendes Leiden bemächtigten ſich ſeiner Seele trübe Ahnungen. Die Freunde waren auf den ſchriftlichen Verkehr beſchränkt und wechſelten faſt täglich fliegende Blätter. In Göthe's Neujahrstagsbrief an Schiller waren ihm die Worte aus der

Feder gefloſſen „am letzten Neujahrstag", er zerriß das Blatt, aber er mußte ſich beim Schreiben eines zweiten zuſammennehmen, um das ominöſe Wort nicht zu wiederholen. Später äußerte er ſich gegen Frau von Stein, es ahne ihm, daß einer von ihnen Beiden in dieſem Jahre ſterben werde. Schiller hatte ſich am erſten wieder erholt; in Göthe's Zimmer fand das herzliche Wiederſehen der Freunde ſtatt; „ſie fielen ſich um den Hals ſprachlos, aber ein langer Kuß beſiegelte die wehmüthige Freude des Wiederſehens." Zum letztenmale ſahen ſich Beide am 30. April; Schiller ging in's Schauſpiel, wohin ihn zu begleiten Göthe durch ſein Unwohlſein abgehalten war; an Schillers Hausthür ſchieden ſie von einander, um ſich nie wieder zu ſehen. Die immer gefährlicher werdende Krankheit Schillers beugte Göthe völlig nieder; Heinrich Voß, der Sohn des Dichters, der Beider Hausfreund geworden war, traf einmal Göthe in ſeinem Garten weinend an. „Das Schickſal iſt unerbittlich, der Menſch wenig", ſagte er, als ihm dieſer über Schillers gefahrvollen Zuſtand berichtete. Der 9. Mai wurde Schillers Sterbetag. Anfangs verheimlichte man Göthe den Tod des Freundes aus Furcht, die Nachricht möchte auch auf ſeine Geſundheit von bedenklicher Wirkung ſein. Doch ließ ihn die Zerſtörung ſeiner Umgebung das Schlimmſte befürchten; in der Nacht machte ſich ſeine trübe Beſorgniß, ſein beengender Schmerz in Thränen Luft. Am Morgen ſagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank." Dieſe, von dem Nachdruck, den Göthe auf das ſehr legte, ergriffen, brach in lautes Schluchzen aus. „Er iſt todt?" ſagte Göthe mit Feſtigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen". „Er iſt todt", ſagte er noch einmal und bedeckte mit den Händen ſeine Augen. Aufs ſchmerzlichſte empfand er den Verluſt, der ihn betroffen, und deſſen ganze Größe er bald darauf in einem Briefe an Zelter durch die Worte ausdrückte, daß er einen Freund und mit ihm die Hälfte ſeines Daſeins verloren habe.

Und doch hat auch hier die Sucht, unſern Dichter zu ver-

dächtigen, Anlaß genommen, seinen Charakter anzugreifen. Man verargte es ihm, daß er nicht der prunklosen Bestattung seines Freundes beigewohnt, daß er dem ebenbürtigen Dichter nicht die letzte Ehre erwiesen habe. Wohl sagte es seinem Sinne zu, daß die Leiche Schillers nicht ausgestellt würde, da, wie er sich äußerte, die Paraden im Tode nicht das seien, was er liebe. Aber es war auch in Weimar bekannt, daß sein eignes Leiden, das ihn schon lange von jedem Ausgang abgehalten, ihm auch die Begleitung des Freundes zur letzten Ruhestätte nicht erlaubte.

Als sich Göthe von dem heftigsten Schmerze ermannt hatte, war sein erster Gedanke, den von Schiller begonnenen Demetrius zu vollenden. Er hatte mit diesem den Plan desselben öfters durchgesprochen, das Stück stand ihm ganz lebendig in der Seele. Nun entbrannte er vor Begierde, ihre Unterhaltungen, dem Tod zum Trotze, fortzusetzen. „Sein Verlust", sagt er, „schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte." Doch konnte er bei allem „Enthusiasmus", den die Verzweiflung über den großen Verlust in ihm aufgeregt hatte, nicht das Vorhaben durchführen; er fühlte sich getröstet und gesund, aber der Ausführung stellten sich manche Hindernisse, welche durch die große Unruhe des Gemüthes noch vermehrt wurden, entgegen, sodaß er den Plan aufgeben mußte. Aber nun war ihm Schiller erst entrissen, als seine Einbildungskraft dem Leichname in die Gruft folgte, welche ihn gepränglos eingeschlossen hatte. „Meine Tagebücher", schreibt er, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten."

Als sich aber sein Schmerz gelindert hatte, versäumte Göthe nicht, dem Freunde eine würdige Todtenfeier auf der Lauchstädter Bühne zu veranstalten durch die theatralische Aufführung der Glocke, zu deren Schluß die Muse hervortrat und den von ihm verfertigten Epilog sprach, in welchem er um den heimgegangenen Dichter seine gerechten Klagen ergießt, aber auch die erhebendsten Trostesworte ausspricht:

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zu Dauerndem gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Und als nach zehn Jahren die Darſtellung der Glocke auf ähnliche Weiſe wiederholt wurde, konnte, im Hinblick auf die immer mächtiger werdende Wirkung der Schiller'ſchen Poeſie und auf die ſteigende Verehrung, welche die Nation dem hingeſchiedenen Dichter zollte, Göthe ſeinem Liede hinzufügen:

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! — von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt vor uns, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

19.

Wilhelm Meiſter's Lehrjahre.

Das Streben, die ſchrankenloſe Idealität mit der Wirklichkeit zu vermitteln, aber auch den Forderungen der äußeren Welt ebenſo wie den eignen Neigungen und Leidenſchaften gegenüber die wahre Freiheit des Geiſtes zu erringen, iſt faſt in allen größeren Dichtwerken Göthe's in höherem oder geringerem Grade ausgeprägt; ja, es ſind dieſe gewiſſermaßen eben ſo viele Markſteine, welche die Lebenserfahrungen, die der Dichter gewonnen, und die Gebiete ſittlicher Wahrheiten, die er ſich zu eigen gemacht, bezeichnen. Faſt jedes derſelben erſcheint in dieſem Sinne als ein Abſchluß mit einer vergangenen Epoche ſeiner Lebensanſchauung; in jedem haben ſich gährende Elemente, die ſeinen Geiſt durchdrangen, zur Reinheit abgeklärt. Vornehmlich hat, wie wir wiſſen, der Uebertritt von den erſten Mannesjahren zum gereifteren Mannesalter, und der gleichzeitige Uebergang von dem freien Leben in der Heimath zum Hofleben, das den Dichter in die vielſeitigſten Berührungen mit noch unbekannten Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft brachte, auch die vielgeſtaltigſten poetiſchen Producte in's Daſein gerufen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zu Dauerndem gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Und als nach zehn Jahren die Darſtellung der Glocke auf ähnliche Weiſe wiederholt wurde, konnte, im Hinblick auf die immer mächtiger werdende Wirkung der Schiller'ſchen Poeſie und auf die ſteigende Verehrung, welche die Nation dem hingeſchiedenen Dichter zollte, Göthe ſeinem Liede hinzufügen:

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! — von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt vor uns, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

19.

Wilhelm Meiſter's Lehrjahre.

Das Streben, die ſchrankenloſe Idealität mit der Wirklichkeit zu vermitteln, aber auch den Forderungen der äußeren Welt ebenſo wie den eignen Neigungen und Leidenſchaften gegenüber die wahre Freiheit des Geiſtes zu erringen, iſt faſt in allen größeren Dichtwerken Göthe's in höherem oder geringerem Grade ausgeprägt; ja, es ſind dieſe gewiſſermaßen eben ſo viele Markſteine, welche die Lebenserfahrungen, die der Dichter gewonnen, und die Gebiete ſittlicher Wahrheiten, die er ſich zu eigen gemacht, bezeichnen. Faſt jedes derſelben erſcheint in dieſem Sinne als ein Abſchluß mit einer vergangenen Epoche ſeiner Lebensanſchauung; in jedem haben ſich gährende Elemente, die ſeinen Geiſt durchdrangen, zur Reinheit abgeklärt. Vornehmlich hat, wie wir wiſſen, der Uebertritt von den erſten Mannesjahren zum gereifteren Mannesalter, und der gleichzeitige Uebergang von dem freien Leben in der Heimath zum Hofleben, das den Dichter in die vielſeitigſten Berührungen mit noch unbekannten Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft brachte, auch die vielgeſtaltigſten poetiſchen Producte in's Daſein gerufen.

Auch die Anfänge zu dem Romane „Wilhelm Meister's Lehrjahre", welcher den Dichter eine lange Reihe von Jahren beschäftigt hat, fallen in jene erste Zeit seines Weimarer Aufenthalts, nämlich in's Jahr 1777. Wenn in der Iphigenie sich der erfolgte Uebergang des Menschen von der überschäumenden jugendlichen Kraft zur Mäßigung des Mannes offenbarte und sich im Tasso die Ausgleichung der Forderungen der Idealität mit denen der Realität manifestirte, so wird im Wilhelm Meister der Mensch einer neuen Lebensaufgabe gegenübergestellt und gezeigt, wie derselbe, mit seinen Kunstanschauungen an die Wirklichkeit herantretend, Kunst und Leben in Einklang zu bringen habe. Zur Ausführung dieses anfänglichen Plans des Werkes, der sich indessen im Laufe der Zeit wesentlich erweiterte, fand der Dichter ebensosehr die Aufforderung in den damaligen Zeitverhältnissen, als in seiner eignen Individualität. Denn seine erste Beschäftigung mit dem Romane fällt in jene Epoche, wo sich in Deutschland eine leidenschaftliche Neigung zur Bühne kund gab, welche, durch die ausgezeichneten Leistungen Eckhof's und Schröder's zu einer glänzenden Höhe erhoben, Berufene und Unberufene anlockte, sich auf der Schauspielerlaufbahn ihre Lorbeeren zu erringen. Auch die höheren Stände theilten diese erwachte Vorliebe für das Schauspielwesen, überall entstanden Privatbühnen, und wir wissen, wie auch in Weimar sich jenes ausgezeichnete Dilettantentheater bildete, auf welchem Göthe selbst viele seiner dramatischen Schöpfungen zur theatralischen Darstellung brachte. Was Wunder, wenn daher den Dichter das in ihm schon von Jugend auf genährte Interesse an der Schauspielkunst dazu antrieb, auch diesen Kreis menschlichen Wirkens und den Einfluß desselben auf sittliche Bildung poetisch darzustellen. Schon im Jahre 1778 schreibt er an Merck: „Daß Du mir weder direct noch indirect in's theatralische Gehege kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman, wovon das erste Buch, dessen Anfang Du gesehen hast, beendigt, vorzutragen bereit bin." Indessen wurde die Arbeit theils durch anderweitige Beschäftigung unterbrochen, theils

durch die Iphigenie und den Egmont mehr in den Hintergrund gedrängt, bis im Jahre 1780 das Intereſſe an derſelben den Dichter der Art erfaßte, daß er von Gotha aus in einem Briefe an Frau von Stein ſchreibt, er habe auf ſeinem Ritte dahin ſeine Lieblingsſituation im Wilhelm Meiſter wieder ausgeführt und das ganze Detail in ſich entſtehen laſſen, und zuletzt ſo bitterlich zu weinen angefangen, daß er eben zeitig genug an dem Ziele ſeiner Reiſe angelangt ſei.

Neue Anregung zur Fortſetzung des Romans und Anlaß zur Erweiterung des anfänglichen Plans erhielt der Dichter, als er im Jahre 1781 mit Herzog Karl Auguſt den Grafen und die Gräfin Werther, geborne von Stein aus Naſſau, in Neunheiligen beſuchte, deren Bilder er in ausführlicher Zeichnung demſelben eingefügt hat. Beide ſind nämlich die Originale zu dem Grafen und der Gräfin im Wilhelm Meiſter, mit deren Charakterſchilderung die Darſtellung der höheren ariſtokratiſchen Kreiſe, die zweite Hauptaufgabe, die ſich der Dichter im Werke geſtellt hat, beginnt. Göthe ſelbſt ſpricht ſich in den Briefen an die Frau von Stein in Beziehung auf die Gräfin Werther, als einer wahren Repräſentantin ſeiner ariſtokratiſcher Bildung, dahin aus, daß er oft die Welt, große Welt, Welt haben habe hören müſſen, ohne ſich etwas dabei denken zu können; ſie aber, „das kleine Weſen", habe ihn erleuchtet, ſie habe Welt, vielmehr ſie habe die Welt und wiſſe die Welt zu behandeln. Was in jeder Kunſt das Genie ſei, habe ſie in der Kunſt des Lebens; ſie kenne den größten Theil vom vornehmen, reichen, ſchönen, verſtändigen Europa theils durch ſich, theils durch Andere. Das Leben, Treiben, Verhältniß ſo vieler Menſchen ſei ihr gegenwärtig im höchſten Sinne des Wortes. Deshalb will er auch, da er noch drei Tage hat, und nichts zu thun, als ſie anzuſehen, in dieſer Zeit noch manchen Zug erobern. In den folgenden Jahren arbeitete der Dichter nach Luſt und Neigung an ſeinem Romane; auch nach Italien nahm er ihn mit und förderte ihn daſelbſt nicht unbedeutend; wenigſtens ſchreibt er von dort aus, er habe über

allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß sein Wilhelm Meister recht anschwelle. Wie der Dichter nach seiner näheren Verbindung mit Schiller diesem die Aushängebogen der ersten Bücher und das Manuscript der folgenden mitgetheilt habe, und wie das Werk Gegenstand lebhafter, für den Leser ihres Briefwechsels höchst belehrender Discussionen geworden sei, haben wir schon erwähnt. Im Jahre 1796 wurde der Roman beendigt. Nach Versendung der Freiexemplare zeigte sich auch jetzt wieder, wie schon öfter, eine laue, mindestens getheilte Stimmung unter den Freunden Göthe's. In weiteren Kreisen wurde das Werk vorzüglich vom moralischen Standpunkte angefeindet. Von Fr. Stolberg berichtet Schiller dem Dichter, daß es derselbe sogar feierlich verbrannt habe, mit Ausnahme des sechsten Buches, „der Bekenntnisse der schönen Seele". Auch von anderen, namentlich durch die Xenien aufgebrachten Gegnern hatte der Roman eine scharfe Kritik zu erfahren. Aber für alle diese Anfeindungen konnte den Dichter die gründliche und wahre, die ganze Bedeutung des Werkes vollkommen würdigende Beurtheilung Schiller's entschädigen, welche auch bis auf unsere Zeit ihre volle Geltung behält.

Das Wesen des Romans, des modernen Epos, wie man ihn wohl zu benennen beliebt, besteht vorzugsweise in der Darstellung der Vielseitigkeit des Lebens und in der Schilderung von Charakteren, welche in dessen mannichfachen Begegnissen geschult werden, oder sich als kräftig ankämpfend gegen die Einflüsse desselben erweisen. Indem er daher eine weite Schaubühne vor unsern Blicken eröffnet, auf welcher sich in epischer Weise eine vielgestaltige Welt mit ihren mannichfaltigen materiellen und ideellen Interessen ausbreitet, steht er im Gegensatz zu der Tragödie, deren Aufgabe es ist, in größtmöglichster räumlicher und zeitlicher Beschränkung die gewaltige Macht des Sittengesetzes an den mit dem Schicksal oder den eignen Leidenschaften kämpfenden Menschen zu offenbaren. Hatte daher Göthe vorzüglich in der Iphigenie und im Tasso in der Einfachheit der Handlung

und in der Beſchränkung alles äußeren Aufwandes das formelle Ideal der Tragödie geſucht und gefunden, ſo ſehen wir ihn im gleichzeitig entſtehenden Meiſter ein vielgeſtaltiges Lebensbild in ſeiner ganzen Breite vor unſern Augen enthüllen; hatte er in jenen beiden Dichtungen die geiſtigen Intereſſen, die ihn erfüllten und bewegten, auch rein geiſtig, ohne die Zuthaten äußerer Zufälligkeiten ſich entfalten laſſen, war es in ihnen der Wille, der Alles geſtaltete und in Bewegung ſetzte, ſo zeigt ſich hier das geiſtige Streben unter dem Einfluß äußerer Begebenheiten, der Handelnde erſcheint oft mehr paſſiv als activ den Eindrücken der Welt gegenüber, und auch der Zufall, das Gegentheil des ſich ſelbſt beſtimmenden Willens, erhält ſein Recht. In dieſem wahren Gegenſatz des Romans und der Tragödie kehrt ſich das Verhältniß, in welchem die beiden Erſtlingswerke des Dichters zu einander ſtehen, geradezu um; denn im Götz dehnte ſich die breite Schaubühne des Lebens gewiſſermaßen über die Grenzen der dramatiſchen Poeſie hinüber aus, während der Werther, zwar der Form nach ein Roman, unſern Blick doch nur auf die einfache, innerlich ſich vollziehende Seelengeſchichte des Helden hinleitete.

Dem Charakter der poetiſchen Gattung, welcher er angehört, ganz entſprechend, gibt uns der Wilhelm Meiſter ein ſehr vollſtändiges Bild des Lebens und der ſocialen Zuſtände des vorigen Jahrhunderts. Denn da ſich der Plan deſſelben in der langen Reihe von Jahren unter den Händen des Dichters ausdehnte, ohne daß übrigens bei den ſich ſtets erweiternden Grenzen und bei der Veränderung, welche während der Zeit der Bearbeitung die Lebensanſchauungen des Dichters erfuhren, das Werk an einem namhaften Mangel innerer Einheit zu leiden hätte, da die immer weiter gezogenen Kreiſe der Betrachtung alle den anfänglichen Mittelpunkt des Ganzen, die Erziehung zum Leben, auch zu ihrem Centrum haben, ſo begegnen wir in ihm nicht allein der Schilderung des Theaterweſens und Schauſpielerlebens, ſondern wir finden auch eine treffliche Charakteriſtik der übrigen Stände, vornehmlich des Adels, in der damaligen Zeit. Neben dieſem

anſchaulichen Bilde der geſelligen Verhältniſſe ſtellen ſich in dem Romane auch die Beſtrebungen auf dem Gebiete geiſtigen Wirkens dar. Wir finden in demſelben Erziehungsprincipien erörtert, Kunſtanſichten beſprochen, religiöſe Fragen beantwortet, wir thun einen Blick in das uns jetzt fremd anmuthende Weſen der geheimen Orden, die damals in Deutſchland ſich ausbreiteten. Ja ſelbſt bis auf die Beſonderheiten herrſchender Sitten, wie derjenigen, daß Frauen gerne in männlicher Kleidung erſchienen, ſehen wir den Charakter jener Zeit in objectiver Treue dargeſtellt.

In dieſe Welt tritt Wilhelm, der Held des Romans, oder beſſer der Träger der Begebenheiten ein; denn er beſtimmt dieſe nicht ſo ſehr nach ſeinem Willen, als er vielmehr ihre Eindrücke paſſiv in ſich aufnimmt. In dieſer ſeiner Paſſivität iſt er dem Werther zu vergleichen, aber er ſteht demſelben entgegen in ſeiner biegſamen und nachgiebigen Natur, welche es nicht zum Bruche mit der Welt kommen, ſondern ſich ihn mit den Forderungen derſelben ausſöhnen läßt. Sein bildungsfähiges Innere wird, nach Roſenkranz Ausdrucke, von ſeinem Bedürfniß dem Elemente entgegengetrieben, welches das ſeiner Eigenthümlichkeit entſprechende iſt. Wohl geht der Weg durch Irrthümer, denn von ſeinem raſtloſen Triebe, ſich auszubilden, wird der Suchende und Strebende nach allen Richtungen hingeführt. Aber er ſtellt auch immer neue und immer höhere Forderungen in intellectueller und ſittlicher Beziehung an ſich und läßt nicht ab, bis er ſeine wahre Beſtimmung gefunden hat. Beſonders aber ſind es zwei Kreiſe, welche er durchläuft, das Schauſpielerleben und das der höheren Ariſtokratie. Er hatte ſich als Sohn eines Kaufmanns auch dem Kaufmannsſtande gewidmet; nach den Stunden geſchäftlicher Thätigkeit pflegte er ſeine Erholung im Theater zu ſuchen, zu welchem ihn von Jugend auf ein beſonderes Intereſſe hingezogen hatte. Er wird durch die Anmuth einer Schauſpielerin, Mariane, gefeſſelt und gewinnt ihre Gegenliebe; aber der Schein einer an ihm begangenen Untreue trennt ihn für immer von ihr. Auf einer

Reiſe, die er, um Handelsverbindungen zu unterhalten und anzuknüpfen unternimmt, hat er Gelegenheit, das Theaterweſen in ſeinen mannichfachen Abſtufungen kennen zu lernen. Sein Intereſſe an demſelben wird immer von Neuem belebt, indem er einem Schauſpiele, das Bergleute aufführen, beiwohnt, dann einer Seiltänzertruppe begegnet, mit den Reſten einer aufgelöſten kleinen Schauſpielergeſellſchaft in nähere Berührung kommt, bei den durch einen Dilettanten geleiteten theatraliſchen Aufführungen auf dem Schloſſe jenes Grafen, um angeſehene Gäſte zu unterhalten, ſelbſt mitwirkt. Endlich lernt er den feineren Geſchmack und die Kunſtbildung Serlo's, der jedoch die höheren Forderungen der Kunſt mit dem pecuniären Vortheil noch in Einklang zu bringen ſucht, und die ernſten Kunſtbeſtrebungen Aureliens kennen und würdigen, welche es bei den hohen Anſprüchen, die ſie an künſtleriſche Darſtellungen macht, bis zur förmlichen Verachtung eines halbgebildeten Publikums gebracht hat. An den Umgang Wilhelms mit dieſen gebildeten Schauſpielern knüpft Göthe ſeine Beſprechung des Hamlet, jene ausführlichen Betrachtungen, die ſich mit großer Klarheit und Tiefe über das ausgezeichnete Stück des engliſchen Dramatikers verbreiten und vortreffliche Principien aus dem einzelnen Fall für dramatiſche Poeſie und Mimik im Allgemeinen ziehen.

Wenn der Dichter Shakeſpeare wählte, um an ihm Weſen und Geſetze der dramatiſchen Poeſie nachzuweiſen, ſo gibt ſich auch hier wieder die tiefe Verehrung gegen den großen Meiſter kund, die er ſchon in ſeiner Jugendzeit an den Tag gelegt, die ihn in ſeinen ſpäteren Jahren noch ſagen ließ, er ſchaue zu ihm hinauf, und die ſich auch in jenen, aus damaliger Zeit ſtammenden Verſen ausſpricht, in welchen er den mächtigen Einfluß deſſelben auf ſich neben dem der Freundin dankend anerkennt:

Lida, Glück der nächſten Nähe,
William, Stern der höchſten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.

Daß aber Göthe gerade den Hamlet ausgewählt, bezeichnet Roſenkranz als eine ſeiner vorzüglichſten Erfindungen, einmal wegen der Verwandtſchaft zwiſchen Wilhelm und Hamlet, die jenem auch die gelungene Darſtellung dieſes Helden möglich gemacht habe; denn auch dieſer ſei ein Reflexionscharakter, ein Suchender und ſich ſelbſt Beobachtender, wie Wilhelm; ſodann deswegen, weil Hamlet das Schauſpiel ſelbſt zum Mittel mache, das Gewiſſen der Mutter und des Oheims aus ſeiner Verſtocktheit aufzurütteln, durch die Kunſt die Wahrheit zu entdecken, und endlich, weil er den Schauſpielern, die er in dieſem Stücke auftreten laſſe, ſelber gute Lehren, einen compendiöſen und claſſiſchen Inbegriff der ars dramatica gebe.

In dieſer Explication des Hamlet iſt das Reſultat der äſthetiſchen Bildung Wilhelms niedergelegt; ihr Inhalt iſt die Frucht, welche dieſer auf ſeiner Künſtlerlaufbahn gewonnen hat; mit ihr ſchließt daher auch der erſte Kreis des Lebens, durch welchen uns der Dichter geführt hat, ab. Denn wenn Wilhelm auch die mimiſche Darſtellung des Hamlet gelingen mochte, in der er nur ſich ſelber zu ſpielen brauchte, mit ſeiner Reflexion, ſeinen Bedenken, ſeinen Zweifeln, die ihn zu keiner wahren, thatkräftigen Energie gelangen laſſen, ſo iſt er doch zu der Einſicht gekommen, daß er nicht zum Schauſpieler geboren ſei. Er verläßt daher die Geſellſchaft, nachdem er während ſeines Zuſammenlebens mit den Schauſpielern neben dieſer Einſicht, die er hinſichtlich ſeiner ſelbſt gewonnen, auch die Erfahrung gemacht hatte, daß in dieſem Stande mehr der Mangel an wahrem Kunſtgefühl, das niedrige Treiben der Leidenſchaft, kleinlicher Neid und Undank, als eine richtige Würdigung ſeines Berufs, der wahre Begriff von der Hoheit der Kunſt und eine gediegene Bildung zu finden ſei.

Wilhelm war ſchon in Berührung mit der höheren Ariſtokratie gekommen, welche, wenn ſie auch von ſittlichen Verirrungen nicht frei war, doch von einer feinen Bildung durchdrungen wurde, die dem Geiſte die ſelbſtändigſte innere Freiheit ermöglicht. Er hatte ſchon in der Nähe bei ihr das anmuthige Betragen, die

persönliche Würde, die Bildung, welche sich Selbstzweck ist, kennen gelernt; er fühlte nun die Bedeutung dieser inneren, wahren Bildung um so tiefer, je klarer ihm deren Gegensatz in der äußeren Bildung des Schauspielerstandes geworden war, die wohl eine gelungene Darstellung dramatischer Charaktere sich aneignen konnte, aber im Inneren von den Elementen der rohen Natürlichkeit sich noch nicht befreit hatte. Ehe uns jedoch der Dichter näher mit den höheren Kreisen des geselligen Lebens bekannt macht und die in ihnen herrschenden geistigen Interessen zur Darstellung bringt, läßt er in „den Bekenntnissen einer schönen Seele" das Bild eines Lebens sich vor unsern Augen entfalten, als dessen Mittelpunkt, von dem sämmtliche Anschauungen wie Radien nach allen Seiten ausgehen, die unmittelbar empfundene Religion erscheint.

Wenn freilich dieser Theil des Romans mit den übrigen nur durch lose Fäden verbunden ist, so würde doch schon der Umstand, daß jene „schöne Seele" die Verwandte von vieren der Hauptfiguren der Dichtung ist, und daß ihr Wesen in einzelnen derselben sich gebrochen widerspiegelt, diese Einschiebung rechtfertigen. Ein tieferer Grund aber, warum der Dichter die Schilderung dieses Seelenlebens in das Werk aufgenommen, liegt darin, daß derselbe den Kreis religiöser Bildung in seiner allseitigen Darstellung des Lebens nicht übergehen konnte. Die Bekenntnisse reihen sich ganz naturgemäß an die Betrachtungen über die Kunst und ihren sittlichen Einfluß auf das Leben an. Wir gelangen von der Darstellung der ästhetischen Bildung zu derjenigen der religiösen, und zwar der religiösen, gemäß welcher der Mensch nicht durch äußere starre Formen zum kirchlichen Leben erzogen wird, sondern aus innerem Bedürfniß das Herz der Religion zuwendet und mit lebendigem Glauben die Wahrheiten des Christenthums erfaßt. Wir wissen schon, daß der Dichter in dieser „schönen Seele" jene würdige Gestalt aus seinem Jugendleben, Fräulein von Klettenberg, gezeichnet hat, deren Einfluß auf ihn eben so bedeutend, wie seine Liebe und Verehrung zu ihr groß und ungeheuchelt war.

In der Lebenssphäre, in welche Wilhelm nun eintritt, in den gebildeten Kreisen des Adels, geht für ihn auch ein neues Princip seiner Lebensthätigkeit auf. Hatte er die Vorzüge der Bildung, die demselben eigen waren, schon früher schätzen gelernt, hatte er sodann in seinen ersten Unterredungen mit Lothario und seinen Freunden empfunden, daß er auch zum erstenmal ein bedeutendes Gespräch geführt habe, so lernt er bald auch als Grundbedingung dieser freien Bildung den Besitz würdigen und achten. Die Personen, mit welchen er in Berührung gekommen ist, bilden eine Gesellschaft, welche sich Güter in großem Maßstabe ankauft. Es ist also nicht jener Besitz, der in verworrenen Zeitverhältnissen und in der Speculation sich unsicher erweist, das Geld, sondern der solideste, der Grundbesitz, welcher von jenen Männern erstrebt wird. Sowie Faust am Schlusse seines vielbewegten Lebens in dem Besitze von Grundeigenthum, das er dem Meere abgerungen, sich befriedigt fühlt, wie er auf freiem Grunde mit freiem Volke zu stehen als das schönste Lebensziel preist, so erscheint auch hier der Besitz als der höchste der irdischen Wünsche, aber freilich nicht in dem Sinne, daß der Reichthum an Gütern letzter Zweck, sondern nur die sichere Grundlage der Bildung zur freien Sittlichkeit sein soll. Durch ihn soll sich der Mensch, von allen drückenden Sorgen um seine Existenz befreit, zu einer allseitigen und edlen Bildung erheben, und in dieser Weise aufgefaßt ist derselbe nicht etwa ein Hemmniß für unsere sittliche Entwickelung, sondern sogar durch das Sittengesetz als eine Grundlage für unsere innere Freiheit geboten.

Zugleich mit diesen Lebensanschauungen lernen wir jene Sätze als das Resultat wahrer Lebensweisheit kennen, welche Wilhelm in dem Thurme, in dessen geheimnißvoller Einrichtung der Dichter nicht ohne Ironie die Geheimthuerei der Orden schildert, als seinen Lehrbrief empfängt, und jene Inschrift auf dem Sarkophage: Gedenke zu leben. Schon Schiller hat in seinen Urtheilen über den Wilhelm Meister die volle Berechtigung dieses Satzes anerkannt, zumal als Gegensatzes

zu dem oft gebrauchten Spruche: memento mori. Es ſtimmt ganz mit der ruhig heiteren Lebensanſchauung Göthe's, dieſen Spruch als Forderung an einen dem Hohen und Wahren Zuſtrebenden zu ſtellen; in ſeinem Munde iſt derſelbe nicht etwa eine Ermunterung zum leichtſinnigen Genuſſe der irdiſchen Freuden, ſondern ein Poſtulat, welches den weiſen Gebrauch der Zeit und der verliehenen materiellen und geiſtigen Güter anempfiehlt. Es iſt derſelbe Grundgedanke, welchen der Dichter ſpäter in „Hermann und Dorothea" trefflich ausgeſprochen hat, indem er dort den Geiſtlichen ſagen läßt:

Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es zu kräftigem Heil im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!

So iſt Wilhelm an dem Ziele ſeiner Lehrjahre angelangt; es ſind dieſe aber nun nicht mehr die Lehrjahre des Künſtlers, wie es im urſprünglichen Plane des Werks mochte gelegen haben, ſondern des Menſchen, der ſich in der Schule des Lebens die ſeiner Individualität entſprechende Bildung erworben hat. Die bedenkliche Erziehungsmaxime des Abbé, des Erziehers der vier Geſchwiſter, daß man nämlich Jeden nach ſeiner Natur und ſeinem Charakter ſich ſolle entwickeln laſſen und ihm ſelbſt den Weg durch Irrthümer nicht erſparen ſolle, hat ſich wenigſtens bei Wilhelm Meiſter gerechtfertigt. Er hat nach ſeinen mannichfachen Verſuchen, Schwankungen und Irrungen ein klares Bewußtſein über ſeine Fähigkeiten und ſeinen Charakter, er hat die aus demſelben hervorgehende Feſtigkeit im Handeln gewonnen, und indem ihm in der Erziehung ſeines Felix eine neue Sorge, aber auch ein ſicherer ſittlicher Halt erwächſt, kann er mit feſtem Schritte ſeine fernere Lebensbahn betreten.

Sowie aber Wilhelm erfahren hat, daß nicht momentane Eingebung, individuelle Anſicht, vorgefaßte Meinung oder das Beiſpiel Anderer den Menſchen ſicher in der Wahl des ſeinen Geiſtesfähigkeiten entſprechenden Berufes leiten, ſo erfährt er auch von einer anderen Seite, daß Selbſtprüfung in allen Lagen und Verhältniſſen des Lebens noththue. Sein leicht erregbares Herz war öfters durch äußere Anmuth und innere Vorzüge weiblicher Weſen gefeſſelt worden; die hingebende Mariane, die leichtfertige Philine hatten ihn in ſeinem Schauſpielerleben angezogen; die reizende, feingebildete Gräfin hatte ſein Herz entzündet, die verſtändig klare, wirthſchaftliche Thereſe ſchien ihm eine Zeitlang geſchaffen, ſein Lebensglück begründen zu können, aber erſt in Natalien erkannte er das ihm ſinnverwandte weibliche Weſen, das ihm das reine Glück einer ruhigen Liebe ſchenken ſollte. Wohl durfte er daher, als der luſtige Friedrich ihm zurief: „Du kommſt mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand,“ erwiedern: „Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauſchen möchte.“

Wenn ſich auf dieſe Weiſe das reiche Bild, welches uns der Dichter von dem vielbewegten, freilich auch von Irrthümern und Fehlern nicht freien Leben entworfen hat, in friſchen und heitern Farben darſtellt, wenn ſich der Roman mit drei Verlobungen abſchließt, von denen übrigens ſchon Schiller bemerkt hat, daß ſie zu ſolchen Verbindungen führten, in welchen der Unterſchied der Stände verwiſcht werde, ſo fehlt in demſelben doch auch nicht das tragiſche Schickſal, welches ſo oft, wie eine dunkle Wetterwolke, über die hellbeleuchtete Welt heraufzieht. Das finſtre Verhängniß heftet ſich an die Schritte der beiden Geſtalten, welche die Lieblingsfiguren der Dichtung bis auf unſre Zeit geblieben ſind, an den alten Harfner und an Mignon; ſie erſcheinen gewiſſermaßen dem Unglück geweiht; keine Vorſicht, keine Bemühung vermag ſie von dem Abgrund zu

retten, dem ſie mit dämoniſcher Gewalt entgegen getrieben werden. Der Fluch, welcher wegen einer furchtbaren Schuld auf dem alten Harfner laſtet, will ſich in deſſen Innerem nicht ſühnen laſſen und reißt denſelben in das Verderben hinab. Auch die ſchuldloſe Mignon iſt nur da, um zu leiden und zu ſterben. Deſto rührender aber ſind die Klagen, welche den Lippen der beiden Unglücklichen in ihren Geſängen entſtrömen. Wer ſollte nicht das ergreifende Lied des Harfners kennen:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Und wen bewegten nicht tief jene Klagelieder Mignons: „Kennſt du das Land" und „Nur wer die Sehnſucht kennt", und vor allem ihr Schwanengeſang, in welchen ſich ihre Sehnſucht nach der himmliſchen Heimath ergießt, nach der ihr früh gebrochenes Herz verlangt:

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Unſerer kurzen Beſprechung des Wilhelm Meiſter, welche auf eine Entwickelung des Ganges der Begebenheiten und Handlungen und auf eine Charakteriſtik der vielen Perſonen, die in dieſen eingreifen, nicht hat eingehen können, laſſen wir noch ein allgemeines Urtheil Schiller's über den Roman folgen, durch welches wir uns über den wahren Werth der Dichtung, die als eine Schilderung des wirklichen Lebens und der in ihm zum Vorſchein kommenden menſchlichen Verirrungen und Fehltritte manchen Vorwurf vom moraliſchen Standpunkte aus erfahren hat, um ſo mehr beruhigt fühlen können, da dieſe anerkennende Beurtheilung gerade von dem Dichter ausgeht, der als der ideale und reine Göthe als dem realen, dem unmoraliſchen Schriftſteller ſo oft entgegengeſtellt wird, um denſelben über alle Gebühr herabzuſetzen. Schiller ſagt: „Eine würdige, wahrhaft äſthetiſche Schätzung des Kunſtwerkes iſt eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächſten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeins, daß ich die Vollendung dieſes Products erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann. . . . Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werkes beengte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger, als ſie ſein wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Kriſe meines Geiſtes ſein; ſie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, ſo wirkt es und ſteht es da, und alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles gefloſſen iſt. Wie iſt es Ihnen gelungen, den großen, ſo weit auseinander geworfenen Kreis und Schauplatz

von Perſonen und Begebenheiten wieder ſo eng zuſammenzurücken; Es ſteht da wie ein ſchönes Planetenſyſtem, alles gehört zuſammen, und nur die italiäniſchen Figuren knüpfen wie Kometengeſtalten, und auch ſo ſchauerlich wie dieſe, das Syſtem an ein entferntes und größeres an.“ Und ferner: „Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir ſonſt nur in der weiten Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie ſich nicht mehr, wenn es ſo Wenige gibt, die Sie zu verſtehen fähig und würdig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler alle Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunſt, und bei denen, die dem Künſtler zu folgen im Stande ſein könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerkſam ſind, wirkt die geniale Kraft, die ſie hier handeln ſehen, ſo feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbſt ſo ſehr in's Gedränge, daß ſie es mit Gewalt von ſich ſtoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhafteſten huldigen.“

20.

Hermann und Dorothea.

Ein Hauptgegenstand der gemeinsamen Betrachtungen Göthe's und Schiller's war das Wesen der epischen und dramatischen Poesie. Sie gingen bei denselben von dem classischen Griechenthum aus; Homer und Sophokles leuchteten ihnen in beiden Dichtgattungen als Muster voran, und von dem Philosophen Aristoteles fanden sie die Grundlinien der Poetik vorgezeichnet. Dagegen trennten sich in ihrer Dichterthätigkeit die Wege; während Schiller von der Balladendichtung, dem Gebiete, auf welchem sich Beide eine Zeitlang gemeinsam bewegt hatten, bald zur dramatischen Poesie überging, und mit seinem Wallenstein die Reihe seiner rasch aufeinander folgenden classischen Tragödien eröffnete, war Göthe durch die Elegie zur Idylle und epischen Poesie überhaupt hingeführt worden. Vornehmlich hatten die Resultate der Forschungen des Philologen Fr. A. Wolf sein Interesse wieder auf Homer, welcher ihn schon einmal, in Sicilien so lebhaft angeregt hatte, hingeleitet, sodaß sich seine episch-plastische Natur auch jetzt wieder durch dieses große Vorbild dringend zum Schaffen aufgefordert fühlte. Auch der letzte der Homeriden zu sein, schien ihm schön. Wenn er aber damals den aus dem

alten Dichter entlehnten Stoff dramatisch gestalten wollte, so hielt er jetzt an der epischen Form fest, um auch moderne Stoffe in dieselbe zu kleiden. Wie Göthe, nachdem er sich ganz auf das Epische geworfen, nun, wie er sich ausdrückt, am Ende seiner Laufbahn auch um diesen Eckstein herumgekommen, davon gibt uns vor Allem „Hermann und Dorothea" Zeugniß, das vollendete Meisterwerk seines noch einmal in frischer Jugendkraft auflebenden Dichtergenius.

Der erste Plan zu Hermann und Dorothea fällt wohl schon in das Jahr 1795; durch die in demselben Jahre erschienene Luise von Voß wurde jedoch erst das Interesse an der Dichtung in höherem Grade belebt und gewissermaßen der Anstoß zur Abfassung derselben gegeben. Die Grundzüge des Gedichtes nahm Göthe aus einem im Jahre 1732 in Leipzig gedruckten Buche, welches den Titel führt: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten. Das ist kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenz-Stadt Gera angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehört worden, mit eilfertiger Feder entworfen." In diesem Buche findet sich eine Erzählung folgenden Inhalts: Als die Salzburger Emigrirten durch das Oetting'sche Städtchen Altmühl kamen, fand der Sohn eines dortigen vermögenden Bürgers an einer Salzburgerin ein so großes Wohlgefallen, daß er, nachdem er sich nach ihrer Familie und ihren Sitten erkundigt und die für ihn erwünschte Auskunft erhalten hatte, den Entschluß faßte, sie zu seiner Gattin zu wählen. Der Vater, der ihn bisher vergebens „zum Heirathen angemahnt", suchte den Sohn von seinem Vorsatze abzubringen, gab aber, da sein Bemühen vergeblich war, auf den Rath des Predigers seine Einwilligung. Der Sohn führte das Mädchen nicht als Braut, sondern als Magd in das elterliche Haus, und als sie der Vater fragt, ob sie seinen Sohn heirathen wolle, glaubt sie anfänglich, man wolle sie zum Besten haben; doch löst sich das Mißverständniß zu Aller Zufriedenheit

und sie zieht aus ihrem Busen ein Beutelchen mit zweihundert Stück Dukaten als Mahlschatz.

Göthe fand diesen Stoff so wohlgeeignet zu einer poetischen Bearbeitung, daß er in einem Briefe an Meyer meint, es sei ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zweimal finde. Aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß nur ein Göthe im Stande war, den dargebotenen einfachen Stoff so vortrefflich zu benutzen, sodaß sich aus ihm eine so inhaltreiche, bedeutungsvolle Dichtung entfalten konnte; es bedurfte des klaren Blickes seines großen Genius, um denselben so glücklich auf die Tagesereignisse zu übertragen, und der Hand des vollendeten Meisters, diesen so gewendeten Inhalt in die schönste Form einzukleiden, sodaß die Dichtung nicht nur als einzig in ihrer Art in unserer Literatur dasteht, sondern auch als eine der vollendetsten poetischen Schöpfungen aller Zeiten erscheint.

In Ilmenau, dessen ländlicher Stille so manche seiner Dichtungen ihren Ursprung verdankt, mochte besonders während des Herbstes 1796 auch der Plan zu Hermann und Dorothea zu immer größerer Klarheit und Vollständigkeit heranreifen. Von jeher hatte sich der Dichter in der Umgebung dieses Ortes rein gestimmt gefühlt, und bezeichnend auch für das Entstehen unserer Dichtung sind die Worte, welche er schon im Jahre 1795 von dem Charakter desselben schreibt: „Ich war immer gerne hier und bin es auch noch, ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Noch habe ich keine Idee gehabt, als die hierher paßte.“ Den ersten Blick in das entstehende Werk läßt uns eine Stelle aus den Schiller'schen Briefen an Göthe vom October 1796 thun: „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thale und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit gibt es dort wohl auch.“ Während des Winters rückte die Arbeit mit wenigen Unterbrechungen rasch vorwärts,

sodaß Schiller an Körner berichtet, die Ausführung sei mit einer ihm unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, Göthe habe neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter geschrieben. In dieser außerordentlichen Schnelligkeit des Producirens, welche in bedeutendem Gegensatze zu der Ausführung der Iphigenie, des Egmont, Tasso und des Wilhelm Meister steht, für welche Göthe jahrelang die günstigen Stunden abwartete, um das Begonnene fortzusetzen, nähert er sich wieder der fast unglaublichen Raschheit, mit welcher er in seiner Jugendzeit den Götz und den Werther zu Ende führte. Deshalb konnte ihm auch Schiller schreiben: „Jetzt deucht mir, kehren Sie ausgebildet und reich zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Die zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese.“ Aber Göthe lebte und webte während des Producirens auch so sehr in seinem Stoffe, daß er die Gedanken oft mit Gewalt davon zurückhalten mußte, damit ihm das Detail nicht in solchen Augenblicken zu deutlich würde, die zur Ausführung nicht geeignet waren. Er selbst spricht sich in den Annalen über das Entstehen des Werkes aus: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben.“ „So zerschmilzt man an seinen eigenen Kohlen,“ sagte er einst, als ihm beim Vortrag der ersten Gesänge im Schiller'schen Kreise die Thränen in die Augen traten.

Kein bedeutenderes Gedicht Göthe's wurde seit dem Götz und Werther mit so allgemeiner Bewunderung von der Nation aufgenommen, als Hermann und Dorothea. Und war man sich oft auch nicht des vollen Werthes bewußt, welchen die Dichtung, diese anspruchslos erscheinende, aber unschätzbare Perle unserer Poesie in sich trägt, so sprach doch schon das Nationale, welches als ihr Grundcharakter hervortritt, auf's innigste zum

deutſchen Gemüth. In der Iphigenie hatte der Dichter ſeinen Stoff aus der mythiſchen Zeit der Griechen, im Taſſo aus der italiäniſchen Geſchichte genommen, um ihn dem germaniſchen Geiſte zu vermählen, hier fühlte man den warmen Pulsſchlag ächt deutſchen Lebens, das von den großen Zeitereigniſſen bewegt und gehoben wurde. In dieſer Dichtung hatte ſich der deutſche Genius ſichtbarlich verkörpert. Hier ſah man bis in die kleinſten Züge ein Bild urſprünglich deutſchen Weſens, voll Wahrheit in der Zeichnung der vaterländiſchen Sitte und des ſinnigen, gehaltvollen deutſchen Charakters, ein Bild, das ächt national war in der Schilderung des Familienlebens, der Liebe und eines beſonnenen, aber tief wurzelnden Patriotismus. Und was Göthe in den vergangenen Jahren in ſeinen dramatiſchen Werken nicht gelungen war, auch die politiſchen Verhältniſſe der Gegenwart in ihrer vollen Objectivität poetiſch darzuſtellen, auch das ſah man hier vollkommen erreicht, wo ſie der Dichter mit dem nationalen Elemente in die innigſte Beziehung geſetzt hatte.

Göthe's erſte Abſicht war, ſeinen Stoff in einer Idylle von ähnlichem Umfange wie Alexis und Dora zu bearbeiten. Sowie ihm aber derſelbe bald zu immer größerer Ausdehnung heranwuchs, ſo überflog auch ſein Genius die Schranken jener Dichtgattung, denn es bildete ſich unter ſeiner Hand ein Gemälde bürgerlichen Lebens, welches, weil ſeine Handlung ſo entſchieden durch nationale Ereigniſſe bedingt und mit ihnen verſchlungen iſt, den Namen eines Epos mit Recht beanſpruchen darf. Hermann und Dorothea iſt ein bürgerliches Epos. Schon Leſſing hatte in ſeiner Miß Sara Sampſon und in Emilia Galotti, Göthe ſelbſt im Clavigo und in der Stella, Schiller in Cabale und Liebe die tragiſchen Conflicte, wie ſie auch das bürgerliche Leben erſchüttern, auf die Bühne gebracht. Zu einer Zeit, welche die Berechtigung des dritten Standes laut ausſprach, mußte derſelbe mit ſeinen Intereſſen, ſeinen Freuden und Leiden auch in der Poeſie, in dieſem Spiegel des Jahrhunderts, die entſprechenden Abbilder finden. Nun ſchilderte Göthe in Hermann und

Dorothea das bürgerliche Leben in rein epiſcher Form, in derjenigen poetiſchen Form, von der man mit Recht behauptet, daß ihre Anwendung in voller Reinheit unſeren Zeitverhältniſſen und Zuſtänden durchaus widerſtrebe. Aber darin feiert auch gerade der dichteriſche Genius ſeinen größten Triumph, daß es ihm gelungen iſt, alles Hindernde zu überwinden, alles Spröde in den Fluß ſeiner Dichtung zu zwingen und inmitten unſerer, dem epiſchen Weltzuſtande ferne liegenden Zeit doch ein an ächt epiſchen Zügen ſo reiches Gemälde zu zeichnen. Es fehlen der Dichtung nicht die weſentlichen Elemente, welche dieſe urſprüngliche der Dichtgattungen charakteriſiren, nicht jene Naturwüchſigkeit und Einfachheit des Lebens, ſelbſt nicht jene völkerbewegenden Kämpfe, und vor Allem nicht der nationale Geiſt, der ſich durch ihre ganze Handlung hinzieht. Zwar hat der Dichter in dem engen Rahmen ſeiner poetiſchen Schöpfung der Schilderung jener Kämpfe, welche Hauptinhalt des Epos ſind, nicht in ihrer Breite, Mannichfaltigkeit und Unmittelbarkeit Raum verſtattet; obwohl wir indeſſen die gewaltige kriegeriſche Bewegung ſelbſt nur in der Ferne ſich vollziehen ſehen, ſo wird uns dennoch durch ihre Wirkung ganz in der Nähe ihr welterſchütterndes Daſein höchſt lebendig vor Augen geführt. Auf dieſem bedeutungsvollen Grunde hebt ſich eine in reinſter Objectivität geſchilderte, höchſt einfach verlaufende Handlung hervor. Der Dichter erzählt nach W. v. Humboldt's Worten die Verbindung eines Sohnes aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie mit einer Ausgewanderten; er thut nichts, als die einzelnen Momente dieſer Handlung, die einzelnen Theile dieſes Stoffs auseinanderlegen, die Reihe der Umſtände entwickeln, wie ſie natürlich und nothwendig auseinander entſpringen; er iſt nie mit etwas Anderem, als mit ſeinem Gegenſtande beſchäftigt; alle Hinderniſſe, durch die er den Knoten der Handlung ſchürzt, alle Mittel, durch die er ihn wieder löſt, ſind allein aus dieſem und aus den Charakteren der handelnden Perſonen genommen; Alles, wodurch er die Theilnahme des Leſers gewinnt, iſt allein in dieſem Kreiſe enthalten, und nie tritt

er in seiner eignen Individualität hervor, nie schweift er in eine eigne Betrachtung oder eigne Empfindung aus. Und auf welchen Standpunkt sieht sich dadurch der Leser versetzt! Das Leben in seinen größten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Daseins stehen auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie mit lebendiger Klarheit." Es ist ein unendlicher Reichthum von Anschauungen und Ideen, der uns aus dem engen Umfange des Gedichtes entgegentritt: die glückliche Ruhe des Friedens neben der verheerenden Macht des Krieges, die Verhältnisse einfach bürgerlichen Lebens und die Zustände des gesammten Vaterlandes. Wir nehmen mit den Bürgern Antheil an den Interessen der städtischen Verwaltung, aber wir fühlen auch das Wehen des Zeitgeistes, welcher die Gemüther mit neuen weltbezwingenden Ideen erfüllt. Wir sehen alles Edle sich entfalten, was eine großartige politische Bewegung hervorruft, wenn sich das Herz hoch gehoben fühlt, die freiere Brust mit reineren Pulsen schlägt, und jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache wächst; aber wir sehen auch die niedrige Leidenschaft, den nackten Egoismus, der im Verlauf derselben ohne Scheu hervortritt, in seiner häßlichen Blöße auf der Oberfläche des Lebens erscheinen. Wir gewahren die Wirkung des Zeitgeistes auf die verschiedenen Lebensalter, die Weltanschauung des conservativen Alters und die von dem neuen Geist erzeugte Begeisterung der vorwärts strebenden Jugend, die Nüchternheit und die Schwärmerei, und zwischen ihnen den besonnenen, aber thatkräftigen männlichen Willen in einer von politischen Stürmen bewegten Zeit. Wir sehen ferner die verschiedenen Stufen der Bildung, von der Einfachheit und Schlichtheit der Sitten des bürgerlichen Standes bis zu der durch Studium erworbenen höheren Anschauung der Dinge und der durch sie bedingten Auffassung der Gesetze der Sittlichkeit; daneben erblicken wir als Kehrseite das egoistische, am Alten zäh festhaltende Philisterthum und die aufgeblähte, von anmaßendem Geldstolz erfüllte Scheinbildung. Wir schauen in das schöne Besitzthum einer bür-

gerlichen Familie, in die Behaglichkeit des ruhigen Genusses wohlerworbener und wohlerhaltener Güter; wir erblicken das auf schlichter Einfachheit beruhende innere Glück der Familienglieder; aber wir sehen auch dieses Glück des ruhigen bürgerlichen Lebens gestört, die Besitzer aus ihrem Besitzthum vertrieben und in die Welt hinausgestoßen, das Band des Familienlebens durch den Zeitsturm zerrissen. Das Verhältniß der Ehegatten zu einander, der Kinder zu den Eltern und umgekehrt ist in den lebendigsten Farben geschildert, selbst das der Herrschaft zu den Dienstboten ist nicht übergangen, sondern tritt vielmehr mit überraschender Wahrheit vor unsere Augen. Und zu diesen mannichfachen Bildern aus dem Familienleben fehlt auch nicht der Gegensatz, welcher in dem in den treffendsten Zügen gezeichneten Hagestolze zur Darstellung kommt, welcher bei aller Gutmüthigkeit, die ihm eigen ist, doch des eigentlichen sittlichen Haltes entbehrt, den nur das Familienleben gewähren kann. Durch diese Welt voll mannichfacher Gegensätze zieht sich als rother Faden die schüchtern aufgeblühte Liebe eines trefflichen Paares, welches dem Glücke seiner Vereinigung rasch, aber nicht ohne Befürchtungen und Irrungen entgegengeht. Aber welche Ruhe waltet über dieser reichen Welt, wie still, man möchte sagen, geräuschlos fließt die Handlung hin! Und wie bekannt und vertraut treten uns die schlichten Charaktere, denen bei aller ihrer sonstigen Verschiedenheit doch Ein durchgreifender Grundzug, der Grundzug deutschen Wesens, deutscher Gesinnung und Handlungsweise aufgeprägt ist, entgegen, sodaß wir nicht Dichtung, sondern Fleisch und Blut von unserm Fleisch und Blut vor uns zu sehen meinen! Und doch sind diese Charaktere aus der Wirklichkeit auch in das Ideale emporgehoben; denn gerade darin bewährt sich wieder glänzend Göthe's dichterischer Genius, daß er, wie Humboldt sagt, Charaktere geschaffen hat, so wahr und individuell, als nur Natur und lebendige Gegenwart sie zu geben, aber auch so rein und ideal, als die Wirklichkeit sie niemals darzustellen vermag. So hat der Dichter dem einfachsten Stoffe die edelste Würde

verliehen und hat in dem innigen Verſchmelzen des Realen und Idealen das Höchſte in der poetiſchen Kunſt erreicht; nirgends erinnert uns die mitten aus dem Leben gegriffene Handlung an die Gemeinheit des Wirklichen, es iſt ein verklärender Hauch über ſie gegoſſen, welcher ſie über alles Niedrige und Gewöhnliche hoch erhebt.

Wie ſicher weiß uns der Dichter an den Klippen vorüberzuführen, an welchen durch die Darſtellung der nackten Wirklichkeit der poetiſche Genuß ſcheitern würde; wie erhebt er uns dann unvermerkt aus dem Beſchränkenden der Zeitgebräuche in die Allgemeinheit menſchlicher Anſchauung! So in jener Schilderung, auf welche Humboldt aufmerkſam gemacht hat. Wenn er im zweiten Geſange Hermann von der Jungfrau erzählen läßt, welche in dem Zuge der Vertriebenen neben dem Wagen hergehend die Stiere gelenkt habe, ſo liegt der Charakter des Niedrigen gar nicht ferne; ſie durfte nur nach der Sitte der Zeit eine Peitſche führen, und unſer äſthetiſches Gefühl wäre auf das Empfindlichſte verletzt geweſen. Aber er gibt ihr einen Stab in die Hand, wir bemerken kaum die Abweichung ſeiner Schilderung von unſerer Zeitſitte, und die Jungfrau tritt in der ſchönen Einfachheit der patriarchaliſchen Zeit vor unſere Phantaſie, wo ſich auch die Königstöchter der Leitung der Hausthiere nicht zu ſchämen hatten. Mit welcher Zartheit weiß ferner der Dichter das wechſelſeitige Wohlgefallen der beiden Liebenden bei ihrem erſten Begegnen am Brunnen unter den Linden darzuſtellen! Wie würde aller Schmelz dieſer ſchüchternen Liebe verſchwinden, wenn ſich die kaum erſt bekannt Gewordenen Aug' in Auge geſchaut hätten; aber die Quelle gibt ihnen ihr Bild zurück, in dem fremden Elemente dürfen ſich ihre Blicke begegnen, und, was nur die Folge der bewegten Waſſerfläche iſt, das freundliche Nicken ihrer Spiegelbilder, mögen ſie als Aeußerung ihrer wohlwollenden Herzen deuten:

Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte ſich über.

Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel

So hat der Dichter das schönste Bild einer unschuldvoll aufblühenden Liebe in unserer Phantasie hervorgerufen, ein Bild, das wegen seiner plastischen Einfachheit auch schon oft der Gegenstand der Malerei geworden ist.

Ueberhaupt tritt als Grundcharakter in der ganzen Dichtung das Plastische hervor, welches allen Situationen die klarsten Umrisse und allen Gestalten die reinsten und bestimmtesten Züge verleiht. Wir dürfen uns nur erinnern an die treffliche Zeichnung Dorothea's. Wie wenig Aufwand von Mitteln hat der Dichter angewendet, um ihr anmuthiges Bild zu zeichnen, und doch hebt es sich deutlicher und bestimmter in unserer Phantasie zum Leben hervor, als hundert andere Figuren, an deren Schilderung eine ganze Sammlung von ausschmückenden Prädicaten, wie rosenroth, lilienweiß und dergleichen verschwendet worden ist. Hermann spricht zu dem Pfarrer und Apotheker, die, Dorothea aufzusuchen, in das Dorf gehen:

Und Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund:
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Mehr aber noch gewinnt eine Aeußerung Göthe's gegen Schiller, daß er nämlich die Vortheile, deren er sich im Gedichte bedient, den Anschauungen der Meisterwerke hellenischer Kunst verdanke, klares Verständniß für uns, wenn wir jene Situation betrachten, wo Hermann Dorothea die Stiegen des Weinbergs hinabführt, und wo diese, im Dämmerlichte des Laubganges den Tritt verfehlend, einen Augenblick an ihm niedersinkt. Hier sieht unsre Phantasie eine schöne Marmorgruppe; aber auch kühl wie Mar-

mor ist die Behandlung dieses Momentes, nicht entzündlich, verlockend und sinnenreizend, wie ihn viele moderne Dichter würden dargestellt haben; die Hoheit der alten Kunst durchdringt und adelt gewissermaßen auch den Charakter der dargestellten Personen:

Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Und wie wirkungsreich läßt nun der Dichter die zukünftige Tochter an des Sohnes Seite vor den Eltern erscheinen. Sie treten eben in die Stube ein, die Eltern und Freunde sehen sie auf der Thürschwelle; die Thüre bildet den natürlichen Rahmen, die Dunkelheit der Hausflur den Hintergrund zu dem Bilde des vom Lichte beschienenen schönen Paares.

Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Dieselbe vollendete Plastik, mit welcher der Dichter die einzelnen Situationen wie schöne Bilder an unserer Phantasie vorüberführt, so daß sich eine ganze Reihe von lieblichen Gemälden aus der Dichtung zusammenstellen ließe, bewährt sich auch in seiner Schilderung der einzelnen Personen, aus deren scharf und bestimmt gezeichneten Zügen sich jedesmal ein treffliches Charakterbild zusammenfügt.

So bei dem Vater Hermanns, dem Wirthe zum goldenen Löwen. Er erscheint uns als einer jener behäbigen Gestalten, welche im Besitze selbsterworbenen Reichthums denselben weder karg hüten noch verschwenderisch genießen. Er öffnet seine Hand gern zur Unterstützung Nothleidender: „denn Geben ist Sache des Reichen." Er besitzt Haus und Hof mit allem Da-

zugehörigen; hinter den geräumigen Wirthschaftsgebäuden dehnt sich der Garten, der Weinberg und das Ackergut weit in die Gemarkung aus — ein ächt epischer Zug, durch welchen uns der Dichter in jenen Weltzustand zurückführt, wo der Mensch noch inmitten seiner Felder wohnte und alle seine Bedürfnisse aus denselben bezog. Im Besitze dieses Reichthums ist der Wirth zum goldenen Löwen umsomehr von Selbstgefühl erfüllt, weil er denselben großentheils selbst erworben hat.

Nicht einen Jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten.
O wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.

Der Brand des Städtchens, dessen Schrecken sich ächt bürgerlich durch die Erinnerung aller älteren Personen hinzieht, hatte sein elterliches Haus zerstört, im Unglück schloß sich der Ehebund mit der von gleichem Schicksale heimgesuchten Nachbarstochter. Im Bewußtsein seiner Rührigkeit und des durch dieselbe gewonnenen Wohlstandes besitzt er auch jenes Selbstgefühl der Leute bürgerlichen Standes, welche ihr Glück sich selber verdanken; er denkt keineswegs unvortheilhaft von sich, er rühmt sein höfliches Betragen gegen die Gäste und thut mit einem wohlgefälligen Blick auf seine Talente gegen seinen Sohn die Aeußerung:

Hätte mein Vater gesorgt für mich, sowie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.

Besonders gern aber gedenkt er der bürgerlichen Ehren, welche ihm zu Theil geworden sind, und der Verdienste, die er um das Gemeindewesen sich erworben hat. Daß er sechsmal Bauherr im Rathe gewesen und sich Beifall und herzlichen Dank von guten Bürgern verdient habe, ist sein größter Stolz.

Gegen die Gattin ist er zärtlich und liebevoll, und wenn er auch den Freunden gegenüber sich über die weibliche Natur ausläßt und behauptet, die Weiber seien wie die Kinder, jedes lebe

nach seinem eignen Belieben, man solle sie nur immer loben und streicheln, so hat er ihr doch die vollen Rechte als Hausfrau und Mutter eingeräumt, und die zwanzig Jahre ihres Zusammenlebens haben seine zärtliche Zuneigung zu ihr nicht vermindert. Mit welcher behaglichen Redseligkeit erzählt er noch jetzt die Einzelheiten seiner Verlobung mit dem „Mütterchen" nach dem schrecklichen Brande!

Des Sohnes Glück zu gründen ist er eifrig bedacht. Er findet dasselbe in der Vermählung mit der reichen Kaufmannstochter, aber so heftig er auch gegen eine arme Schwiegertochter protestirt hat, so schnell entsagt er in seiner angebornen Gutmüthigkeit seinem Wunsche, nachdem er Hermanns Absicht erfahren, jene Vertriebene heimzuführen, und willigt in dessen Bitte, um dieselbe werben zu dürfen. Und scheint er auch zuweilen hart gegen den stillen, verschlossenen Sohn, dessen treffliche Eigenschaften er nicht immer zu würdigen weiß, so ist es doch nur der Ton gutmüthigen Polterns, dessen Heftigkeit bald verraucht ist. So bricht auch sein Unmuth in der Irrung hervor, als Dorothea, durch seinen wohlgemeinten Scherz verwundet, das kaum betretene Haus wieder verlassen will:

Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
Daß mir das Unangenehmste geschieht noch zum Schlusse des Tages!
Denn mir ist unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.

Als jedoch das Mißverständniß sich aufgeklärt, als das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend, als sie ihn bat, ihr zu verzeihen erst die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude, da wallt sein weiches Herz sogleich über, und, die Thränen selber verbergend, umarmt er sie in freudiger Rührung. In allen diesen Zügen erscheint er als ein ächt deutscher Charakter, als einer jener redlichen und tüchtigen Männer mit ihren kleinen Schwächen, mit ihrer gutmüthigen, aber leichtaufbrausenden Natur, welche uns so oft im Leben begegnen.

Und dieſem ſeinem Temperamente entſpricht auch die äußere Geſtalt, die ihm der Dichter gegeben; denn obwohl ſie derſelbe nirgends geſchildert hat, gibt er uns doch einen bedeutſamen Wink über die wohlbeleibte Figur des Wirthes zum goldenen Löwen:

Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht, er war vom rundlichen Gliede gehalten.)

Als Gegenſatz zu dem Wirthe zum goldenen Löwen erſcheint der Nachbar Apotheker, der Vertreter des beſchränkten Philiſterthums. Wenn jener dem Neuen nicht abgeneigt iſt und einem vernünftigen Fortſchritte huldigt, wenn er ſeinen Sohn nach Mannheim, Frankfurt oder Straßburg zu ſchicken beabſichtigt, damit er wohlgeordnete ſtädtiſche Zuſtände und Einrichtungen kennen lernen und ſie in ſeine Vaterſtadt verpflanzen könne, ſo iſt dieſer noch ganz der alten guten Zeit zugekehrt. Alle Neuerungen ſieht er mit mißtrauiſchen Blicken an. Er klagt, daß ſein ſchöner Garten mit dem herrlichen Grottenwerk, den Bettlern von Stein und den farbigen Zwergen nicht mehr bewundert, und im Saale die Malerei nicht mehr geprieſen werde,

Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren,
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.

Zwar faßt auch er ſich manchmal ein Herz, mit der Zeit voranzuſchreiten, aber ihn hemmt ſogleich der leidige Egoismus, der Geiz. Als es ihm neulich in den Sinn kam, den Engel Michael, der ſeine Officin bezeichnet, und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet, vergolden zu laſſen, ließ er ihn ſchließlich doch verbräunt, wie er iſt, „ihn ſchreckte die Forderung.“ Doch findet er ſich wohl auch zu milder Gabe bereit, wenn ſie gleich, wie wir vermuthen dürfen, nicht allzureichlich ausfallen wird. Als er mit dem Pfarrer ins Dorf gegangen iſt, um die Jungfrau aufzuſuchen, und dieſer dem Richter ein Goldſtück zur Vertheilung unter die Dürftigen reicht, will auch er ſeine Gabe ſpenden; geſchäftig ſpricht er:

Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Toback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.

Als Hagestolz hat er auch kein Interesse für das Allgemeine, er denkt nur an seine von den Voreltern ererbten Schätze, weiß er diese in Sicherheit und die Apotheke vom Provisor besorgt, so fühlt er sich auf seiner beabsichtigten Flucht vor dem nahenden Kriege geborgen. Dagegen ist er, in Ermangelung häuslicher Beschäftigung und Sorge, gerne bei Andern der Vermittler; er zeigt sich in allen Familienangelegenheiten der Freunde und Nachbarn theilnehmend und hat gerne die Hände im Spiel, wenn sich das Glück derselben begründen soll. Er rühmt deshalb die alte Zeit, in welcher der Freiersmann eine so hochgeachtete Person in der Familie war und in derselben alle Ehren genoß. So ist er auch jetzt höchst geschäftig und eifrig bemüht, zu der Verbindung Hermanns und Dorothea's das Seinige beizutragen. In dieser Beziehung ist er ein treffendes Bild eines jener geschäftigen „Nachbarn", welche sich so häufig im bürgerlichen Leben finden.

In dem noch jugendlichen Geistlichen ist ein Charakter dargestellt, welcher durch gediegene wissenschaftliche Bildung sich einen klaren Blick über alle Verhältnisse des Lebens erworben hat. Die Ueberlegenheit seiner Einsicht über die der übrigen Personen zeigt sich vornehmlich darin, daß er an allen Dingen ihre beiden Seiten, die gute wie die schlimme, zu finden und zu würdigen weiß. In seinen sämmtlichen Aeußerungen und Reden, welche einen Schatz der höchsten sittlichen Wahrheiten entfalten, zeigt er sich auf der Höhe der intellectuellen und sittlichen Bildung der Zeit. Dabei ist er von einer menschenfreundlichen Gesinnung durchdrungen, welche ihm, dem Seelsorger, das Zutrauen der Bürger gewonnen und einen entschiedenen Einfluß auf dieselben erworben hat. Er ist ihr Vertrauter und ihr Rathgeber; er ist es auch,

welcher den durch Irrungen entstandenen Conflict, nach neuen, in guter Absicht herbeigeführten Verwickelungen beseitigt und die Handlung zum schönsten Ziele hinausführt.

In der Mutter Hermanns sehen wir das trefflichste Bild der geschäftigen und sorgsamen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. In der Haushaltung hält sie Alles zu Rathe, sie verschenkt nicht gerne die abgetragene Leinwand, „denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben." Doch heute, da sie von Kindern und Alten hörte, die nackend dahergehn, gab sie so gerne manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden und plünderte selbst des „Vaters" Schrank. Wir dürfen sie nur durch den Garten begleiten, welchen sie eilig durchschreitet, um Hermann aufzusuchen, und wir finden an ihr die treffendsten Züge der immer geschäftigen, auf alles bedachten Hausfrau:

Sie freute sich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Durch diese Emsigkeit hat sie den Wohlstand des Hauses mehren helfen und nimmt daher die ihr gebührende Stelle neben dem Gatten ein. Sie weiß durch Freundlichkeit ihren Einfluß auf diesen zu behaupten und zumeist dadurch, daß sie seine kleinen Schwächen duldet, das gute Einvernehmen zu bewahren. Auch zeigt sie ein richtiges Verständniß von dem Gegensatz der männlichen und weiblichen Natur überhaupt, indem sie sagt:

Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

So ist sie auch die Vermittlerin, wenn zwischen dem heftigen Vater und dem mündig gewordenen Sohne der Ausbruch eines Zwiespalts droht. Sie ermahnt Hermann, der sich durch die harte Rede des Vaters verwundet fühlt, zur Nachgiebigkeit, und die Natur ihres Gatten kennend, darf sie des Sohnes Hoff-

nung beleben, daß derselbe die Einwilligung zu seiner Verbindung mit der Vertriebenen, trotz der Heftigkeit, mit welcher er auch heute so manches herausgeredet hatte, nicht versagen werde. Ueberhaupt zeigt sie sich am schönsten in ihrer Liebe zum Sohne, den sie besser als der Gatte in seinen vortrefflichen Eigenschaften kennt, und daher gegen die Beschuldigungen desselben in Schutz nimmt. Sie eilt, als er, den weiteren Vorwürfen des Vaters still und bescheiden ausweichend, das Zimmer verläßt, ihm nach, um ihn zu beruhigen und zu trösten, und wie weiß sie ihm, als er ihr die im Herzen erwachte Liebe schüchtern nicht entdecken will, ins tiefste Innere zu schauen:

Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
Du verbirgst dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.

Und da er noch immer zögert, das Geheimniß zu entdecken, hat es das ahnende Herz der Mutter schon selber gefunden:

Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet,
Denn dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad' nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das du gewählt hast.

Und nun, nachdem ihr der Sohn seine Liebe bekannt, eilt sie frohen Muthes mit ihm hinab, um die Einwilligung des Vaters zu seiner von ihnen beiden schon längst ersehnten Verlobung zu vermitteln. Doch droht in den Verwickelungen der Schlußscene ihr liebster Wunsch, dessen Erfüllung sie schon so nahe sah, noch vereitelt zu werden. Da aber, als Dorothea von des Vaters Rede verletzt, wieder zurückkehren will, treibt sie ihr mütterliches Herz, welches die Vortrefflichkeit des Mädchens schon erkannt hatte, zu ihr hin, und sie umfassend mit beiden Armen ruft sie ihr die Worte zu, in welchen sich ihre reine Freude, ihre Liebe zu der edlen Fremden und ihre Hoffnung für des Sohnes künftiges Glück ausspricht:

Nein, ich lasse dich nicht, du bist mir des Sohnes Verlobte.

In Hermann ist eine jener deutschen Naturen gezeichnet, die

in sich verschlossen und zurückhaltend, nach den ersten Regungen der Liebe eine Fülle von trefflichen Eigenschaften, von edlen Gesinnungen entfalten, welche, kaum geahnt, in der Tiefe der Brust hinter dem stillen und gemessenen, nur praktische Verständigkeit verrathenden Aeußeren geschlummert haben. Es bedurfte nur des belebenden und veredelnden Einflusses der Liebe, um ihn, sowie der warme Sonnenstrahl die unscheinbare Knospe zur farbenreichen Blume, zum vollen und bedeutenden Menschen zu entwickeln. Im zweiten Gesange lernen wir ihn in seiner Kindheit als einen gutmüthigen, kernhaften, aber nach des Vaters Meinung wenig versprechenden Knaben kennen. Dagegen sehen wir ihn bald überall praktisch; der Scheinbildung der Kaufmannsfamilie gegenüber zeigt er sich zwar ungelenk, aber gerade diese Unbeholfenheit zeugt von seiner gesunden Natur, die sich dem aufgeputzten Modewesen, der geschminkten, oberflächlichen und dabei anmaßlichen Halbbildung nicht assimiliren kann. Zum Jüngling herangewachsen, besorgt er die Feldwirthschaft mit Eifer und Einsicht; sein ernster Sinn ist nicht auf die Vergnügungen der Jugend gerichtet. Da erscheint der Zug der Vertriebenen; bei seinem ersten Zusammentreffen mit Dorothea sagt ihm sein Herz, daß dieselbe ein begehrenswerthes Mädchen sei. Nicht das vielgerühmte Klavierspiel der Kaufmannstochter zieht ihn an, sondern die ächte, thätige, hülfreiche Weiblichkeit, wie sie hier inmitten Nothleidender und Hülfebedürftiger in der fremden Jungfrau erscheint. Er gibt Dorotheen das erste Zeichen seines unbeschränkten Zutrauens, als er ihr die Gaben zur Vertheilung an die Armen überreicht. Mit verändertem Wesen kehrt er zurück. Der Prediger sagt nach dem ersten prüfenden Blicke zu ihm:

> Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.

Die Liebe hatte sein Herz berührt und sein ganzes Wesen durchdrungen. Heiterkeit, Lebendigkeit, Selbstgefühl werden durch sie gesteigert, und doppelt schmerzlich wird ihm daher auch die

tadelnde Rede des Vaters. Unter dem Birnbaum gedenkt er mit ſtiller Sehnſucht der ſchönen Fremden, und als die Mutter erſcheint und ihn voll Theilnahme um den Grund ſeiner Trauer befragt, wie ſchüchtern ſucht er doch wieder das, was ihn im Innerſten bewegt, zu verbergen! Er ſchützt die Noth des Vaterlandes vor, welche tief ſein Herz ergreife, und als er der dringender Forſchenden ſich ganz entdeckt, als er geſteht, zum erſtenmale die Unwahrheit gegen ſie geredet zu haben, da ahnt und weiß er ſelber nicht, daß er eben doch nur die Wahrheit geſprochen. Denn jener Zug der Heimathloſen, welcher ihm aus der Ferne das Mädchen zugeführt, das ſein Herz mit den erſten Empfindungen der Liebe erfüllte, mußte zugleich mit dem Intereſſe für ſie, die Vertriebene, ſein Gefühl für das Vaterland zu vollerem Bewußtſein bringen und zu größerer Wärme ſteigern. So floſſen in ihm die ſanften Regungen der Liebe und die ſtolzen Gefühle männlicher Kraft, welche in dem wahren Patriotismus ihren ſchönſten Ausdruck finden, aus einer und derſelben Quelle. Und erſchien uns Hermann bisher als der verſtändige, in Allem wohlerfahrene Sohn des Hauſes, ſo lernen wir ihn nun als einen Jüngling von tiefer und reiner Empfindung, deſſen ganzes Weſen durch die Liebe höher emporgehoben worden, und als einen Bürger voll Thatkraft und voll Begeiſterung für das Vaterland kennen. Wie zeichnet er ſich in ſeinem Patriotismus und ſeinem Freiheitsgefühl, welchen ein Gegenſatz in der Alles überſtürzenden Freiheitsſchwärmerei des früheren Bräutigams Dorotheens gegeben iſt, vor den übrigen Perſonen aus! Auch als er die Erwählte zu beſitzen ſicher iſt, verkühlt ſich ſeine Liebe zum Vaterlande nicht, ſondern leuchtet in reiner Flamme nur noch höher auf. Liebe und Patriotismus durchdringen ſich hier in ſchöner Wechſelwirkung; erſt der Gründer der Familie, der Gatte empfindet den wahren Werth der Freiheit, fühlt für die Würde des Vaterlandes und iſt bereit, im Kampfe für dieſe hohen Güter Alles einzuſetzen:

Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,

Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

In der Zeichnung Dorotheens bewährt sich wiederum auf das glänzendste des Dichters Ruhm, in den schönsten Frauenbildern die edle Weiblichkeit verherrlicht zu haben. Dorothea unterscheidet sich von den übrigen Göthe'schen Frauen vornehmlich dadurch, daß der Dichter in ihr die einfache, aber volle Weiblichkeit gezeichnet hat. Während die anderen Charaktere meistens nur einzelne Seiten derselben repräsentiren, tritt in ihr das Ganze und Allgemeine der weiblichen Natur hervor. Ihre kräftig-schöne, aber anmuthige Gestalt läßt schon auf inneren Adel schließen, und gestattet ihr ein edles Selbstgefühl, dem sie sich ruhig überlassen darf. Und doch fehlt ihr auch nicht der zarte Sinn, der ihr, der Alleinstehenden, das Herumschweifen in der Welt verbietet, „denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe." Ihr Grundcharakter ist „hülfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit". Sie hat die kranke Wöchnerin gepflegt, als Alle rath- und thatlos waren, und wurde ihren Kindern eine zweite Mutter, welche diese nicht mehr von sich lassen wollen. Und hat ihr auch der Dichter einen Zug von kühnem Heroismus beigegeben in der Schilderung jenes Momentes, wo sie mit entschlossenem Muthe die Angriffe zügelloser Soldaten blutig zurückweist, so spricht sie sich doch mit voller Klarheit über die Stellung und den Beruf des Weibes in jenen Worten aus, die zu dem Trefflichsten gehören, was über die Bestimmung der Frauen gesagt worden ist:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer

Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt, und leben mag nur in andern!

Im Beſitze aller dieſer trefflichen Eigenſchaften iſt ſie auch geliebt und hochgeachtet bei allen ihren Verwandten und Bekannten. Der Mund des wackeren, an Erfahrungen reichen Richters ſtrömt über von ihrem Lob, und als ſie auf ihre Zukunft bedacht, die wandernde Gemeinde, der ſie bisher angehörte, verlaſſen will, um Hermann, wie ſie glaubt, als Magd zu folgen, begleiten ſie die Segenswünſche der anweſenden Frauen:

Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl eine zur andern flüchtig an's Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.

So züchtig und zurückhaltend Dorothea bei allem freundlichen Wohlwollen iſt, ſo daß Hermann nicht wagt, am Brunnen ihr ſeine Liebe zu geſtehen, — ihr Auge blickte nicht Liebe, aber hellen Verſtand, und gebot verſtändig zu reden — ſo ſteigt doch auch in ihrem Herzen eine Ahnung von dem Glücke auf, welches ihr der Beſitz Hermanns gewähren würde. Aber nicht der leiſeſte Ausdruck deutet die ſchüchtern genährte Hoffnung an; erſt dann, als ſie den ſchönen Traum für immer verſchwunden glaubt, verräth ſie das Geheimniß ihres Herzens. Da aber gewahren wir, wie das beſonnene, nur Verſtändigkeit blickende Mädchen, welches in ſeiner klaren Ruhe an die plaſtiſchen Meiſterwerke der Alten erinnert hatte, auch einen reichen Schatz ächt deutſchen Gemüthes enthüllt. Der ſchmerzliche Entſchluß, ſich wieder von dem trefflichen Jüngling zu trennen, welchem ſie ſo gerne gefolgt war, hat ihre ſtille Liebe zu höherem Bewußtſein gebracht und zu größerer Stärke entfaltet, und hat ihr das, was ſie ſonſt noch Jahre lang verborgen hätte, zu freiem Bekenntniß auf die Lippen gelegt. Aber wie rein und edel erſcheinen Gedanken, Wünſche und Vorſätze, welche ſie in ihrem Buſen gehegt hatte! Nicht mit Zuverſicht hatte ſie das Haus betreten, ſondern mit Zweifel und

Sorge, und ſchon waren leiſe die Schmerzen durch ihre Seele gezogen, als ſie deſſen gedachte, was ſie zu erwarten hatte, daß bald der Sohn der begüterten Eltern die Braut heimführen werde:

Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!

Wenn ſie aber der Hoffnung auf Hermanns Beſitz Raum gab in ihrem Herzen, ſo waren es nicht äußere Vorzüge, durch welche ſie ihn zu feſſeln gedachte; ſie wollte ſich ihn durch ihren inneren Werth verdienen, ſie wollte ſich ſeine Achtung erwerben, und der Lohn ihrer Bemühungen ſollte, wie ſie leiſe hoffte, ſeine Liebe ſein.

Aber ſie hatte ſchon dieſen Lohn errungen; der Jüngling hatte mit ſicherem Blicke den Schatz von trefflichen Eigenſchaften erkannt, welchen ihr Vertrauen erweckendes Aeußere verbürgte, und nun ſchlugen ihr, der ſchönen Fremden, die ein ſo reines und edles Innere offenbart hatte, auch die Herzen der Eltern und Freunde entgegen. So tritt in der Schlußſcene ihre Geſtalt vor allen übrigen bedeutungsvoll hervor, ja ihr Bild hebt ſich, wie Viehoff ſagt, in eine ideale Höhe, als ſie zuletzt das Vermächtniß ihres früheren Bräutigams mittheilt. Die edlen Empfindungen, welche ſie in dieſem als ihre eigenſten ausſpricht, und die männliche Geſinnung Hermanns, die aus den Schlußworten hervorleuchtet, geben die Bürgſchaft, daß mit ihr, die eben als Fremde das Haus betreten, ein reicher Segen in daſſelbe eingekehrt ſei. Wie der erfriſchende Hauch der Luft, welche draußen der niederſtrömende Gewitterregen abgekühlt hat, während hier die Thränen des Schmerzes und dann die Thränen der Freude gefloſſen ſind, weht es uns aus der Schlußſcene des Gedichts entgegen.

Denn auch in dieſer Dichtung hat Göthe, ſowie im Werther ſehr wirkungsreich die Natur benutzt, um ſeiner Schilderung der Seelenzuſtände eine Folie zu geben. Während in dieſem der Charakter der verſchiedenen Jahreszeiten die jeweilige Seelenſtimmung des Helden reflectirt, ſpiegeln ſich in „Hermann und Dorothea" die Empfindungen der Liebenden in den wechſelnden

Naturerſcheinungen eines Sommertags ab, die ſtill genährte Liebe in dem heiteren Frieden eines Sommerabends, das wachſende ſehnſüchtig-ſüße Verlangen in dem weichen Mondlichte, von welchem das Städtchen und die Gegend übergoſſen iſt, und die bange Stimmung während des letzten, das Glück des trefflichen Paares bedrohenden Conflictes in dem nächtlichen Gewitter, welches ſich nach lauten Donnerſchlägen in einem erquickenden Regen entlädt.

21.

Eugenie.

In Hermann und Dorothea war Göthe auf dem Höhepunkt ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit in der epiſchen Dichtform angelangt; in dieſem Werke hatte ſich die wunderbare Macht ſeines Genius, in plaſtiſcher Klarheit und reiner Objectivität die Gebilde ſeines ſchaffenden Geiſtes darzuſtellen, auf's glänzendſte geoffenbart; zugleich aber hatte ſich in dieſem unverfälſchten Abbild deutſchen Weſens auch die ganze Tiefe des nationalen Gehaltes, welchen er in ſich trug, enthüllt. Doch blieb der Dichter fortan nicht beſtändig auf dem ſeit mehreren Jahren mit Vorliebe betretenen Wege der Epik. Seine Beziehungen zum Weimarer Theater, mehr noch ſein Umgang mit Schiller, deſſen Wallenſtein mit dem herrlichſten Erfolg gekrönt worden war und den ungetheilten Beifall der Nation errungen hatte, führten ihn noch einmal auf die Bahn dramatiſcher Dichtung, welche er ohnehin nicht gänzlich verlaſſen hatte, da der Fauſt auf Schiller's Mahnung von Neuem zur Fortſetzung aufgenommen worden war. Das Beſtreben, ein reiches Repertoir für die Weimarer Bühne zu ſchaffen und auch das, was das Ausland Gutes darbot, auf derſelben zur Darſtellung zu bringen, veranlaßte ihn, im Jahre 1799 den Ma-

homet von Voltaire für ſie zu bearbeiten. Daß er zu dieſem Stoffe griff, mag ſchon in Schiller's Ausſpruch ſeine Rechtfertigung finden, daß, ſollte einmal überſetzt werden, kein Stück ſich mehr zur Bearbeitung eigne, als dieſes, welches ſchon durch ſeinen Gegenſtand vor Gleichgültigkeit des Publikums bewahrt ſei. Gewiß aber veranlaßte Göthe auch die ſchon in Frankfurt dieſem Thema zugewendete Beſchäftigung, daſſelbe nun, wenn auch nur als Ueberſetzung eines fremden Werkes, wieder aufzunehmen. Aber auch in dieſer Ueberſetzung bewährt ſich die Originalität des Dichters; ohne zu ſehr von der Genauigkeit einer Uebertragung abzuweichen, iſt ſie doch keine ſtrenge Nachbildung des franzöſiſchen Stückes; ſchon die Umgeſtaltung der Form, die Anwendung der freieren Jamben ſtatt des einförmigen Alexandriners, gibt der Dichtung einen größeren Fluß und zugleich einen, man könnte ſagen, deutſcheren Charakter. Zugleich aber tritt in derſelben die Art und Weiſe Göthe'ſcher Darſtellung ebenſo eigenthümlich hervor, wie diejenige der Schiller'ſchen in der ſpäter von dieſem bearbeiteten Phädra. Im Jahre 1800, am Geburtsfeſte der Herzogin, fand „zu großem Vortheil für die Bildung der Weimarer Schauſpieler" die erſte Darſtellung des Stückes ſtatt, für welche urſprünglich das Gedicht Schiller's „An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte" als Prolog, „damit wir", wie er ſchreibt, „das Publikum mit geladener Flinte erwarten können", verfaßt zu ſein ſcheint. Zur Feier des folgenden Geburtsfeſtes der Herzogin wurde von Göthe beſonders während ſeines mehrmaligen längeren Aufenthaltes in Jena Voltaire's Tancred bearbeitet, den er durch Chöre noch mehr zu beleben hoffte. Da ſich aber Iffland erboten, den Tancred den 18. Januar, als am Tage der Krönungsfeier aufzuführen, ſo zwang die kurzgeſtellte Friſt den Dichter, dieſen Plan wieder fallen zu laſſen. Auch das anmuthige kleine Stück „Paläophron und Neoterpe", in welchem der Dichter an alte bildende Kunſt zu erinnern und ein plaſtiſches, doch bewegliches und belebtes Werk dem Zuſchauer vor Augen zu ſtellen die Abſicht hatte, und

das jene Maskenkomödien vorbereitete, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung auf lange Zeit gewährten, wurde im Jahre 1800 am Geburtstage der Herzogin Amalie im engeren Kreise gegeben. Im Jahre 1802 dichtete Göthe zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt ein Vorspiel: „Was wir bringen", in welchem auf symbolische und allegorische Weise das vorgestellt wurde, was in der letzten Zeit auf dem deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimar'schen geschehen war, und das bei seiner Aufführung nach des Dichters Bericht „eine liebliche Wirkung that."

Als Göthe in Jena den Tancred übersetzte, ließen, wie er in den Annalen erzählt, Freunde den Vorwurf laut werden, daß er sich mit französischen Stücken, welche bei der jetzigen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig beschäftige und nichts Eignes vornehme. „Ich rief mir daher", fährt er fort, „die natürliche Tochter in die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag." Schon im Jahre 1799 nämlich hatten die zu dieser Zeit erschienenen Memoiren der Stephanie Luise von Bourbon-Conti die Conception dieses Stückes erregt, in dessen Plan er sich ein Gefäß bereitete, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte. Göthe verschwieg allen seinen Freunden, selbst Schiller, seine Beschäftigung mit dieser Dichtung, „durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß er ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle." Im Jahre 1803 war der erste Theil der Eugenie vollendet, und wurde am zweiten April auf der Weimarer Bühne aufgeführt, zur nicht geringen Ueberraschung des Publikums, welches nicht geahnt hatte, daß sich Göthe im Stillen mit der Ausführung eines großen Dichtwerks beschäftigt habe. Aber auch diese theatralische Darstellung hielt der Dichter nachmals für verfrüht, ja für die Ursache, daß die Fortsetzung desselben unterblieben sei; er nennt es in den Annalen einen großen, un-

verzeihlichen Fehler, mit dem erſten Theil der Dichtung hervorgetreten zu ſein, ehe das Ganze vollendet geweſen. Nun es geſchehen war, beſuchten ihn, wie er ſagt, die geliebten Scenen der Folge nur manchmal wie unſtäte Geiſter, die wiederkehrend flehentlich nach Erlöſung ſeufzen.

Göthe wollte nämlich das Entſtehen und den Verlauf der Revolution in einer Trilogie behandeln, und zwar nicht blos in der äußerlichen Form der Dreitheilung, wie ſie im Wallenſtein erſcheint, ſondern in der Weiſe, wie die dramatiſche Dichtkunſt der Alten dieſelbe ausgebildet hat. Jedes einzelne der Stücke ſollte für ſich eine ſelbſtändige Bedeutung haben, alle drei zuſammen aber erſt ein höheres organiſches Ganze ausmachen. Der erſte Theil dieſer projectirten Schöpfung, welcher allein vollendet worden iſt, erſcheint nach Göthe's eignem Ausdruck als die Expoſition des Ganzen. Der Dichter führt uns bis zu dem Zeitpunkte, wo ſich ſchon deutliche Anzeigen einer nahenden Revolution kundgeben, ſo daß die Heldin des Stückes ſagen kann:

Dieſem Reiche
Droht ein jäher Umſturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen ſich
Nicht wechſelſeitig mehr mit Liebeskraft
Zu ſtets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen ſich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in ſich ſelbſt zurück.

Der Charakter des wohlwollenden Königs, welcher mit Milde ſein Herrſcheramt ausübt, der bis an den letzten Herd im Königreich des Vaters warme Sorgen empfinden laſſen, der Zufriedene unter niederm Dach und im Palaſte ſehen möchte, um dann gerne dem Thron und der Welt zu entſagen, befriedigt nicht die hohe Ariſtokratie des Reichs. Sogar in dem Oheim des Königs, dem Herzoge, welcher ihm ſonſt freundlich zugethan iſt, gibt ſich die Unzufriedenheit mit ſeinen Regierungsmaximen kund, indem derſelbe der Anſicht iſt, daß Milde nicht Milde, ſondern Verwegenheit erzeuge. Mehr aber noch arbeitet gegen den Herr-

ſcher eine Partei, an deren Spitze der Sohn des Herzogs ſteht, deſſen ſelbſtſüchtige und gewaltthätige Natur ſelbſt den Vater ihm entfremdet hat. Dieſer hängt, daher auch mit ganzem Herzen an einer natürlichen Tochter, Eugenie, der er die ſorgfältigſte Erziehung gegeben hat, und die er nun von dem Könige legitimiren laſſen will. Da durch dieſen Akt das Erbe des Bruders geſchmälert und dazu vielleicht der Thron des kinderloſen Königs Schwankungen erleiden würde, wird ſie das Opfer der feindlichen ariſtokratiſchen Partei. Sie wird durch ein königliches Verbannungsdekret, welches der Bruder erwirkt hat, heimlich entfernt, der Vater aber durch eine fingirte Todesnachricht getäuſcht. So finden wir Eugenien am Schluſſe des Stückes, von ihrer Hofmeiſterin begleitet, in einer Hafenſtadt, um ſich einzuſchiffen in die durch ihr Klima Geſundheit und Leben gefährdenden Kolonien. Nur Einen Ausweg gibt es für ihr Verbleiben im Vaterlande, wenn ſie ſich nämlich unter ihrem Stande zu vermählen entſchließen will. Als ſie vergeblich den Gouverneur, der hier als Repräſentant der Staatsgewalt, und die Aebtiſſin, die als die Vertreterin der Kirche erſcheint, zur Hülfe angerufen, als ſie vergeblich das Volk zu ihrer Rettung aufgefordert hat, willigt ſie, um den Boden des Vaterlandes, der ihr jetzt bei drohenden Gefahren doppelt theuer iſt, nicht verlaſſen zu müſſen, in eine Scheinverbindung mit dem edlen Gerichtsrathe, welcher ihr Herz und Hand angetragen hatte. Mit dieſer Situation ſchließt das Drama. Nun ſollte nach Göthe's Plan der zweite Theil der Trilogie auf einem Landgute, dem Aufenthaltsorte Eugeniens ſpielen, und in ihm die demokratiſchen Elemente der Revolution auf der Schaubühne erſcheinen, im dritten ſollte in der Reſidenz der Hauptſtoß der beiden Mächte auf einander erfolgen. In der größten Verwirrung ſollte das wieder gefundene Sonett, welches Eugenie dem Könige gewidmet hatte und bei ihrer Standeserhebung demſelben überreichen wollte, einen ſchönen Augenblick hervorbringen. Doch iſt nach dem Schema, das Göthe ſpäter für die Fortſetzung der Dichtung entworfen hat,

dieſer Plan weſentlich verändert worden; auch läßt ſich ſelbſt aus dieſem Schema die nähere Ausführung der folgenden Theile der Dichtung nur wenig erkennen.

Wenn als das weſentlichſte Moment der ernſten dramatiſchen Poeſie die Darſtellung von Charakteren erſcheint, die gegen ein hereinbrechendes tragiſches Schickſal ankämpfen, ſo liegt in dem Umſtande, daß die Eugenie in der Ausführung, wie wir ſie beſitzen, nur die Expoſition einer projectirten Geſammtdichtung iſt, eine durch die Natur der Sache gezogene Schranke für die Beurtheilung des Stückes. Denn weder kann ſich das Schickſal in dieſer einleitenden Dichtung in ſeiner vollen Macht enthüllen, noch iſt den Charakteren Raum gegeben, ſich in ihrem tiefſten Weſen zu entfalten. Gleichwohl begegnen wir in derſelben ſchon bedeutungsvollen tragiſchen Conflicten, wie namentlich an ihrem Schluſſe, wo Eugenie gezwungen iſt, entweder der Verbannung und dem drohenden Tode entgegen zu gehen, oder im Vaterlande ſich unter ihrem Stande zu vermählen, obſchon auch in dieſer Situation von Manchen das wahrhaft Tragiſche vermißt wird, da die illegitime Geburt der Heldin ſie zu dem Anſpruche, der hohen Ariſtokratie anzugehören, nicht berechtige. Tieftragiſch iſt dagegen im dritten Akte die Scene, in welcher der Dichter den Schmerz des Herzogs wegen des vermeintlichen Todes der Tochter darſtellt, und das tiefe Leid des troſtloſen Vaters ſo wahr und ſo ergreifend ſchildert, daß Roſenkranz dieſelbe zu dem Größten und Schönſten zählt, was je von Göthe, ja überhaupt gedichtet worden iſt. Auch offenbaren ſich in den handelnden Perſonen ſchon beſondere Charakterzüge, wie in Eugenie die ritterliche Kühnheit und das auf das Bewußtſein ihres Werthes gegründete Selbſtgefühl, in dem König die Milde, in dem Weltgeiſtlichen die erwachte Herrſchſucht; aber dieſe beſonderen Züge laſſen es dennoch nicht, zumal bei den Nebenfiguren, zu einer geſchloſſenen und feſten Individualität kommen, da der Dichter ſeine poetiſchen Geſtalten in die Allgemeinheit des Gattungsbegriffes verflüchtigt hat und demgemäß den König, den Weltgeiſtlichen, den Grafen u. ſ. f. nur als ſolche auftreten läßt.

Das Stück neigt ſich in dieſer Beziehung ſchon zu der ſymboliſirenden Dichtweiſe, die Göthe's ſpäteſte Productionen charakteriſirt, ja es kann als Uebergang von der Periode der Claſſicität zur Symbolik der letzten Epoche, von ſeinem Taſſo zur Pandora und dem zweiten Theile des Fauſt bezeichnet werden, „die Idealität überragt hier ſchon die Individualität."

Und doch hat gerade dies Symboliſche dem Stücke ſchon bei ſeiner erſten Aufführung den Beifall der bedeutendſten Kunſtkenner erworben, wenn auch das große Publikum kalt geblieben iſt. Schiller urtheilt über die Dichtung in einem Briefe an W. v. Humboldt: „Göthe's natürliche Tochter wird Sie ſehr erfreuen, und wenn Sie dieſes Stück mit ſeinen anderen, den früheren und mittleren vergleichen, zu intereſſanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, ſodaß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen iſt, dieſe iſt wirklich bewundernswerth. Es iſt ganz Kunſt und ergreift dabei die innerſte Natur durch die Kraft der Wahrheit." Auch der Philoſoph Fichte, welcher einer Aufführung des Stückes in Berlin beigewohnt hatte, konnte demſelben ſeine Bewunderung nicht verſagen, ja er erklärte es geradezu für das beſte unter den Göthe'ſchen Dichtungen. So fand die Eugenie auch bei der gebildeten Frauenwelt volle Anerkennung; Frau von Herder ſchreibt nach der erſten Aufführung derſelben an Knebel, daß ihr dieſelbe eine reine, hohe, lange nicht genoſſene Freude gemacht habe, daß Göthe's guter Genius in dieſer Dichtung wie der erwacht ſei. Wie eine Blume entfalte ſich eine Folge der Handlung aus der andern. Handlungen und Empfindungen ſeien Eins, in vortrefflichen daraus entſpringenden Geſinnungen, Gedanken, ausgeſprochen in einer ſchönen claſſiſchen Sprache, in den ſchönſten Jamben. Auch ſie glaubt, daß das Stück das ſchönſte ſei, was Göthe je gemacht habe; es ſei ein Licht der Kunſt, bei dem das Schiller'ſche Irrlicht verſchwinde. Aber es bedurfte freilich nur der Einwendung Knebels, die auch von Herder getheilt wurde, daß Göthe das Stück nicht zu Gunſten der Menſch-

lichkeit, ſondern der Stände, denen er im erſten Theile alles gräßlich Herzloſe gegeben, auflöſen werde, um dieſelbe zu dem harten, mit ihrem Lobe ſtark contraſtirenden Ausſpruch zu veranlaſſen, daß in dieſem Falle der Dichter ein Teufel ſei und ſein Talent in die Hölle fahren möge.

Dieſe entgegengeſetzten Anſichten über die Eugenie wiederholen ſich nur unter etwas veränderten Geſichtspunkten bis auf die neueſte Zeit, ſodaß dieſelbe als diejenige Dichtung Göthe's erſcheint, über welche die Meinungen der Beurtheiler am weiteſten auseinandergehen, ja ſich oft als unbedingtes Lob und ſcharfer Tadel ſchroff gegenüberſtehen. Eine höchſt ungünſtige Kritik hat das Stück von Gervinus erfahren, der dieſe „Silberſtiftzüge" den „groben Strichen" der Jugendwerke Göthe's gegenüberſtellt, welche die Nation begeiſtert hätten, während ſich der Dichter durch jene zwar Freunde im engeren Kreiſe gewonnen, aber der Nation entfremdet habe. „Welch' einen Weg," ſagt er, „haben wir zurückgelegt, welche grandioſe Veränderungen haben wir in unſerm Dichter erlebt, wenn wir von ſeiner erſten revolutionären Staatsaction, dem Götz, zu dieſer herüberblicken! Wie iſt der offene Dichter verſteckt und heimlich geworden, der kecke knappe Maler der Sitten wie breit und eintönig in dieſem Stück, das auf fünfzehn Acte berechnet war und das Publikum ſchon in den fünf vollendeten langweilte!" Gegen dieſes Urtheil nimmt Roſenkranz die Dichtung in Schutz, den es mit Schrecken erfüllt, in vielen Literaturgeſchichten dem von Huber ausgehenden Urtheil zu begegnen, die natürliche Tochter ſei marmorglatt, aber auch marmorkalt. „Die bewundernswürdige Hoheit und durchſichtige Schönheit," ſagt er, „konnte man nicht läugnen, allein dafür ſollte nun auch kein Leben, kein Gefühl darin ſein." In Bezug auf den Vorwurf, den Gervinus gegen die Dichtung erhebt, daß ſich nur Diplomatie in derſelben finde, fragt er mit Recht, ob der erſte Theil anders ſein könne als diplomatiſch, ob nicht das Tumultuariſche in dem Kraftdrang ungebändigter Naturen den ſpäteren Acten habe aufbehalten bleiben müſſen, ob nicht die

Könige, die Hofleute eine feingebildete, diplomatisch gewandte Sprache reden müßten? und wie man dem Gebildeten die Bildung, dem Hofmann das Höfische zum Vorwurf machen könne? So stehen sich je nach dem Maßstabe, welchen man anlegt, nicht allein über dieses Werk, sondern auch über viele andere Dichtungen die Ansichten, wenn auch nicht so schroff wie hier, gegenüber. Jene Kritik, wie sie Gervinus ausübt, welche bei Beurtheilung einer poetischen Schöpfung das Hauptgewicht auf ihre nationale Bedeutung und ihre Wirkung auf das Volk legt, wird viele Dichtungen weit geringer anschlagen, als die rein ästhetische Kritik, welche dieselben von dem Gesichtspunkte künstlerischer Vollendung betrachtet; und umgekehrt wird manche poetische Production nicht vor dem prüfenden Blicke des Aesthetikers bestehen, die durch ihren nationalen und zeitgemäßen Inhalt höchst wirkungsreich in das Volksleben eingreift. Es sind immer nur wenige, gleichsam kanonische Werke, welche von der einen wie von der andern Seite unbedingtes Lob finden werden.

Durch eine wunderbare Verkettung der Umstände würde Göthe in das Schicksal derjenigen Person, welche ihm den Stoff zu seinem poetischen Charakterbild Eugenie geliefert hat, eingegriffen haben, wenn jene Madame Guachet, von der Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, wirklich identisch mit der Stephanie Luise von Bourbon-Conti gewesen ist. Dieselbe war als französische Emigrantin in Berlin auch mit Rahel bekannt geworden und hatte dieser mitgetheilt, daß sie aus dem Hause Bourbon entsprossen und dem Makel unehelicher Geburt durch königlichen Machtspruch enthoben worden sei. Sie war von ausgezeichneter Schönheit, einnehmendem Aeußern, von vornehmer Bildung, höchst talentvoll und kenntnißreich, erfahren in den weiblichen Arbeiten, aber auch gewandt in den männlichen Künsten, eine kühne Reiterin, selbst geübt im Pistolenschießen. Auf ihren Wanderungen war sie auch nach Weimar gekommen, in der Absicht, dort ihre Kenntniß in der technischen Chemie zum Be-

hufe eines bedeutenden Unternehmens anzuwenden. Ihr Geſuch wurde aber, nach ihrem Berichte an Fr. Schlegel von „des Herzogs Günſtling und Rathgeber" als Schwindelei abgewieſen. Als Göthe, der damals nicht ahnte, daß er hierdurch die Perſon, deren Schickſal ihn ſo ſehr beſchäftigt hatte, aus ſeiner Nähe verſtieß, und ihr Unglück noch vermehrte, ſpäter den Sachverhalt erfuhr, ſoll er von dem unerwarteten Zuſammenhang der Dinge tief ergriffen geweſen ſein.

22.

Göthe's Alter.

„Eigentlich ſollte ich eine neue Lebensweiſe anfangen, aber dazu iſt in meinen Jahren auch kein Weg mehr.“ Dieſe Betrachtung ſchließt ſich in Göthe's Brief an Zelter unmittelbar an die Worte an, in welchen er die Größe des Verluſtes, den er durch Schiller's Tod erlitten habe, beklagt. So tief er es aber empfand, daß mit dem Dahinſcheiden des Freundes für ihn ſelber eine ganz neue Lebensepoche begonnen habe, ebenſo ſchwer mußte es für ihn werden, ſich in dieſelbe einzuleben. Daher bedurfte es auch nicht erſt der hunderterlei äußeren Anläſſe, um ihn immer wieder von Neuem an ſeine Vereinſamung zu erinnern, wie ihn im Theater der Anblick der leeren Loge, in welcher Schiller ſonſt zu ſitzen pflegte, noch längere Zeit mit Wehmuth erfüllte; in ſeinem innerſten geiſtigen Leben wurde ihm die entſtandene Lücke ebenſo ſchmerzlich fühlbar, wie er ſeine volle Befriedigung in der Freundſchaft gefunden hatte, welche ihn zehn Jahre lang an den vortrefflichſten Menſchen, an den edelſten Dichter geknüpft hatte. Ja, ſeine eigenſte poetiſche Natur wurde tief berührt, als ihm der ermunternde Freund, mit welchem er ſo lange Hand in

Hand seine dichterische Laufbahn gewandelt war, von der Seite gerissen wurde. Denn gerade jetzt hätte er der Anregung und Ermunterung von Außen her um so mehr bedurft, da die Bäche seiner Poesie schon sparsamer zu fließen begannen. Göthe stand bereits im sechsundfünfzigsten Lebensjahre, als Schiller starb; die in unmittelbarer Frische, in reicher Fülle hervordringende Schöpferkraft wich mehr und mehr dem stillen Sichversenken in die Tiefen der Wissenschaft und jener ruhigen Contemplation, in welcher das Alter den Blick in die Vergangenheit zu richten pflegt. Zu einer solchen Rückschau würde den Dichter schon die von dem Jahre 1806—1810 besorgte Ausgabe seiner gesammelten Werke, mit welcher er abermals eine Epoche seiner poetischen Thätigkeit abschloß, genöthigt haben; aber er lebte in der Folge auch sein ganzes Leben noch einmal in der Erinnerung durch, und es wurde ihm Bedürfniß, die Bilder der Jugend und des Mannesalters, die an seinem innern Auge vorübergingen, in seinen verschiedenen biographischen Werken zu bleibendem Dasein festzuhalten.

Dem Dichter nahte allmählich das Alter; aber es ließ ihn nur wenig seine Beschwerden empfinden und vergönnte ihm noch eine lange Reihe von Jahren den ruhigen Genuß des Daseins. Die Tage flossen ihm gleichmäßig und still dahin, nur kurze Ausflüge in die Umgegend, ein mehrmaliger längerer Aufenthalt in Jena, sowie die fast regelmäßig wiederkehrenden Badereisen unterbrachen die Einförmigkeit des äußeren Lebens. Selbst die gewaltigen Kriegsereignisse, welche in Göthe's Alter Deutschland erschütterten, gingen großentheils, ohne den ruhigen Fluß seiner Tage zu stören, vorüber. Dagegen wurde ihm das Loos des Alters, den Kreis der Angehörigen und Freunde immer lichter werden zu sehen, nicht erspart. Denn wenngleich noch manche Verbindungen von ihm eingegangen wurden, wenn eingegangene sich noch fester knüpften, wie sein Verhältniß zu Zelter mit der Zeit den Charakter herzlicher Freundschaft annahm, so daß sich sogar nach Tagen harter Schicksalsprüfungen das Du

als Zeichen bewährter Treue einstellte, so vermochten doch diese Verbindungen, zumal die erst später angeknüpften, nicht die entstandenen Lücken vollständig auszufüllen, da schon die Natur der Sache eine Innigkeit, wie sie in früheren freundschaftlichen Beziehungen stattgefunden, nicht zuließ.

Die gleichmäßige Ruhe, in welcher fortan fast beständig des Dichters Jahre verliefen, gestattet uns, in unserer Darstellung einzelne Abschnitte aus seiner letzten Lebensepoche kurz zusammenzufassen und nur bei den wichtigeren Momenten, welche in ihr hervortreten, länger zu verweilen.

Der Anfang derselben, das Jahr 1806, zeigte sich freilich sehr stürmisch und unheilbringend. Die Folgen der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, in welcher die preußische Heeresmacht gebrochen wurde, waren auch dem benachbarten Weimar höchst fühlbar. Die Stadt wurde einer allgemeinen Plünderung preisgegeben, und durfte um so weniger Schonung erwarten, weil der Herzog, welcher, seiner Fahne treu, bei dem preußischen Heere geblieben war, und in der allgemeinen Verwirrung sein Corps über die Elbe rettete, den Unwillen Napoleons im höchsten Grade auf sich gezogen hatte. Schon vor der Schlacht hatte man von Verlust von Krone und Scepter gesprochen, da Karl August die Verwegenheit gehabt habe, gegen den Kaiser das Schwert zu ziehen. Alle übrigen Glieder der fürstlichen Familie waren geflüchtet, nur die Herzogin Luise war im Schlosse zurückgeblieben. Die Würde und Fassung, mit welcher sie, „dies Bild edler Fürsten- und Frauengröße", mitten in Plünderung und Brand Napoleon empfing, zwangen diesem Achtung und Ehrfurcht vor der ihr Mißgeschick mit erhabener Ruhe tragenden Fürstin ab, sodaß er der Plünderung Einhalt zu thun gebot. Daß auch Göthe's Sicherheit und selbst sein Leben in diesen sorgenvollen Stunden bedroht war, und daß dieser Tag den nächsten Anlaß zu seiner kirchlichen Trauung gab, ist bereits schon früher erwähnt worden. Aber auch an seinen Fürsten schloß er sich in der trüben Zeit allgemeinen Unglücks, welches dieser doppelt schwer zu empfinden

hatte, noch enger an. Von ſeiner treuen Hingebung an ihn gibt uns vor Allem das, was Falk von ihm berichtet, einen rührenden Beweis, jenes ſchöne Blatt, wie es derſelbe nennt, aus der Lebensgeſchichte unſeres großen Dichters, welches dem Publikum vorzuenthalten er ſich ein Gewiſſen machen würde. Als nämlich Falk, der als Dolmetſcher bei den franzöſiſchen Behörden fungirte, die Beſchwerden der Franzoſen gegen den Herzog, der von Spähern umgeben war und von Napoleon wegen ſeiner Anhänglichkeit an ſeine Verwandten und Bundesgenoſſen immer noch gehaßt wurde, auch Göthe bei einem Beſuche Punkt für Punkt mitgetheilt hatte, ſprach dieſer unter Anderem mit Entrüſtung: „Was wollen ſie denn, dieſe Franzoſen? Sind ſie Menſchen? Warum verlangen ſie geradeweg das Unmenſchliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth iſt? Seit wann iſt es denn ein Verbrechen, ſeinen Freunden und alten Waffenkameraden treu zu bleiben? ... Ich ſage euch, der Herzog ſoll ſo handeln, wie er handelte! Er muß ſo handeln! Er thäte ſehr unrecht, wenn er anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie ſein Vorfahr, der unglückliche Johann, ſo ſoll und darf er doch keine Hand breit von dieſer edeln Sinnesart und dem, was ihm Menſchen- und Fürſtenpflicht in ſolchen Fällen vorſchreibt, abweichen. Unglück! Was iſt Unglück? Das iſt ein Unglück, wenn ſich ein Fürſt dergleichen von Fremden in ſeinem eignen Hauſe muß gefallen laſſen. Und wenn es auch dahin käme, wohin es mit jenem Johann einſt gekommen iſt, daß beides, ſein Fall und ſein Unglück gewiß wäre, ſo ſoll uns auch das nicht irre machen, ſondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unſern Herrn, wie jener Lukas Kranach den ſeinigen, in's Elend begleiten und treu an ſeiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn ſie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufſchlagen und zu einander ſprechen: das iſt der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der franzöſiſche Kaiſer ſeines Thrones entſetzt hat, weil er ſeinen Freunden ſo treu im Unglück war; weil er den

Herzog von Braunſchweig, ſeinen Oheim, auf dem Todbette beſuchte, weil er ſeine Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern laſſen. . . Ich will um's Brot ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren herunter ſingen."

Aber die Zeit der Erniedrigung Deutſchlands war noch nicht ſo bald vorüber; es folgten noch die Tage tiefer Demüthigung, als im Jahre 1808 auf dem Congreß zu Erfurt, im Herzen Deutſchlands, der franzöſiſche und der ruſſiſche Kaiſer über die Geſchicke Europas verhandelten, und die deutſchen Fürſten wie ein Hofſtaat die fremden Herrſcher umgaben. Gerade damals aber geſchah es, daß der größte Feldherr, der mächtigſte Herrſcher ſeiner Zeit den größten der lebenden Dichter zu ſich beſchied, um ihm ſeine Anerkennung, ja ſeine Bewunderung zu zollen. „Nicht Göthe war es", ſagt Stahr, „der ſich an Napoleon drängte, ſondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Göthe's Anweſenheit in Erfurt gehört, als er ihn ſogleich am zweiten October zu ſich einladen ließ." Der Dichter ſelbſt berichtet über dieſe denkwürdige Unterredung ausführlich in ſeinen Annalen. Als er in das Cabinet des Kaiſers eintrat, fand er dieſen an einem großen runden Tiſche frühſtückend, zur Rechten Talleyrand, zur Linken Daru; auch Berthier war zugegen. Der Kaiſer winkte ihm näher zu kommen, und nachdem er ihn aufmerkſam betrachtet und ſich nach ſeinem Alter erkundigt, äußerte er ſeine Verwunderung, ihn noch ſo wohl ausſehend zu finden. Sodann ging er zu Göthe's Trauerſpielen über, und wandte nach einigen Bemerkungen das Geſpräch auf den Werther. Nach verſchiedenen Aeußerungen über denſelben bezeichnete er eine gewiſſe Stelle und ſagte: warum habt ihr das gethan? es iſt nicht naturgemäß, und ſetzte dies weitläufig und vollkommen richtig auseinander. Göthe er-

wiederte: es habe ihm zwar seines Wissens noch Niemand denselben Vorwurf gemacht, aber er finde ihn ganz richtig, und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei; allein es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser kehrte noch einmal zum Drama zurück, erklärte sich gegen die Schicksalstragödien, die einer dunkleren Zeit angehörten, indem er mit den bekannten Worten schloß: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal.“ Nach kurzer Unterbrechung des Gesprächs stand er auf, ging auf Göthe zu und erkundigte sich nach seinen persönlichen Verhältnissen und nach denen des herzoglichen Hauses. Wenn er etwas gesprochen hatte, heißt es in den Annalen, fügte er gewöhnlich hinzu: Qu'en dit Mr. Goet? In des Kanzlers von Müller Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806—1813 wird nach mündlicher Mittheilung Göthe's berichtet, daß der Tadel jener Stelle im Werther sich auf die Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe bezogen habe. Auch wird in denselben noch einer andern Aeußerung Napoleons gegen Göthe Erwähnung gethan: das Trauerspiel solle nämlich die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das sei das Höchste, was der Dichter erreichen könne. Göthe solle den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise schreiben, großartiger, als es Voltaire gethan. Er fordere durchaus von ihm, daß er nach Paris komme, dort gebe es größere Weltanschauung, dort werde er überreichen Stoff für seine Dichtungen finden. „Voilà un homme!“ hörte man den Kaiser zu Berthier sprechen, als Göthe sich nach dieser denkwürdigen Begegnung aus des Kaisers Zimmer entfernte. Einige Tage darauf hatte der Dichter abermals in Weimar auf einem zu Ehren des Kaisers veranstalteten Hofballe mit ihm eine längere Unterredung, deren Inhalt vornehmlich die dramatische Poesie betraf. Auch

erhielt er ſpäter mit Wieland noch eine Einladung von demſelben.

Nicht minder günſtig, als der Eindruck, welchen Göthe auf Napoleon machte, war der, welchen die perſönliche Erſcheinung des Kaiſers in dem Dichter zurückließ. Was dieſer ſchon im Jahre 1807 an Knebel geſchrieben hatte: „Man verläugnet ſich das Ungeheure, ſo lange man kann und verwehrt ſich eine richtige Einſicht des Einzelnen, woraus es zuſammengeſetzt iſt; wenn man aber dieſen Kaiſer und ſeine Umgebungen mit Naivetät beſchrieben hört, da ſieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht ſein wird," das wurde ihm nach ſeiner perſönlichen Begegnung mit demſelben zu noch größerer Gewißheit. Auch beſchäftigte ihn der von Napoleon angeregte Gedanke, Paris zu beſuchen, längere Zeit, aber er gewann es nicht über ſich, mit dem geräuſchvollen Treiben der großen Hauptſtadt das ſtille Leben in Weimar zu vertauſchen.

Hier in Weimar war es freilich in der letzten Zeit noch ſtiller als ſonſt geworden. Schon zwei Jahre vor Schiller's Tod war Herder geſtorben, von welchem ſich indeſſen der Dichter allmählich mehr zurückgezogen hatte, denn mit deſſen Krankheit hatte ſich „der mißwollende Widerſpruchsgeiſt vermehrt und ſeine unſchätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit verdüſtert." Auch im Jahre 1807, am zehnten April, hatte Weimar einen ſchmerzlichen Verluſt erfahren durch den Tod der Herzogin Amalie, der Begründerin des dortigen geiſtigen Lebens. In der letzten Zeit hatte ſie zurückgezogen gelebt, ſchwere Schickſale, das Ungemach des Krieges, welches ſie auf das härteſte betroffen hatte, der Tod des letzten, einzig geliebten und verehrten Bruders, des Herzogs von Braunſchweig, nachdem ſie früher ſchon vier andere Brüder, einen Sohn und einen Urenkel beweint, hatten ihren ſtarken und muthigen Geiſt gebeugt und ihre Kraft gebrochen. Göthe hat das Andenken der Heimgegangenen in einer Rede, welche zu ihrem Gedächtniß von den Kanzeln im Lande verleſen wurde, würdig gefeiert, ihre Verdienſte an's Licht geſtellt und ſie als Vorbild im gefaßten

Ertragen der Leiden des Lebens gepriesen. „Und wem von uns," so heißt es am Schlusse der Rede, „ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen; und wenn Jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen. Ja, das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige."

Es war nicht viel über ein Jahr seit dem Tode der Herzogin Amalie verflossen, als Göthe auch aus der Ferne eine ihn schmerzlich berührende Trauerbotschaft erhielt. Seine Mutter war am dreizehnten September im achtundsiebenzigsten Jahre ihres Lebens gestorben, nachdem sie kurz vorher die Freude gehabt hatte, ihren Enkel August, als derselbe die Universität Heidelberg bezog, bei sich zu sehen. So sehr sie von jeher an ihrem Sohne hing, so sehr die geringfügigsteu Lebensverhältnisse desselben sie interessirten, sodaß sie sich in den achtziger Jahren von Fritz von Stein ein Tagebuch, das auf's speciellste über die Lebensweise Göthe's berichtete, mochte führen lassen, so hatte sie, eine Frankfurterin mit Leib und Seele, auch in der Einsamkeit des Wittwenstandes ihre Vaterstadt nicht verlassen wollen. Sie genoß die Unterhaltungen und Vergnügungen, welche diese darbot, in herkömmlicher Weise, besuchte Comödie und Concerte, unterhielt den Verkehr mit ihren Freunden, und wurde nebenbei häufig von durchkommenden Notabilitäten aufgesucht, so daß sie es nach ihrer Aeußerung bequemer hatte, als Frau von der Recke, welche

reiſen mußte, um die großen Männer kennen zu lernen. Ein beſonders feſtlicher Tag war es jedesmal für ſie, wenn ein Stück von Göthe im Theater aufgeführt wurde. Als am achten Mai 1786 der Götz von Berlichingen zur Darſtellung gekommen und mit großem Beifall vom Publikum aufgenommen worden war, ſchloß ſie ihren Bericht über dieſelbe an Fritz von Stein mit den Worten: „Summa Summarum, ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spectakel.“ Ueberhaupt tritt in ihren Briefen an den jungen Freund ihre klare und heitere Natur, ihr friſcher und lebendiger Geiſt auf das ſchönſte hervor. Die Schilderungen, die ſie in denſelben von ſich ſelbſt entwirft, geben uns das lebendigſte Bild ihres ganzen Weſens bis auf ihre äußere Erſcheinung. „Von Perſon bin ich“, ſo ſchreibt ſie einmal von ſich, „ziemlich groß und ziemlich corpulent — habe braune Augen und Haar — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzuſtellen. Viele Perſonen, wozu auch die Fürſtin von Deſſau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Göthe mein Sohn wäre.... Ordnung und Ruhe ſind Hauptzüge meines Charakters; daher thue ich Alles gleich friſch von der Hand weg, das Unangenehmſte immer zuerſt, und verſchlucke den Teufel (nach dem weiſen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erſt lang zu begucken. Liegt dann Alles wieder in den alten Falten, iſt alles Unebne wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“ Als Friedrich von Stein nach einem längeren Beſuche bei ihr im Jahre 1785 nach Weimar zurückgekehrt war, gibt ſie auch in einem Briefe an deſſen Mutter eine intereſſante Schilderung ihres Weſens: „Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, weß Standes, Alters und Geſchlechts ſie auch geweſen iſt. Ich habe die Menſchen ſehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätenſion durch die Welt, und das behagt allen Erdenſöhnen und Töchtern, bemoraliſire Niemand, ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimme dem, der die Men-

schen schuf, und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, bin glücklich und vergnügt." Diese heitere Ruhe und diese Ordnung, die sie sich zuschreibt, und die ebensowohl auf ihre ursprüngliche Naturanlage, als auf eine gesunde Religiosität sich gründeten, hat sie sich auch bis in ihr spätestes Alter bewahrt, ja diese Charakterzüge sprechen sich sogar in den Anordnungen aus, welche sie für ihren Tod traf, sodaß Göthe an Zelter, dem er einen Brief der Mutter mittheilte, schreiben konnte: „Darin, wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in altteſtamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war." Auf dem alten Kirchhofe zu Frankfurt ist sie begraben; ein einfacher Leichenstein unweit des Eingangs desselben bezeichnet dem Besucher die Stätte, wo die „Frau Rath Göthe" ruht.

„Mir ist höchst erfreulich, die Versicherung zu erhalten," hatte Göthe im November 1806 nach den furchtbaren Kriegsereignissen an Knebel geschrieben, „daß Ihr Euch nach und nach zu einiger Ruhe und Heiterkeit wiederherstellt. Ich suche es auch durch innere Thätigkeit zu thun und rücke täglich an meiner Farbenlehre ein wenig zurecht." Bald jedoch brachte er diese „stark auf den Amboß", so daß ihn in den nächstfolgenden Jahren schon ihre Herausgabe beschäftigen konnte. Außerdem leitete er das Theater in gewohnter Weise und suchte ihm seine alte Consistenz wieder zu geben. Auch gelangte dasselbe zu einem neuen Glanze; das Repertoir wurde durch manche Stücke, unter andern auch durch den Tasso bereichert, dessen erste Aufführung einen bessern Eindruck machte, als der Dichter selbst erwartet hatte. In geselliger Beziehung boten die Cirkel bei Frau Hofrath Schoppenhauer, welche schon im November 1807 ihren Anfang nahmen, manchen Genuß. Außer Göthe

betheiligten ſich auch Wieland, Falk, Meyer, Einſiedel, Fernow, der Vertreter der italiäniſchen Literatur in Weimar, an denſelben, ſowie auch ausgezeichnete Fremde zu ihnen Zutritt hatten. In einem Briefe an Knebel vom Jahre 1808 rühmt Göthe dieſe Donnerstage und Sonntage, die erſteren wegen vieler Societät, wo man eine ſehr mannichfaltige Unterhaltung finde, die anderen, wo man wegen kleinerer Societät genöthigt ſei, auf eine concentrirte und concentrirende Unterhaltung zu denken. Er meint, in Kurzem werde ihr geſelliges Weſen eine Art von Kunſtform erhalten, an der ſich der Freund gelegentlich ſelbſt ergötzen ſolle. Uebrigens ſahen ſich Beide trotz der geringen Entfernung, in welcher ſie von einander lebten, ſeltener. Auf eine Klage Knebel's im Jahre 1807, daß ſich ſchon das Alter merken laſſe, findet auch Göthe, daß ſie für dieſes zu weit auseinander geſäet ſeien; deſto lebhafter wurde aber der ſchriftliche Verkehr zwiſchen ihnen unterhalten. Auch mit ſeinen übrigen auswärtigen Freunden blieb Göthe in gewohnter Verbindung. Mit Alexander von Humboldt, der im Jahre 1804 von ſeinen großen naturwiſſenſchaftlichen Reiſen zurückgekehrt war, und ihn durch ſeine Werke in hohem Grade angeregt hatte, trat er wieder in nähere freundſchaftliche Beziehung, und auch mit Zelter, welcher das Intereſſe an der Muſik immer mehr in ihm belebte, wurde ſein Verkehr lebhafter.

In Weimar ſelbſt fehlte es Göthe nicht an Gelegenheit, alte Bekanntſchaften aufzufriſchen und neue einzugehen, wie unter andern die weniger für ihn bedeutungsvolle, aber deſto mehr beſprochene mit Bettina Brentano. Dieſe, eine Tochter von Maximiliane Brentano, war im zwanzigſten Jahre, als ſie 1807 in Weimar eintraf. Als Tochter der Jugendfreundin, als anhängliche Geſellſchafterin der Mutter, die ihm Manches aus ſeiner Jugendgeſchichte erzählen konnte, was ihr von dieſer mitgetheilt worden war, nahm Göthe dieſelbe freundlich auf; er erfreute ſich nach dem Berichte Riemer's, der als damaliger Hausgenoſſe des Dichters mit dem wahren Sachverhalte genau bekannt ſein konnte, an ihrem bald geiſtreichen, bald phantaſtiſchen Weſen,

ertrug ihre Liebkosungen und ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, verhielt sich aber, als sie dringender wurde, zurückhaltend gegen sie. Als sie im Jahre 1811 als Frau von Arnim wieder in Weimar erschien, war Göthe's Benehmen gegen sie gemessen, bis es sogar noch während ihrer damaligen Anwesenheit wegen einer vorgefallenen Zwistigkeit mit Göthe's Gattin, deren Grund eine ihn mitbetreffende Beleidigung seines Freundes Meyer war, zu einem förmlichen Bruche kam. Daß „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" mehr Dichtung als Wahrheit enthalte, ist gewiß; auch bleibt es höchst unwahrscheinlich, daß die Sonette Göthe's, welche sich Bettina zum Theil als an sie gerichtet angeeignet, diese Bestimmung hatten. Wie vielmehr Göthe in Jena durch die abendlichen Lesezirkel, in denen A. W. Schlegel, Gries, Z. Werner u. A. ihre Sonette vortrugen, zu dieser Dichtform angeregt wurde, sodaß ihn damals eine förmliche „Sonettenwuth" ergriff, so muß wohl auch der Gegenstand, an den die Gedichte gerichtet waren, in Jena in einer Fräulein Herzlieb zu suchen sein, in deren Namen auch die Auflösung von Göthe's vielbesprochenem Charade-Sonette gegeben ist. Ebenso stehen auch die Lieder an Suleika im west-östlichen Divan wohl in keiner näheren Beziehung zu Bettina.

Auch die von 1806—1808 sich jährlich wiederholenden Reisen nach Karlsbad, welchen Curort Göthe besuchte, „da sich manche Gebrechen, die eine duldende Indulgenz eine Zeitlang hingehen ließ, gemeldet hatten", gaben ihm neben mannichfacher Anregung zu seinen mineralogischen Forschungen auch Gelegenheit, interessante Bekanntschaften anzuknüpfen. Im Jahre 1807 kam er dort mit der Fürstin Solms, nachmalige Königin von Hannover, und mit der Fürstin Bagration in Berührung; bei letzterer lernte er auch dem Fürsten Ligne kennen. In nähere Beziehung trat er zu dem Grafen Reinhard, der, nachdem er seinen Posten als französischer Resident in Jassy hatte verlassen müssen, auf sonderbaren Umwegen über Rußland und

„durch ein eignes Geſchick“ nach Karlsbad gelangt war. Daß ſich ſein Verhältniß zu dieſem, wie er ſchreibt, ſehr fruchtbar ausgebildet habe, davon gibt uns der Briefwechſel zwiſchen Beiden Zeugniß. Wenn das Badeleben dem Dichter auch manche Anregung zu poetiſcher Thätigkeit geben mochte, und wenn in einzelne von den Novellen, die um dieſe Zeit „erſonnen, angefangen, fortgeſetzt, ausgeführt“ wurden, um ſpäter durch einen romantiſchen Faden unter dem Titel „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre“ zuſammengeſchlungen zu werden, manche hier gemachte Beobachtungen aufgenommen ſein mögen, ſo war das Jahr 1809, wo wegen drohender Kriegsereigniſſe Göthe in Weimar blieb, beſonders geeignet, ihm die ruhige Sammlung zu erhalten, welche für ihn gerade jetzt, wo er ſein Leben zu ſchildern beabſichtigte, erforderlich war. Auch während der Jahre 1810—1813 beſuchte Göthe mehrere Male Karlsbad und kam dort auch mit der Kaiſerin von Oeſterreich in Berührung. Seine poetiſche Thätigkeit richtete ſich während dieſes Zeitraums außer auf Gelegenheits- und andere Gedichte wieder auf die Novellendichtung; indeſſen war ſein Intereſſe auch lebhaft ſeiner Selbſtbiographie zugewendet, von welcher die drei erſten Theile bis 1813 erſchienen. In dieſem Jahre hatte Göthe einen abermaligen Verluſt zu betrauern; Wieland ſtarb am zwanzigſten Januar im neunundſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens. Dem langjährigen Genoſſen und Freund hat der Dichter in der Rede, welche er zur Feier ſeines Gedächtniſſes in der Freimaurerloge hielt, ein würdiges Denkmal geſetzt.

Das Jahr 1813 brachte auch die großen Kriegsereigniſſe, deren Reſultat die Befreiung Deutſchlands von dem Joche der Fremdherrſchaft war. Daß Göthe anfangs an dem glücklichen Erfolge der nationalen Erhebung zweifelte, dazu mag auch der Eindruck, den die Perſönlichkeit Napoleons in Erfurt und Weimar auf ihn gemacht hatte, mit beigetragen haben. Er behielt nicht Recht in ſeiner Anſicht, welche ihn auf ſeiner Reiſe nach Karlsbad in Dresden die Aeußerung gegen Körner thun ließ, deſſen Sohn Theodor damals zu den Freiwilligen trat: „Ja, ſchüttelt nur an

euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen." Wenn man ihm aber deshalb auch den Vorwurf machen kann, daß er die Macht der Begeisterung, welche nachmals so Großes gewirkt hat, nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt habe, so darf man ihn doch noch nicht des Mangels an patriotischer Gesinnung zeihen. Wohl war er von jeher gewohnt, in seinen Forschungen auf dem Gebiet der Wissenschaft, in seinen Kunststudien, den Blick über die Grenzen der einzelnen Nationen hinausgehen zu lassen und das Völkerleben im großen Ganzen in's Auge zu fassen; wohl mochte in jenen gefahrdrohenden Zeiten auch schon das Alter größere Muthlosigkeit in ihm erzeugen, aber deshalb war er keineswegs gleichgültig gegen die hohen Ideen Freiheit, Volk und Vaterland, wenn er auch selbst nach erfochtenen Siegen nicht voll frischen Muthes, sondern gedrückten Sinnes sich als einen Deutschen fühlte. „Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen," so äußert er sich kurz nach der Schlacht bei Leipzig gegen Luden, der in einer Zeitschrift „Nemesis" gegen Napoleon und die Franzosen zu wirken beabsichtigte, „ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." So war er freilich, indem er eine politische Größe Deutschlands in weitere Ferne rückte, in

ſeinem Glauben weit von denen verſchieden, welche, voll von dem wärmſten Enthuſiasmus, ihre Hoffnungen für das Vaterland in ihrem Geiſte raſch ſich erfüllen ſahen.

Als der Kriegslärm in Deutſchland verſchollen war, im Sommer 1814, ſuchte Göthe wieder einmal das heimathliche Land und ſeine Vaterſtadt auf, welche er ſeit einer Reihe von Jahren nicht geſehen hatte. Er gebrauchte, um ſeine Geſundheit zu ſtärken, die Heilquellen zu Wiesbaden, und beſuchte von hier aus auch das nahegelegene Rheingau. Der Landſitz der Familie Brentano in Winkel war der Mittelpunkt, von welchem aus er die ſchöne Landſchaft nach allen Seiten hin durchſtreifte und die Höhepunkte beſtieg, auf denen ſich oft, wie er ſchreibt, das Auge nicht genug iſt. Das im Rheinlande weit bekannte Rochusfeſt gab dem Dichter reichen Stoff zu Beobachtungen und Betrachtungen, und veranlaßte ihn ſpäter zu einer ausführlichen Schilderung deſſelben, aus deren Eingangsverſen wir erkennen mögen, wie die Erinnerung „an des Rheins geſtreckte Hügel, hochgeſegnete Gebreiten" ihn noch längere Zeit belebte und erwärmte. Ueberhaupt war der dreimonatliche Aufenthalt in der dem Dichter „ganz neu gewordenen Welt" von ebenſo günſtigem Einfluß auf ſein körperliches Befinden, wie auf ſein ganzes geiſtiges Leben. Er verſpürte von der Cur die beſten Folgen, er fühlte ſich belebt und angeregt durch die „große Ausbeute und den reichlichen Stoff an Perſönlichkeiten, Localitäten, Kunſtwerken und Kunſtreſten", und die reine und milde Seelenſtimmung, welche er gewonnen, gibt ſich in den Worten kund, die er nach ſeiner Rückkehr an Knebel richtete: „Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reiſe gebracht, ſtehet wohl die Duldſamkeit oben an, die ich mehr als jemals für den einzelnen Menſchen empfinde."

Auch im folgenden Jahre „drängte ihn der Wunſch in die freie Welt, beſonders aber ins freie Geburtsland, zu dem er wieder Luſt und Antheil faſſen konnte, zu einer Reiſe." Waren auch die politiſchen Zuſtände im Sommer des Jahres 1815 bedrohlicher, und wurde man

ſogar in Wiesbaden durch eine verfrühte Nachricht, daß die Schlacht von Waterloo für die Verbündeten verloren gegangen, geſchreckt, ſo war doch dieſe Reiſe für Göthe nicht minder belebend und erfriſchend, als die frühere. Diesmal beſuchte er auch die Lahngegenden mit Bergrath Cramer, Cöln in Geſellſchaft des Staatsminiſters von Stein, Mainz, Frankfurt, Darmſtadt und Heidelberg mit Sulpiz Boiſſerée. In Biebrich wurde der Dichter dem Erzherzoge Karl vorgeſtellt. Auf dieſen Ausflügen ſah ſich Göthe in ſeinen mineralogiſchen und Kunſtſtudien abermals bedeutend gefördert, aber auch ſein Dichtergemüth war lebhaft angeregt; denn während dieſes, wie ſchon während des vorjährigen Aufenthalts am Rhein entſtanden viele der Lieder, die er nachmals unter dem Titel „weſt-öſtlicher Diwan" zuſammengeſtellt hat.

Auch im Jahre 1816 wollte Göthe die Badecur in Wiesbaden wiederholen, doch vereitelte ein Unfall, der ſeinen ihn begleitenden Freund Meyer ſchon vor Erfurt betraf, die weitere Ausführung des Plans. Er entſchloß ſich daher zu einem Badeaufenthalt zu Tennſtädt. So glücklich die Seelenſtimmung war, in welche bisher die mannichfachſten geiſtigen Genüſſe den Dichter verſetzt hatten, ſo trübe endigte dieſes Jahr für ihn durch den Tod ſeiner Gattin. — Der Zeitraum von 1817—22 verfloß ohne beſonders wichtige Ereigniſſe. Die Annalen berichten von Studien und Arbeiten in Mineralogie, Meteorologie, Optik und Kunſtgeſchichte, von biographiſcher und poetiſcher Thätigkeit, die im Jahre 1820 wieder lebhafter wurde, dabei von längerem oder kürzerem Aufenthalt in Jena, von faſt regelmäßigen Reiſen in die böhmiſchen Bäder und von Beſuchen geſchätzter Freunde, von welchen der Dichter den des älteren Humboldt im Jahre 1817 als für ihn beſonders belebend und anregend erwähnt.

Im Jahre 1823 wurde Göthe von einer heftigen Krankheit heimgeſucht, welche ihn dem Tode nahe brachte. Mehrere Tage war ſein Zuſtand lebensgefährlich, und er ſelbſt war ohne Hoffnung. Doch ſiegte noch einmal ſeine gute Conſtitution und die Gene-

sung ging rascher, als man erwarten durfte, von Statten. Damals, nach überstandener Krankheit, war es auch, wo er als Antwort auf einen schon früher erhaltenen Brief seine letzten Zeilen an die Jugendfreundin Auguste Stolberg, nunmehrige Gräfin von Bernstorf richtete. Diese hatte sich erst im Jahre 1783 vermählt. „Unsägliche Leiden", der Verlust ihres einzigen Kindes, ihres Gatten, ihrer Brüder, hatten mehr als das Alter ihre Haare schneeweiß gebleicht, und ihren Blick von dem Irdischen ab nach dem Jenseits gerichtet. Sie hätte, wie sie schreibt, so gerne die Hoffnung mitgenommen, dort, wo sie Alle, Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten wiederfinden werde, auch Göthe, den sie hier nie gesehen, kennen zu lernen. Sie dachte oft, nicht ruhig sterben zu können, wenn sie nicht ihr Herz gegen den Freund ihrer Jugend ausgeschüttet hätte, und so ruft sie ihm nun auch im Namen ihrer verklärten Brüder zu: „Lieber, lieber Göthe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung... O! ich bitte, ich flehe Sie, lieber Göthe! abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen, o machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist." Die Antwort Göthe's auf diese wohlgemeinte, von warmer Theilnahme eingegebene Bitte der Jugendfreundin, das schöne Actenstück seiner religiösen Ueberzeugung, seiner klaren Ruhe und jener ächten Toleranz, die wir schon aus seinem Briefe an Knebel kennen, lautet:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte,

gleichgültige Menſchen, Königreiche, Hauptſtädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich geſäet und gepflanzt. Wir überleben uns ſelbſt und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geiſtes übrig bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebenlang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer aufs Höchſte hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immerfort, ſo lang es Tag für uns iſt; für Andere wird auch eine Sonne ſcheinen, ſie werden ſich an ihr hervorthun und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten.

Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſeres Vaters Reiche ſind viel Provinzen und da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird drüben gewiß auch für beide geſorgt ſein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angeſichtlich kennen zu lernen und uns deſto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorſtehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geſchrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuſchicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich ſchon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wiſſen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, ſoll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das ſchöne Licht ſeiner Sonne zu ſchauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erſcheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher ſich trennte.

Möge ſich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zuſammen finden. Wahrhaft anhänglich

Weimar den 17. April 1823. Göthe."

Nachdem einmal dieſe ſchwere Krankheit überwunden war, erfreute ſich Göthe noch eines rüſtigen Greiſenalters. „Sein Körper war," ſo ſchildert ſein Aeußeres Dr. Müller, „noch in ausgezeichneter Weiſe kräftig, ſeine Stirne war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alle bezeichnenden Furchen, ſein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, ſeine Augen hatten noch ganz den Glanz, der ſie vor vielen andern charakteriſirte." Der körperlichen Rüſtigkeit entſprach auch die Friſche ſeines Geiſtes, die ſich in anhaltenden Studien, literariſchen Arbeiten und in poetiſchen Productionen offenbarte, und die ruhig heitere Stimmung, welche ihn weder in der Zurückgezogenheit, noch in geſelligem Verkehre verließ. Es iſt ein freundliches Bild, wenn wir uns den greiſen Dichter in ſeinem einfachen Arbeitszimmer vergegenwärtigen, wie er, unermüdlich fleißig, Abends beim milden Kerzenlichte in weißem flanellenem Schlafrock ſeinem treuen Hausgenoſſen Eckermann gegenüber ſitzt, „milde wie die Stimmung eines gut verlebten Tages", oder wenn wir ihn bei ſchönem Wetter, von dieſem begleitet, im Wagen erblicken, um der ſtärkenden Luft zu genießen, im braunen Oberrocke und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über ſeine Kniee gelegt, oder auch, wenn wir ihn im ſchwarzen Frack mit Stern, bei heller Erleuchtung ſeiner Zimmer in dem geſelligen Kreiſe ſehen, welchen er um ſich geſammelt hat, ſcherzend, lachend und heitere Geſpräche führend.

Doch ſollten den Dichter in ſeinen letzten Lebensjahren noch tief ſein Inneres berührende Verluſte treffen. Im Jahre 1828 löſte der Tod das Band, das ihn ſeit langen Jahren an ſeinen geliebten Fürſten geknüpft hatte. Karl Auguſt ſtarb plötzlich auf der Rückreiſe von Berlin am 14. Juni 1828. „Ich hatte gedacht," ſagte Göthe, als er die Trauerbotſchaft vernahm, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, ſo gut und ſo lange es gehen will." Zu Dornburg an der Saale, wo er „ſeit fünfzig Jahren mehrmals mit Ihm ſich des Lebens gefreut hatte, und wo deſ-

ſen Thätigkeit ſo auffallend anmuthig, wie irgendwo vor die Sinne tritt", feierte Göthe in ſtiller Zurückgezogenheit das Andenken ſeines fürſtlichen Freundes. Die Großherzogin Luiſe, welche das Hinſcheiden ihres Gemahls mit Faſſung und Standhaftigkeit ertragen hatte, überlebte denſelben nicht lange; im Februar 1830 erfolgte auch ihr tiefbetrauerter Tod. Auch Frau von Stein, zu welcher ſich Göthe's Verhältniß ſchon längſt wieder freundlicher geſtaltet hatte, war ſchon am 6. Januar 1827 geſtorben. So waren ſie bis auf den einen „Urfreund" Knebel in Jena Alle vor dem Dichter dahingeſchieden, die ihn, als er vor fünfundfünfzig Jahren nach Weimar gekommen war, mit ihrer Liebe und Freundſchaft empfangen hatten. Aber noch einmal traf ihn, bevor er ſelber ſchied, ein herber Schmerz durch den im October 1830 erfolgten Tod ſeines Sohnes Auguſt, welcher, um ſeine angegriffene Geſundheit wiederherzuſtellen, nach Italien gereiſt war, und ſtatt der gehofften Geneſung in Rom an der Pyramide des Ceſtius, wo der Dichter einſtmals ſelbſt zu ruhen gewünſcht, ſein Grab gefunden hatte. Die Todesnachricht ergriff Göthe aufs tiefſte. „Es ſcheint," ſchreibt er in ſeinem heftigen Schmerze an Zelter, „als ob das Schickſal die Ueberzeugung habe, man ſei nicht aus Nerven, Venen, Arterien nnd andern daher abgeleiteten Organen, ſondern aus Draht zuſammengeflochten." Doch beherzigte er auch das Troſteswort, welches ihm Knebel zurief: „Laß die Anſicht Deiner lieben Enkel die Stirne erheitern! Auch Deiner lieben Frau Schwiegertochter ſage tröſtende Worte und erſetze Du ſelbſt durch eine fröhliche Fortdauer das Leid gegenwärtiger Tage." In der liebevollen Pflege Ottilien's von Göthe, in der kindlichen Heiterkeit ſeiner Enkel Walther und Wolfgang fand er, wenn nicht Erſatz, ſo doch Troſt für ſeinen Verluſt. Aber er richtete von nun an häufiger ſeine Blicke von dem Schauplatz der Erde weg und der Gedanke an den Tod beſchäftigte ihn öfter. Bezeichnend für dieſe ernſte Stimmung des Geiſtes iſt auch die Art und Weiſe, wie er ſeinen Geburtstag, welchen er von jeher ſtill für ſich zu verleben pflegte, zum letzten-

male, im Jahre 1831 beging. Er brachte denſelben diesmal in Ilmenau zu, an dem Orte, an welchem er von jeher gerne verweilt hatte, für deſſen Wohlfahrt er immer eifrig beſorgt geweſen, wo er mit ſeinem fürſtlichen Freunde ſo manche glückliche Stunde verlebt, wo er ſo oft die ſtille Sammlung für ſeine poetiſchen Schöpfungen gefunden hatte. Tags vorher fuhr er wie zur ſtillen Vorfeier mit dem dortigen Berginſpector Mahr auf den Gickelhahn nach dem Bretterhäuschen, wo er einſt, im Jahre 1783, jenes einfach ergreifende Lied „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh“ gedichtet und an die innere Wand deſſelben geſchrieben hatte. „Als ſie am Ende der Fahrſtraße ausgeſtiegen waren,“ ſo berichtet Schäfer, „betrachtete Göthe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Thal, und zugleich mit Wehmuth: „Ach,“ rief er aus, „wenn das doch unſer Großherzog hätte mitgenießen können!“ Wie mit jugendlicher Rüſtigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüſch und Geſtrüpp nach dem Bretterhauſe, ſtieg raſch die Treppe in demſelben hinauf, jede Unterſtützung ſeines zuthätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inſchrift ſtand, jenem „Nachtliede des Wanderers“, womit er einſt mitten im Drange des thätigen Lebens ſeine Sehnſucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las dieſe friedenhauchenden Worte laut vor ſich hin und trocknete ſich die reichlich hervordringenden Thränen, die Schlußworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! warte nur, balde ruheſt du auch!“

23.

Die Wahlverwandtſchaften und Wilhelm Meiſter's Wanderjahre.

Seitdem Göthe die Nation mit der Dichtung Hermann und Dorothea beſchenkt hatte, feierte ſeine Muſe in der reinen Epik faſt gänzlich; den im Jahre 1797 aufgenommenen Plan zu einem Epos Tell trat er ſpäter an Schiller ab, und als er, eingedenk ſeines Ausſpruchs, es ſei ſchön, auch der letzte der Homeriden zu ſein, faſt gleichzeitig den Entſchluß gefaßt hatte, in einer „Achilleis" den Tod des Achilles zu beſingen, wurde der Entwurf zu dieſer Dichtung zwar vielfach durchdacht und wiederholt aufgenommen, aber es gelangte dieſelbe nicht über ein kurzes Bruchſtück hinaus. Dagegen wendete er ſich bald nach Schiller's Tod der modernen Epik zu, und wie er früher, in den neunziger Jahren, wo er in dem claſſiſchen Alterthume lebte und webte, mit der Idylle in antiker Form das Gebiet der epiſchen Poeſie betreten, ſo ſchrieb er nun, beſonders durch den Aufenthalt in Karlsbad, wo er das moderne geſellſchaftliche Leben zu beobachten reichliche Gelegenheit hatte, nicht wenig dazu angeregt, eine Reihe von Novellen, welche mannichfache Conflicte deſſelben veranſchaulichen. Doch fluden dieſe Conflicte, ganz der Lebensanſchauung

des alternden Dichters entsprechend, durchgehends ihre Lösung in der Entsagung. Und wie auf jene ersten Idyllen die Dichtung Hermann und Dorothea gefolgt war, die ihrem äußeren Umfange und ihrem bedeutungsvollen Inhalte nach dem eigentlichen Epos sich annäherte, so erweiterten sich unter diesen Novellen die Wahlverwandtschaften zu einem Romane, in welchem sich zwar ebensowenig wie in Hermann und Dorothea, eine gestaltenreiche Welt entfaltet, wohl aber, wie dort, die wichtigsten Interessen und dazu die tiefsten Conflicte des Lebens zur Darstellung kommen. Was den Wahlverwandtschaften als Roman an Mannichfaltigkeit der Situationen, an Reichthum der Gestalten abgeht, sodaß sie nach der Einfachheit ihrer Scenerie und dem äußerlich ruhigen Verlauf ihrer Handlung nach füglich eine Novelle sein könnten, das ersetzen sie durch die Tiefe der in ihnen sich enthüllenden sittlichen Gegensätze, durch deren Zusammenstoß die furchtbare Katastrophe herbeigeführt wird, welche an die antike Tragödie erinnert, und welche hier um so erschütternder wirkt, je ruhiger die Welt erscheint, in die sie hereinbricht.

Daß die Wahlverwandtschaften unter des Dichters Händen eine größere Ausdehnung gewannen, und daß dieser in ihnen die hinreißende Gewalt und verzehrende Gluth der Liebe so lebendig schildern konnte, ähnlich wie er es in seiner Jugendzeit im Werther gethan hatte, das deutet schon auf einen näheren Antheil hin, welchen er an den geschilderten Seelenzuständen hatte. Der Roman gewann um 1807 in seinem Geiste Gestalt; in den Annalen dieses Jahres berichtet er, daß der Stoff desselben zu tief in ihm gewurzelt gewesen sei, als daß er ihn auf so leichte Weise, wie in der Novellenform hätte beseitigen können; er fügt hinzu, daß die Wahlverwandtschaften und die Pandora, welche beide das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrückten, gar wohl neben einander hätten gedeihen können. Im folgenden Sommer wurde der Plan des Werks entworfen und vom Mai 1809 an derselbe ausgeführt. „Niemand verkennt", sagt der Dichter in den Annalen dieses Jahres, „an diesem Romane eine tief leiden-

ſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheut, ein Herz, das zu geneſen fürchtet."

Die Veranſchaulichung der Naturgewalt der Liebe in dem Romane, die Schilderung der verzehrenden Gluth, mit welcher ſie in demſelben als unheilbringendes Element in die Ehe eindringt und ſie zerſtört, hat oft zu der Meinung Anlaß gegeben, als habe Göthe dieſe in ſeiner Dichtung angreifen wollen, ebenſo wie man früher im Werther eine Rechtfertigung des Selbſtmordes zu finden geglaubt hatte. Und ſah man auch von einer förmlichen Tendenz, die den Dichter geleitet habe, ab, ſo hat man doch ſehr oft dem Werke den Vorwurf der Unreinheit und Unſittlichkeit gemacht. Keine von Göthe's Dichtungen hat ſo ſehr dazu beigetragen, ſeinen Einfluß als ſittenverderbend darzuſtellen, als die Wahlverwandtſchaften. Und es iſt nicht zu läugnen, daß die in der Dichtung allerdings ſtark potenzirte Gewalt jener Liebe, die in wahlverwandten Naturen ſich mächtig erweiſt, an das Fataliſtiſche erinnert, welches den Geſetzen der Sittlichkeit widerſtrebt, und daß deshalb die Schilderung dieſer Macht von um ſo bedenklicherer Wirkung ſein muß, je glühender die Farben ſind, in welcher dieſelbe ausgeführt iſt. Aber dann erſt würde der gegen den Dichter erhobene Vorwurf gerechtfertigt ſein, wenn derſelbe in ſeinem Werke nicht dem Sittengeſetze vollkommen Genüge gethan hätte. Auf jene Schilderungen der Naturgewalt der Liebe, welche übrigens ſchon dem Weſen der Sache nach in verlockenderen Farben erſcheinen müſſen, als die Bilder ſtandhafter Entſagung, folgt die Enthüllung der ewig waltenden, Alles ſühnenden Gerechtigkeit, welche mit furchtbarem Ernſte die Strafe an denen vollzieht, die ihre Leidenſchaft aus der Bahn geriſſen hat. So kommt allerdings jenes glühende Farbengemälde nach Viehoff's Worten ſogar unſerer Vorſtellung von der Hoheit des Sittengeſetzes zu gute, da ſich dieſes zuletzt doch als triumphirend erweiſt. Der Dichter ſelbſt hat freilich ebenſowenig ſein individuelles verdammendes Urtheil über die in Schuld Verfallenen ausgeſprochen, wie er die von ihm geſchilderte unſittliche Leidenſchaft gerechtfertigt hat.

„Er hat", wie Riemer ſagt, „das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt, ſondern wie ein Künſtler, wie ein Maler, der eine Schlange, die unter Blumen lauſchen ſoll, nicht in extenso malt, aber durch die verführeriſchen Blumen ſo viel von ihr hindurchblicken läßt, daß man wohl erkennen mag, hier lauſche etwas Gefährliches, das einen Jeden verletzen kann, der nach dieſen Blumen hinlangen will." Daß man aber dieſes Gefährliche zu gewahren und demgemäß die Dichtung in ihrem wahren Weſen aufzufaſſen im Sande ſei, dazu gehört freilich das gereifte, von aller Einwirkung des Stofflichen ſich frei haltende Urtheil, welches übrigens der Dichter auch das Recht hat für die Kritik ſeines Werkes zu beanſpruchen. Wir wiſſen, wie Schiller über den Wilhelm Meiſter geurtheilt hat; auch für die richtige Würdigung der Wahlverwandtſchaften haben namhafte Autoritäten, wie Göſchen, Rötſcher, Roſenkranz, Viehoff und Andere viel gethan; es kommt nur darauf an, den an und für ſich richtigen Standpunkt zu wählen, um auch von Seiten der Moral ihrer Rechtfertigung des Werkes beizupflichten.

Indem wir bei Beſprechung der Wahlverwandtſchaften uns ebenſo, wie bei der des Wilhelm Meiſter, einer Expoſition des Ganges der Handlung, ſowie einer näheren Charakterſchilderung enthalten, und uns vielmehr auf die Darſtellung der in dem Roman in poetiſche Erſcheinung tretenden Idee beſchränken, legen wir für dieſe die Entwickelung, wie ſie Roſenkranz gegeben hat, zu Grunde.

So groß der äußere Gegenſatz iſt, in welchem die Wahlverwandtſchaften zu dem Wilhelm Meiſter ſtehen, da ſich in dieſem ein reiches, vielbewegtes Leben mit ſeinen verſchiedenſten Intereſſen ausbreitete, während wir hier ein einfaches Bild ſtillen Landlebens vor uns ſehen, ſo findet doch zwiſchen beiden Romanen ein innerer Zuſammenhang ſtatt, ja, die Wahlverwandtſchaften leiten geradezu den Ideenkreis des Wilhelm Meiſter fort. In dieſem erkannten wir die Bildung des Individuums zum Leben als das eigentliche Thema der Dichtung, die Handlung entwickelte ſich bis zum Ab-

ſchluß der Ehe; in den Wahlverwandtſchaften wird das Weſen der Ehe dargeſtellt, freilich nicht in einem idylliſch-heiteren Bilde, in welchem wir zufriedene Menſchen das Glück des Zuſammenlebens und die geiſtige Befriedigung, welche aus der Harmonie gleichgeſtimmter Seelen hervorgeht, genießen ſehen, auch nicht in einem Gemälde, wie es Jean Paul in ſeinem Siebenkäs entworfen hat, wo die Ungleichheit des Charakters bei den beſchränkten Verhältniſſen der Ehegatten zu Verdrießlichkeiten, Differenzen und zur Auflöſung der Verbindung führt, ſondern in den Wahlverwandtſchaften tritt jene Naturgewalt der Liebe als eine die Ehe bedrohende und zerſtörende Macht auf, ſofern dieſe nicht auf dem feſten Grunde ruht, auf dem ſie, um eine wahre Ehe zu ſein, ruhen muß. Und je ſicherer ſich die Ehegatten fühlen, welchen der Mangel, der ihrer Ehe anhaftet, noch nicht zum Bewußtſein gekommen iſt, deſto mehr erſcheint dieſe Macht wie ein feindliches Schickſal, das auf die Menſchen lauert, bei ihrem erſten Schritte aus der Bahn des Rechten ſie in immer tiefere Verwirrung bringt und endlich dem Untergang entgegen führt. Der Gedanke, daß der Menſch nicht allzuſehr auf ſeine Feſtigkeit vertrauen dürfe, daß er immer nöthig habe, ſich ſtreng zu bewachen, derſelbe Gedanke, der mit anderer Anwendung in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele ausgeſprochen iſt, daß die Möglichkeit des ärgſten Verbrechens uns innewohne, drängt ſich uns auch bei Betrachtung der Wahlverwandtſchaften auf. Aber auch dann erſt, wenn wir die entfeſſelten feindlichen Gewalten gegen die Ehe andringen ſehen, gewinnen wir aus dem Kampfe, der mit ihnen geführt wird, die wahre Vorſtellung von der tiefſittlichen Bedeutung derſelben. In dieſem Sturme muß ſie ſich bewähren, wenn ſie eine wahre Ehe ſein ſoll; kann ſie es nicht, ſo war der Bund der Herzen nicht für die Ewigkeit geknüpft. In dieſer Hinſicht könnte man vor unſern Roman, welcher die ſie bedrohenden Mächte in ſo zerſtörender Gewalt darſtellt, als Motto das Schiller'ſche Wort ſetzen:

Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet.

Denn bei Eduard und Charlotte ſcheinen alle Bedingungen vorhanden zu ſein, die einen ſolchen ewigen Bund der Herzen verbürgen. Sie hatten ſich ſchon früher geliebt, aber beſondere Umſtände hatten ihren Wunſch, einander zu beſitzen, vereitelt. Die ehelichen Verbindungen, welche ſie darauf eingingen, waren bald durch den Tod wieder gelöſt worden. Nun beiderſeitig wieder frei, gaben ſie ſich in einem Lebensalter, wo jugendliche Leidenſchaft abgekühlt zu ſein pflegt, wo ihr Charakter ſchon abgeſchloſſen war, zum Ehebunde die Hand; nach Jahren hatten ſie das erreicht, wonach ſie ſich in der Jugend vergeblich geſehnt hatten. Und wenn nun Alles bei den einander Angehörenden vorhanden ſcheint, was den inneren Frieden und das Glück der Ehe dauernd zu begründen pflegt, ſo fehlen auch die äußeren Bedingungen zu einem glücklichen Daſein nicht. Die Ehegatten haben reiche Beſitzthümer, aber ſie ſind auch der höheren Bildung theilhaftig, für welche der Beſitz doch nur die erſte Grundlage ſein ſoll. Dieſe Bildung befähigt ſie, in weiten, ihren Landſitz verſchönernden Parkanlagen Unterhaltung und Genuß zu finden; ihr Reichthum ſetzt ſie in den Stand, in Ausübung der Menſchenpflicht durch errichtete Wohlthätigkeitsanſtalten ihr Herz zu befriedigen. Aber in der, wie es ſcheint, ſo feſt begründeten, wie Roſenkranz ſagt, „ſo friedegeſättigten Welt Eduard's und Charlottens, worin nach außen hin Alles ſich geebnet darſtellt, entfaltet das Schickſal ſeine eherne Macht, und wir lernen aus den tragiſchen Kämpfen der liebenswürdigſten Perſonen, wie wenig die äußere Ruhe und Geordnetheit des Daſeins ausreicht, uns vor dem Abſturz in die zerſtörenden Abgründe der Leidenſchaft zu bewahren."

Die Ehe muß ebenſowohl auf der natürlichen Liebe, als auf der ſittlichen Achtung beruhen. Wenn ſich die erſtere in dem Aufgeben ſeiner ſelbſt und in der rückhaltloſen Hingabe an den Andern zeigt, wenn ſich auf ſie die Sympathie der Herzen

gründet, ſo erweiſt ſich die andere als die Macht, durch welche die Ehegatten ſich gegenſeitig zum Halte werden, und, ihrer ſittlichen Vollendung um ſo ſicherer entgegenſtrebend, den höheren Zweck der Ehe erfüllen. Wenn aber die natürliche Sympathie, der Zug des Herzens, welcher nach Schillers Wort des Schickſals Stimme iſt, wenn die Liebe, die in der Urſprünglichkeit des Gefühls wurzelt, fehlt, ſo können die Ehegatten wohl die Heiligkeit der Ehe anerkennen, und durch ihre gegenſeitige Achtung Vieles erſetzen, ſie können die ſittlichen Pflichten, welche die Ehe auferlegt, erfüllen, aber die Verbindung, in welche ſie getreten ſind, iſt noch keine wahre Ehe. Denn es bedarf nur des Erſcheinens der wahlverwandten Natur, um die Verſuchung zu erzeugen. Dann verlangt das unbefriedigte Herz ſeine Rechte, und es beginnt der Kampf zwiſchen der mächtigen Naturgewalt und dem Ernſte der Sittlichkeit, in welchem alle Kraft aufgeboten werden muß, um die Heiligkeit des Sittengeſetzes nicht zu verletzen, und die Mächte nicht heraufzubeſchwören, welche den Abfall von demſelben furchtbar ſühnen. Eine ſolche Situation ſtellt Göthe in ſeinen Wahlverwandtſchaften dar, einen ſolchen Kampf, in welchem die Kämpfenden theils durch Entſagung über die Naturgewalt ſiegen, theils aber der maßloſen Leidenſchaft anheimfallen und zu Grunde gehen.

Die Verbindung Eduard's und Charlottens ermangelte nicht der ſittlichen Achtung, wohl aber der natürlichen Liebe, ſoſehr auch Beide glauben mochten, daß dieſe ebenfalls vorhanden ſei. Ihr Glaube, der eine frühzeitige Gewöhnung an einander, eine herzliche Zuneigung, der eine auf Achtung beruhende Freundſchaft für Liebe hielt, war ein Irrthum. Wie hätten ſie auch anders ſo ſchnell jene Heirathen eingehen mögen, welche lediglich die Convenienz geſchloſſen? Auch hatte Charlotte bei der Bewerbung Eduard's dunkel gefühlt, daß ſie nicht für ihn zur Gattin beſtimmt ſei. Sie hatte ihm Ottilien zur Lebensgefährtin vorgeſchlagen, aber in der Erregung ſeines Herzens, welches nur für ſie fühlte, hatte dieſer es abgelehnt, dieſelbe zu ſehen. Und noch mehr, durch jene Convenienzheirathen hatten Beide auch die wahre Würde der Ehe verletzt. So waren

ſie in Beziehung auf ihre Gefühle für einander im Irrthum, und hatten bei allen ſonſtigen vortrefflichen Eigenſchaften doch einen Mangel an Sittlichkeit an den Tag gelegt. Und nun erſcheinen Ottilie und der Hauptmann, von den Ehegatten ſelbſt zu ſich beſchieden, um, wie ſie meinen, die Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes zu beleben, in Wahrheit aber, um durch den vergrößerten Kreis eine Lücke im Herzen auszufüllen, welche die Ehe nicht völlig auszufüllen vermochte. Da beginnt der Kampf mit der Naturgewalt. In Charlotte und dem Hauptmann iſt derſelbe, obgleich ſie ihre Neigung zu einander bekennen müſſen, entſchloſſen und rein, die Macht der Liebe wird durch den Ernſt der Sittlichkeit, durch die Achtung vor dem heiligen Geſetze der Ehe beſiegt; Eduard aber wird von ſeiner maßloſen Leidenſchaft fortgeriſſen; er ſucht ſie vergebens zu übertäuben, er geht in den Krieg, er bewährt ſich als tapferer Streiter auf dem Felde der Ehre, nur nicht als entſchloſſener Kämpfer gegen das eigne Herz. Als er zurückgekehrt, zieht er auch Ottilien in die wilden Wogen ſeiner Leidenſchaft. Er gibt ſich der Hoffnung auf eine Verbindung mit ihr hin, und auch in Charlotte gewinnt der Gedanke an eine Scheidung Raum. Aber unverſehens naht das Verhängniß; das Vergehen der Eltern und der Liebenden wird durch den Tod des Kindes furchtbar geſühnt. Ottilien trifft die nächſte Schuld; die ſchreckliche Kataſtrophe durchbebt ihr Inneres; und es ſteigt in ihr feſt und unerſchütterlich der Gedanke des Entſagens auf. Ihr Herz iſt gebrochen; ſie enthält ſich aller Speiſe und ſieht dem Tode entgegen. Aber durch dieſen iſt auch ihre Schuld geſühnt. Als eine in Gott Verklärte wird ſie in der Gruft beigeſetzt, wo freundliche Engelsbilder, die ihre Züge tragen, auf ſie niederblicken. Und dieſe Gruft nimmt bald auch Eduard auf; erſt im Tode findet an ihrer Seite ſein ſtürmiſches Herz die im Leben vergeblich erſehnte Ruhe. So waltet der Tod hier als ernſter Rächer der verletzten Heiligkeit des Sittengeſetzes; er fordert die Unſchuld des Kindes, um die Schuld der Eltern zu beſtrafen; er nimmt die „Schuldlos-ſchuldige", welche

den Frieden der Ehe gestört hatte, und rafft endlich den dahin, der als der Schuldigste noch keine Versöhnung mit sich selber und in Gott gefunden hatte.

Den Plan zu „Wilhelm Meister's Wanderjahren" hatte der Dichter schon gefaßt, als er noch an den Lehrjahren arbeitete; er ließ deshalb am Schlusse dieses Romans noch einige „Verzahnungen" stehen, welche dieselben mit ihm in Verbindung bringen sollten. Indessen bedingte schon die erste Anlage dieses Werkes sowohl einen lockeren Zusammenhang mit dem vorhergehenden, wie auch eine losere Verbindung seiner einzelnen Theile unter einander, durch welche letztere dasselbe eine von den übrigen Romanen Göthe's ganz abweichende Form erhalten hat. Der Dichter selbst sagt, die Wanderjahre seien nicht aus Einem Stück, wohl aber aus Einem Sinn. Als Anfänge und Stock des Werkes erscheinen die vom Jahre 1807 an entstandenen, ihrem Inhalte nach ganz von einander unabhängigen Novellen, welche aber, da sie fast alle das Thema der Entsagung in verschiedenen Lebenssphären behandeln, allerdings aus Einem Sinne geschrieben sind. So „Die pilgernde Thörin", „Das nußbraune Mädchen", „Der Mann von fünfzig Jahren", „Wo steckt der Verräther", „Nicht zu weit", „Die gefährliche Wette." Aber auch andere Stoffe nahm der Dichter in das Werk auf, wie das Märchen „Die neue Melusine", welches er, wie er berichtet, schon in Sesenheim Friederiken erzählt hat. Alle diese, in keinem näheren Zusammenhang stehenden Theile wurden bei den verschiedenen Redactionen der Wanderjahre von 1820—1829 durch eine Reihe fortlaufender Betrachtungen, welche die wichtigsten socialen und sittlichen Verhältnisse berühren, äußerlich verknüpft, und diese wiederum durch Einführung von Personen aus den Lehrjahren, vornehmlich Wilhelms, sowie einer Anzahl neu auftretender in Verbindung gehalten. Aber auch in diesen Betrachtungen wiederholt sich als Hauptthema der Gedanke, daß wir durch Entsagung uns selbst überwinden sollen. Weder hier, noch in den Novellen begegnen wir dem tragischen Schicksale,

das in den Wahlverwandtſchaften ſich ſo erſchütternd offenbart die ſittlichen Colliſionen löſen ſich alle durch Acte des ſich ſelbſt bewußten Willens zu einem glücklichen Ausgange auf.

Wenn man auch allezeit die vortreffliche künſtleriſche Darſtellung in den Novellen anerkannt hat, ſo hat man ſich doch oft weder mit der Form, noch mit dem Inhalt der übrigen Theile des Werkes befreunden mögen. Auch ſucht der gewöhnliche Roman auf dieſer, in epiſcher Weiſe weit ausgebreiteten Schaubühne trotz des Gewirrs und des Sichdurchkreuzens der Ereigniſſe, trotz der reichen Anzahl auftretender Perſonen, vergebens jene ſpannenden Begebenheiten, Verſchlingungen und Entwickelungen, wie ſie in den Romanen ſo ſehr geliebt werden. Dazu mag ihm wohl der Inhalt, der einerſeits über Alltägliches, über das Handwerk, über die Induſtrie, z. B. der Garnſpinnerei ſich verbreitet, und andererſeits Fragen der ſittlichen und künſtleriſchen Erziehung behandelt, welche dem Dichter den Vorwurf zugezogen haben, als ob er ein Utopien ſchildere, trocken und ermüdend dünken. Aber für den ſinnigen Leſer hat der Dichter eine Fülle von beachtenswerthen Lebensanſchauungen, welche er aus einer reichen Erfahrung geſchöpft und aus ernſtlichen Reflexionen gewonnen hat, in dem Werke niedergelegt. Auch fragt es ſich, ob Vieles, was jetzt vielleicht noch als utopiſch erſcheint, nicht ſpäter noch als erſtrebenswerth, ja als dringendes Bedürfniß ſich kund geben werde; wenigſtens hat der Gedanke, maſſenhafte Auswanderungen zu organiſiren, ſich ſchon in unſerer Zeit realiſirt, ſowie auf dem Gebiete des allergewöhnlichſten Lebens ein früher wohl grillenhaft erſchienener Vorſchlag, den der Dichter in den Wanderjahren thun läßt, ſich uns als höchſt praktiſch zur Befolgung aufnöthigt, nämlich die Kartoffeln theilweiſe durch andere Feldfrüchte zu erſetzen.

Beſonders ausführlich ergeht ſich Göthe über die ſittlich-religiöſe Erziehung des Menſchen, welche von dem Familienleben ausgehen und ihre höchſte Spitze in dem freien Bunde der Genoſſenſchaft haben ſoll. Ueber die Welt hin ſoll ſich dieſer Bund

verbreiten, und so gewissermaßen eine Realisirung des Kosmopolitismus sein. Für diese Genossenschaft soll sich, wie es in den Lehrjahren schon ausgesprochen ist, der Einzelne nach seiner individuellen Naturanlage ausbilden — auch das Handwerk oder vielmehr die strenge Kunst genießt der gleichen Ehre, wie jede geistige Beschäftigung — und indem er sich selber genügt, auch ein tüchtiges Mitglied der Gemeinschaft werden. Die Kräfte der Menschheit sollen sich nicht zersplittern, sondern durch organisches Zusammenwirken das Größte erreichen. Eng verknüpft sich mit diesen Grundsätzen auch die Forderung an den Einzelnen, daß er besonderen Neigungen und momentanen Wünschen zu entsagen lerne. Um sich in dieser Entsagung zu üben, ist den Gliedern des Bundes, welche eine Irrung oder einen Fehltritt zu büßen haben, auferlegt, eine bestimmte Zeit zu wandern. Keine Annehmlichkeit darf sie reizen, länger als drei Tage an Einem Orte zu verweilen. Aber während dieser kurzen Dauer sollen sie die Stunden nützen, um bereichert an Kenntnissen und Erfahrung in das praktische Leben einzutreten. Neben diesen Wanderungen aber, die den Einzelnen auferlegt werden, wird die Auswanderung nach Amerika von dem Bunde in großartigem Maßstabe geleitet, zur Förderung des materiellen und sittlichen Wohles der Bundesglieder.

Mit den Wanderjahren ist die Thätigkeit Göthe's auf dem Gebiete der epischen Poesie abgeschlossen; nur „die Novelle", erscheint noch neben ihnen als eine selbständige Frucht derselben.

24.

Lyriſche Gedichte aus Göthe's ſpäterer Lebensepoche, weſt-öſtlicher Divan. Dramatiſches.

Wenn in den Werken epiſchen Charakters und mehr noch in den dramatiſchen Dichtungen ſpäterer Zeit das allmähliche Zurücktreten der drängenden poetiſchen Schöpferkraft Göthe's ſichtbar wird, wenn wir in den Producten dieſer Dichtgattungen aus ſeinem höheren Alter ſtatt unmittelbarer Empfindung oft der Reflexion, ſtatt lebendig und individuell geſtaltender Plaſtik einer glänzenden aber kalten Allegorie begegnen, ſo offenbart ſich dieſelbe in den lyriſchen Gedichten aus ſpäteren Jahren oft noch in einer Fülle und Friſche, welche uns von der nie alternden Jugend des ſchöpferiſchen Genius Zeugniß geben zu wollen ſcheinen. In der Lyrik hat der Dichter, ſchon der Natur der Sache nach, nie lange gefeiert; hunderterlei Begegniſſe, welche ihn näher oder entfernter berührten, wurden für ihn ebenſoviel Anläſſe zu Gedichten, freiwillig ſich darbietende Stoffe forderten ihn zum Schaffen auf, das freudig bewegte oder ſchmerzlich berührte Innere tönte in den Schwingungen des Liedes aus. In einzelnen Epochen ſeines Alters aber erſcheinen dieſe lyriſchen Dichtungen reichlicher, mögen nun die Aufforderungen von außen her mannichfaltiger geweſen ſein, oder mag eine geſteigerte und nachhaltige Wärme des Gefühls

auch die Schöpferkraft mehr erwärmt haben, sodaß diese vollere dichterische Blüthen hervortrieb, welche bei hoher Formreinheit oft nicht nur die reichste Farbenpracht entfalten, sondern auch des frischesten poetischen Duftes nicht entbehren.

Aus der überaus großen Anzahl lyrischer Producte des verschiedensten Inhaltes und der mannichfachsten Form, welche während der späteren Lebensepoche Göthe's entstanden sind, können wir nur die allerbedeutendsten berühren. Wir beginnen mit dem Anfang des Jahrhunderts; denn außer jenen Gedichten, welche zuerst in den verschiedenen Jahrgängen des Musenalmanachs erschienen sind, gab ein Kränzchen, dessen Mitglieder außer Göthe und Schiller meist aus Damen der Weimarer höheren Gesellschaft bestanden, beiden Dichtern Anlaß zur Abfassung geselliger Lieder, unter denen von Göthe's Seite „Generalbeichte" und „Tischlied" hervorzuheben sind. Auch entstand um dieselbe Zeit das einfach schöne, von dem Hauche weicher Wehmuth durchzogene „Schäfers Klagelied". Ferner fallen unter anderen die Lieder „Dauer im Wechsel", „Frühlingsorakel", „Sehnsucht", „Hochzeitlied", sowie „Die glücklichen Gatten", „Nachtgesang", das eben so bekannte, als ausgezeichnete Lied „Trost in Thränen" und einige Gedichte in Balladenform, „Ritter Curt's Brautfahrt", „Der Rattenfänger", „Wanderer und Pächterin", zu denen Göthe durch seinen Verkehr mit Zelter, dem vortrefflichen Componisten, angeregt wurde, in die Zeit, wo Schiller noch lebte. Der liebeathmenden Sonnette aus dem Jahre 1807 haben wir schon Erwähnung gethan. Auch in dem Jahre 1810 begegnen wir einer Gruppe von Gesellschaftsliedern, welche ihre nächste Entstehung einer errichteten Liedertafel, der „freiwilligen Hauskapelle", sowie der Verbindung des Dichters mit Zelter verdanken. Das Jahr 1813 lieferte „Die Lustigen von Weimar" und „Offene Tafel", sowie drei Balladen: „Der Todtentanz", „Der getreue Eckart" und „Die wandelnde Glocke", welchen die im Jahre 1816 gedichtete „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" sich anschließt. Wie sehr der Aufenthalt im Heimathlande Göthe

zum poetischen Schaffen angeregt, haben wir schon früher erwähnt. Die Producte seiner damaligen dichterischen Thätigkeit sind meistens in den west-östlichen Divan aufgenommen, zu dessen kurzer Besprechung wir nun übergehen, nachdem wir aus der späteren Zeit noch der „zahmen Xenien", in welchen der Dichter „sich im Einzelnen manchmal Luft machte, da man seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll", sowie der „Elegie" aus der „Trilogie der Leidenschaft", durch welche sich der Dichter von einer späten leidenschaftlichen Liebe befreite, Erwähnung gethan haben.

Göthe's erste Thätigkeit für den west-östlichen Divan fällt schon vor jene seiner poetischen Productivität so günstigen Reisen ins Rheinland, nämlich in das Jahr 1813, wo er durch die Uebersetzung des Hafis von J. v. Hammer angeregt wurde, sich mit der orientalischen Poesie näher bekannt zu machen. So wenig ihm ihr Wesen anfänglich zugesagt hatte, so sehr wurde er in der Folge von ihr angezogen, sodaß er, wie es immer bei den ihn tiefer berührenden Eindrücken der Fall war, gegen ihre wachsende Wirkung erst in der eignen Schöpferkraft das Gegengewicht fand. Doch war dies Aufnehmen und Reproduciren des orientalischen Geistes keineswegs eine oberflächliche Spielerei, sondern es wurde von einem ernstlichen Studium begleitet und unterstützt. Der Dichter ließ sich in seinen vorgerückten Jahren die Mühe nicht verdrießen, noch das Arabische und Persische zu betreiben; er knüpfte mit den Kennern des Orients und seiner Sprachen Verbindungen an und unterrichtete sich nicht nur „im Allgemeinen und Zerstückelten von dessen großer Existenz", sondern er „ging auch tiefer hinein", sodaß es ihm, wie er an Knebel schreibt, war, als wenn er ins Meer geriethe. Aber er fühlte es als etwas Angenehmes, in einem so breiten Elemente zu schwimmen und seine Kräfte darin zu üben. So mochte er denn auch eine reiche Ernte finden und seine Schatzkammer sich mehr und mehr mit Reichthümern aus Osten füllen. Die poetischen Schätze, die er aus diesem Sichversenken in den Orient gewonnen hat,

sind jene Gedichte, welche, theils freie Bearbeitungen eines fremden Thema's, theils Originalpoesien im Gewande morgenländischer Weltanschauung, in dem west-östlichen Divan im Jahre 1819 gesammelt erschienen sind. Und so hat der Dichter, welcher in seiner Jugendzeit den deutschen Genius aus Jahrhunderte langem Schlafe auferweckt, und der in seinem Mannesalter dem germanischen Geiste das schönheitreiche Hellenenthum vermählt hatte, auch noch in seinen spätern Jahren den Blick der Nation auf den Osten gerichtet und ist ihr ein Führer zu den glänzenden Schätzen desselben geworden. Doch verlor er sich auch hier nicht von dem germanischen Geist; „den Turban auf dem Haupte," wie Rosenkranz sagt, „den Gürtel um den Leib, im faltigen Kaftan, Opium in der Schenke schlürfend, blieb er doch von Gemüth ein Deutscher. Nur in der Form erfreute ihn die neue, glänzende Symbolik."

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Mit dieser Eingangsstrophe in den west-östlichen Divan kündigt freilich der Dichter seinen Zug nach dem Orient als eine Flucht vor der ihn beengenden Gegenwart an, und so segnet er auch geradezu in einem Briefe an Knebel vom Februar 1815 seinen Entschluß zu dieser Hegira, „denn," sagt er, „ich bin dadurch der Zeit und dem lieben Mitteleuropa entrückt, welches für eine große Gunst des Himmels anzusehen ist, die nicht einem Jeden widerfährt." Aber in den gegen ihn erhobenen Tadel, daß er, während in Deutschland frische Freiheits- und Vaterlandslieder erschollen, seinen Geist in den fern gelegenen Orient habe schweifen lassen, mögen wir, im Hinblick auf sein Alter und die von diesem bedingte nüchterne Stimmung, sowie auf seinen geringen Glauben an den dauernden Erfolg der Freiheitskämpfe für Deutschland, nicht einstimmen; wir begleiten ihn vielmehr gerne, wenn

er in diesem Seelenzustand sich nach der Einfachheit patriarchalischer Zustände hinwendet, die ihn in seiner Jugend schon ganz ergriff, nach dem Reinen und dem Rechten, wo der Glaube weit war und eng der Gedanke, und wo das Wort so wichtig war, „weil es ein gesprochen Wort war." Auch ist die Frucht, welche der Dichter aus seiner Beschäftigung mit dem Orient gewonnen, keineswegs gering. Wie wir in dem west-östlichen Divan Gedichte finden, welche bei der reinsten Form eine reiche und leuchtende Farbenpracht entfalten, wie jenes Lied „Seine Todten mag der Feind betrauern", so sind auch vorzüglich die Lieder der Liebe, welche der Dichter, ebenso wie der greise Hafis, der ihn begeistert hatte, noch in seinem Alter sang, und die besonders reich in Frankfurt und in dem Rheinlande seinem Inneren entströmten, warm vom Pulsschlag frischen Lebens, ja sie erheben sich zuweilen, wie das Lied „Wiederfinden" zu dem erhabensten Fluge dichterischer Begeisterung.

Wenn in dem west-östlichen Divan der Dichter seine Stoffe in die Formen der morgenländischen Poesie kleidete, so erscheinen dieselben in seinen spätern dramatischen Werken meist in dem Gewande der antiken Symbolik. Schon in der natürlichen Tochter sahen wir, wie die Individualität von der Idealität überragt wurde; dieses Ideale gewann aber im Laufe der Jahre immer mehr den Charakter des rein Symbolischen, in welchem der Dichter das Plastische und Lebenvolle der Gestalten, welche früher seine Schöpferkraft hervorgebracht hatte, oft durch kaltlassende Allegorie ersetzen mußte, während dagegen die reine, vollendete äußere Form ihm immer zu eigen blieb.

Wir übergehen die verschiedenen Producte dramatischer Form, wie die Vorspiele und die für Maskenzüge bestimmten Gedichte, wie „Die romantische Poesie" aus dem Jahre 1810 und die allegorische Darstellung „der einheimischen Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens", bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna im Jahre 1818 verfaßt, um noch die „Pandora"

und „des Epimenides Erwachen" kurz zu berühren und sodann zum Faust überzugehen.

In der Pandora, welche, wie wir wissen, gleichzeitig mit den Wahlverwandtschaften Leben gewann, und zwar auf den äußeren Anlaß zweier junger Freunde aus Wien, die eine Zeitschrift Pandora herauszugeben beabsichtigten, knüpft Göthe an das von ihm in seiner Jugendzeit behandelte Thema „Prometheus" an. Aber sowie dieser blieb auch die Pandora Fragment; der erste Theil der Dichtung wurde ausgeführt, der zweite liegt nur in einem Schema vor. Die veränderte Weltanschauung des Dichters, welche dem Werke einen von jenen Jugenderzeugnissen ganz abweichenden Charakter geben mußte, ließ hier auch nicht jenen „Volltrotz der Naturgewalt" zu; die Dichtung sollte nach Göthe's Intention, sowie alle seine späteren Productionen versöhnend abschließen. Prometheus repräsentirt demgemäß nicht mehr jene egoistisch auftretende starre Naturgewalt, sondern die nimmer müde Thatkraft, und ihm gegenüber ist noch Epimetheus gestellt, als die sinnende, vor- und rückwärts schauende Betrachtung. Erst durch das Zusammenwirken beider soll das Ziel der nach Vollendung strebenden Menschheit, die Bildung durch Wissenschaft und Kunst erreicht werden können. Die Reinheit ihrer Form, welche hier antike und moderne Elemente in sich vereinigt, macht die Dichtung nach dieser Seite hin zu einer der vollendetsten der Göthe'schen Productionen. „Auch hat der Dichter," wie Rosenkranz sagt, „in ihr eine erstaunliche allegorische Bildkraft aufgeboten, welche den Eindruck ächt mythischer Erzeugung macht. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, mit der Göthe eine Idee in solcher symbolischen und allegorischen Weise ausführte, der hohe Schwung der reichsten Sprache, die er dann ertönen ließ, nehmen seinen Allegorien viel von der Kälte, welche sonst der Allegorik anhaftet."

Weit farbloser als in der Pandora erscheint die Symbolik in „des Epimenides Erwachen", einem allegorisch-dramatischen Festspiele, welches Göthe auf Ifflands Ansuchen für die Berliner Bühne dichtete, um in ihm den Sieg der Deutschen und ihre

Befreiung von der Fremdherrſchaft zu verherrlichen. Doch entſchädigt auch hier die Reinheit der Form und „der ganz einzige Sprachpomp", welchen überhaupt Göthe in ſolchen Dichtungen zu entfalten wußte, einigermaßen für die Bläſſe der Allegorik. Die Sage von dem Philoſophen Epimenides, welcher als Jüngling in einer Höhle vom Schlafe überfallen worden war, aus dem er erſt nach vierzig Jahren wieder erwachte, und welcher nun Alles in ſeiner Vaterſtadt verändert ſah, mochte Göthe geeignet erſcheinen, um an ihr die durch die Freiheitskriege erfolgte große Umgeſtaltung der Verhältniſſe in Deutſchland zu veranſchaulichen. Die Dämonen des Kriegs, der Liſt und der Unterdrückung erſcheinen, und letzterer hat ſchon die Genien des Glaubens und der Liebe bethört, aber noch iſt die Hoffnung frei. Da erwacht Epimenides und es ertönt, von Schaaren kampfluſtiger Streiter angeſtimmt, das Lied „Vorwärts", die Bande werden zerbrochen und ein Schlußlied feiert den Sieg der Deutſchen. Nach dem Berichte Zelters war die Aufführung des Stückes im März 1815 von großer Wirkung; dem alten Blücher ſollen in der Singacademie bei dem Vortrage des Liedes „Vorwärts hinan", die Thränen gefloſſen ſein.

Freilich iſt es keine Gabe warmer Begeiſterung, welche der dichteriſche Genius dem befreiten Vaterlande in dieſem Feſtſpiele darbrachte; aber wir wiſſen auch, daß ſelbſt nach den Siegen der Verbündeten ſeine Hoffnungen auf den dauernden Erfolg des Freiheitskampfes nicht allzu ſchwärmeriſch waren. Ein in Bezug auf unſre Dichtung an Knebel geäußertes Wort belehrt uns von der Anſicht, welche damals Göthe über die Lage der Dinge hatte. „Epimenides", ſo ſchreibt er, „iſt am 30. März endlich in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um daſſelbige, was ſich die Deutſchen bisher ſo oft in dürrer Proſa vorgeſagt, ſymboliſch zu wiederholen, daß ſie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, ſich ſodann aber auf eine herrliche Weiſe von dieſem Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig iſt, um das Errungene zu ſchützen und zu erhalten." Uebrigens

heben ſich die lyriſchen Partien des Stückes oft höchſt lebenvoll und kräftig hervor, wie das Lied „Vorwärts" und der Schlußchor, welcher die ſieggekrönten Deutſchen preiſt, aber auch, jener Aeußerung des Dichters ganz entſprechend, eine ernſte Mahnung an ſie für die Zukunft richtet:

So riſſen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das edelſte Geſchlecht
Von biedrem Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt,
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammenhaltet euren Werth,
Und euch iſt Niemand gleich.

25.

Faust.

Noch bleibt uns der Faust als die zwar schon früh begonnene, aber am spätesten zum Abschluß gelangte Dichtung Göthe's zu besprechen übrig. Gerade der Umstand aber, daß die Anfänge dieses Werkes in seine Jugendjahre fallen, und daß dasselbe, freilich nach manchen langen Unterbrechungen, erst an der äußersten Grenze seines Lebens vollendet wurde, gestattet uns bei dessen Betrachtung noch einmal den ganzen Entwickelungsgang des Dichters zu überblicken. Wir werden im Faust wieder zu der Unmittelbarkeit jugendlich drängender Schöpferkraft zurückgeführt; wir begegnen in ihm Elementen der classischen Periode, und gelangen endlich zu jener allegorischen Dichtweise, welche die letzte Epoche der poetischen Thätigkeit Göthe's charakterisirt. Je unmittelbarer aber der innere Schöpfungsdrang wirkte, welcher die frühesten Theile der Dichtung hervorgebracht hat, desto reiner und vollständiger spiegelt sich auch in ihnen des Dichters eigenste Individualität ab, während in die späteren Partien, vornehmlich in den zweiten Theil des Werkes, die Resultate seiner von außen erworbenen Bildung niedergelegt sind, ja, sogar Vieles nach seinem eigenen Ausdrucke „hineingeheimnißt" worden ist. In der Iphigenie, im

Taſſo und Wilhelm Meiſter reflectiren ſich die inneren Zuſtände des Dichters während einzelner, wenn auch, wie im letzteren, nach Jahrzehnten zählender Epochen des Lebens, im Fauſt, in dieſer reichſten Schöpfung Göthe's, hat ſich einestheils das Innere des Dichters bis ins tiefſte erſchloſſen, und andererſeits iſt in ihm die große Summe ſeiner geſammten Lebensanſchauungen aufbewahrt. Je deutſcher ferner die Dichterindividualität geweſen iſt, welche ſich in jenen unmittelbaren Ergüſſen uns enthüllt, um ſo tiefere Blicke laſſen uns dieſe in das Leben und Weben des deutſchen Volksgeiſtes thun. Wenn im Götz und im Werther dieſer deutſche Geiſt in ſeiner Kraft und in ſeiner Gemüthsinnigkeit, in Hermann und Dorothea in ſeiner biederen Einfachheit ſich offenbart, ſo tritt uns derſelbe im erſten Theile des Fauſt in weit größerer Vielſeitigkeit entgegen. Denn wir finden hier höchſt charakteriſtiſche Zeichnungen des deutſchen Volkslebens, wir ſehen in einer tragiſchen Liebe die innerſten Tiefen eines ächt deutſchen weiblichen Gemüthes ſich enthüllen, und begegnen vor Allem jenem idealen Drang, jenem Streben nach dem Hohen und Wahren, welches dem Deutſchen vor den andern Nationen eigen iſt; wir werden hingeführt zu deſſen unverſiegbarem Wiſſensdurſt, zu deſſen nie ermattendem Verlangen, die Welt mit allen ihren Wundern zu umfaſſen. In dem erſten Theile des Fauſt zieht, in einem großen Dichtergeiſte abgeſpiegelt, die ganze innere Geſchichte des deutſchen Genius lebenvoll an uns vorüber, wie er ſeit Jahrhunderten gerungen, ſich zu befreien von den lähmenden Banden des Gewiſſenszwangs, wie er ſich zur Glaubensfreiheit erhoben, wie er vom Drange des Wiſſens getrieben, durch Zweifel hindurch bis an die Grenze menſchlichen Begreifens emporſtrebt, wie er, vom Weltſchmerz durchſchnitten, das Daſein „zweier Seelen" fühlt; die hohe Befriedigung, die uns das Streben nach Wahrheit gewährt, und alles tiefe Leid, in welches uns daſſelbe verſenkt, iſt rein empfunden in dieſer großen poetiſchen Schöpfung dargeſtellt. Deshalb zieht es auch immer wie mit magiſcher Gewalt unſre ſtrebende Jugend und ernſte Männerwelt zu den voll und unverſiegbar ſtrö-

menden Lebensbächen dieſer tiefſten und reichſten, dieſer deutſcheſten Dichtung Göthe's hin. Und ſelbſt der zweite Theil des Werkes, ſo entfernt er iſt von jener Urſprünglichkeit deutſchen Lebens, ſo wenig er aus dem nationalen Geiſte geboren iſt, hat doch eine ſehr nahe Beziehung zu deutſchem Weſen, da er die Vermählung des deutſchen Geiſtes mit dem Griechenthum, alſo die Höhe unſerer nationalen Bildung zur Darſtellung bringt, freilich in einer Allegorie, deren glänzende Ausführung, deren hohe Formvollendung uns nicht vollſtändig für den Mangel an Wärme entſchädigen kann.

Schon dadurch, daß Göthe zur Fauſtſage griff, um ſie zur Trägerin ſeiner in ihm lebenden, nach Geſtaltung ringenden Welt zu machen, mußte die Dichtung einen deutſchen Charakter erhalten. Denn dieſe Fauſtſage ſelbſt, die im ſechszehnten Jahrhundert entſtanden iſt, und ſich ſeitdem lebendig bei uns erhalten hat, iſt, ſowie die Sage vom ewigen Juden, aus ächt deutſchem Geiſte entſprungen. Daher wurde ſie auch beim Aufſchwung unſerer Literatur im vorigen Jahrhundert von verſchiedenen Seiten, wie von Leſſing, Klinger, Maler Müller u. A. wieder aufgenommen, aber von Keinem wurde ein ſo tiefer geiſtiger Gehalt mit derſelben verbunden, als von Göthe. Freilich hat der Dichter auch ſie in verſchiedenen Zügen umgeſtaltet, wie er in ſeiner Iphigenie den griechiſchen Mythus verändert hat; aber indem er den ganzen Reichthum der ihn und ſeine Zeit bewegenden Ideen in ſie hineinlegte und ihrem Thema, wie dem der Iphigenie, eine unſerer Weltanſchauung entſprechende Löſung gab, hat er ſie zum zweitenmale national gemacht.

Die älteſte Darſtellung der Fauſtſage finden wir in dem Fauſtbuche, welches im Jahre 1587 zu Frankfurt am Main, „allen Chriſten zur Warnung" erſchien. Aus ihm, wie aus anderen Faſſungen der Sage erfahren wir, daß zur Zeit der Reformation ſich ein Dr. Johann Fauſt als fahrender Schüler in den Städten Deutſchlands, vorzüglich in Erfurt, Leipzig, Augsburg, Mainz umher getrieben habe. Er wird ein Schwarzkünſtler genannt,

der sich mit alchymistischen Studien beschäftigt und nachher in einen Bund mit dem Teufel begeben habe. Auch der Pudel, den Göthe in seine Dichtung mit aufgenommen, sowie der Famulus Wagner und Mephistopheles als dienstbarer Geist der Hölle, findet sich schon in der Faustsage. Gemäß seinem mit dem Teufel abgeschlossenen Pacte wird Faust von diesem der Hölle überliefert. Schon nach dem ältesten Faustbuche richtet das vermessene Streben nach unbegrenzter Erkenntniß den Faust zu Grunde. Aehnlich wie im Volksbuche hat sich die Faustsage in dem Puppenspiele erhalten, das zur Jugendzeit Göthe's noch häufig am Rhein und anderwärts aufgeführt wurde, und welches nach eigner Erinnerung und den Berichten Anderer Karl Simrock hergestellt und zum Drucke gebracht hat. In diesem Puppenspiele tritt Faust in demselben Charakter wie im Volksbuche als vermessener Zauberer auf, ferner sein Famulus Wagner, und eine lustige Person Kasperle; sodann erscheinen neun höllische Geister, unter ihnen Mephistopheles, der von Faust zum Begleiter auf seinen Reisen nach Parma und Constantinopel gewählt wird. Faust verschreibt sich auch hier der Hölle, und verfällt ihr nach der bestimmten Frist. Unter dem Zurufe einer Stimme von oben: Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es, wird er von ihren Dienern im Feuerregen fortgeführt.

Das Volksbuch sowohl wie das Puppenspiel mochte Göthe schon in seiner Kindheit bekannt gewesen sein, da Frankfurt der Verlagsort aller jener Volksbücher war, und der Knabe dieselben dort zu jeder Zeit für wenige Kreuzer haben konnte, und da auch gewiß jenes Puppenspiel in der Vaterstadt unseres Dichters öfters von den meistens herumziehenden Besitzern solcher Apparate aufgeführt wurde. Doch treten diese Eindrücke aus der Kindheit in den Hintergrund, bis erst in Straßburg das Interesse an dem Gegenstande wieder lebhaft erwachte. Schon vorher war Göthe ganz in die Sphäre der Faustsage hineingezogen worden, als er mit Fräulein von Klettenberg jene cabbalistisch-alchymistischen Studien betrieb. Nun aber, als in Straßburg nach wiederher-

gestellter Gesundheit die poetische Productionskraft in aller Fülle hervorbrach, und als gleichzeitig mit seinem geistigen Streben und Wirken der Sinn für deutsches Wesen unserem Dichter aufging, als sich sein Blick in die Reformationsgeschichte richtete und der ritterliche Götz in seiner schöpferischen Phantasie Gestalt gewann, mußten auch das Leben und die Schicksale des Faust ihn um so mehr fesseln, da er mitten in den Studien stand, denen jener Zauberer der Sage nach so viele Erfolge verdankte, in jenen alchymistischen Geheimlehren, durch die man früher geglaubt hatte, in das Innere der Natur eindringen zu können. Wir wissen von Göthe, daß er sich in Straßburg noch vielfach mit den Schriften des Paracelsus, des Agrippa von Nettesheim, des Peter Poiret und ähnlicher Schriftsteller beschäftigt hat. Freilich drang der klare, Erkenntniß suchende Geist des Dichters durch das Dämmerlicht dieser Schriften zu der Helle philosophischer Forschung durch; aber diese anfänglichen Studien des strebenden Jünglings knüpften dauernd sein Interesse an den Faust der Sage. Dazu war jene Zeit ohnehin eine Zeit des allgemeinen Drängens der Geister nach einem noch in unklarer Ferne liegenden Ziele hin; die Ideen gährten noch in den feurigen Köpfen einer genialen Jugend, nach allen Richtungen hin warf man das Veraltete bei Seite, und suchte Freiheit von den beengenden Formen desselben, Freiheit in bürgerlicher Beziehung, Freiheit im Gebiete der Kunst und Freiheit auf dem Felde des speculativen Gedankens, in der Wissenschaft. Um so lebhafter mußte sich der Dichter zu Faust hingezogen fühlen, in welchem er den nach dem Höchsten der Erkenntniß strebenden deutschen Sinn dargestellt fand. Die poetische Gestalt desselben nahm daher sein ganzes Innere, das von gleichem Streben und von gleichen Stimmungen des Unbefriedigtseins erfüllt war, in sich auf. Zwar wurde die Dichtung in Straßburg noch nicht begonnen, denn Göthe pflegte, wie wir wissen, erst längere Zeit die poetischen Stoffe mit sich herum zu tragen und sie immer lebendiger in sich werden zu lassen, bevor er sie zu Papier brachte; er berichtet nur, daß ihm in Straßburg das

Puppenspiel gar vieltönig im Kopfe gesummt habe. Auch während seines Aufenthalts in Frankfurt hat Göthe wohl ebensowenig als in Wetzlar am Faust gearbeitet. Damals nahm ihn der Götz ganz in Anspruch; und später mußte er erst in Werthers Leiden sein Inneres von dem tiefen Seelenleiden, das ihn erfaßt hatte, befreien, um dann frischen Muthes, wie neu geboren, sich dem Leben und der Dichtung wieder zuzuwenden. Zu dieser Zeit, als sich, wie er selbst berichtet, der Schöpfungstrieb mit wunderbarer Macht bei ihm einstellte, im Jahre 1774, mag er auch die Anfänge des Faust gedichtet haben. Als Klopstock im Herbste desselben Jahres durch Frankfurt kam, konnte er ihm die ersten Scenen der Dichtung vorlesen. Auch die ihn tief erregende Liebe zu Lili hat den Faust wesentlich gefördert: „wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe," berichtet er schon am 6. März 1775 an Auguste Stolberg, „ich ginge zu Grunde." Bei einem Besuche Jacobi's zu Frankfurt mußte die Dichtung schon bedeutend vorgerückt sein, denn dieser schreibt, als das Werk in seiner ersten fragmentarischen Gestalt im Jahre 1790 erschienen war: „Von Faust kannte ich beinahe schon Alles, und eben deswegen hat er doppelt und dreifach auf mich gewirkt. Wie ich vor sechszehn Jahren fühlte, und wie ich jetzt fühle, das wurde eins." Düntzer ist der Ansicht, daß bei der Raschheit, mit welcher Göthe's dichterische Kraft sich damals ergoß, es kaum zu bezweifeln sei, daß er die Scenen mit Gretchen in ein Paar Tagen hingeworfen habe, vielleicht gerade zu der Zeit, wo das Verhältniß mit Lili leidenschaftlich zu werden begann. Nach seiner Uebersiedelung nach Weimar wurde der Faust vom Egmont verdrängt; erst ums Jahr 1780 scheint der Dichter, wahrscheinlich durch die Iphigenie dazu angeregt, an dem früheſten Bruchstücke des zweiten Theils, der Helena, zu der er ebenfalls Stoff und Grundlage in dem Faustbuche und dem Puppenspiele gefunden, gearbeitet zu haben. Auch das Manuscript des Faust ging, wie wir wissen, mit nach Italien; am 11. August 1787 schreibt Göthe von Rom aus an Herder: „Faust soll auf seinem Mantel als

Courier meine Ankunft melden." Im März 1788 berichtet er, daß er hoffe, den Faden zu ihm wiedergefunden zu haben, auch habe er eine neue Scene ausgeführt, die ihm, wenn er das Papier räuchere, Niemand aus den alten herausfinden solle. Diese Scene ist wohl die in der Hexenküche, welche Göthe, wie er später Eckermann erzählte, in dem Garten der Villa Borgheſe gedichtet hat, also den romantischen, verwirrenden Zauberspuck mitten unter den Eindrücken der Klarheit und Reinheit der classischen Kunst. In der im Jahre 1790 erschienenen Ausgabe des Werkes findet sich der erste Monolog des Faust, sein Gespräch mit Wagner, ein Theil der zweiten Scene zwischen Faust und Mephistopheles, dessen Monolog und Gespräch mit dem Schüler, sowie die folgende Unterredung mit Faust und die Reihe von Scenen, die sich auf Gretchen beziehen, bis zu derjenigen im Dome; indessen fehlt die Scene, in welcher Valentin auftritt, noch ganz. Auch hatte die Scene zwischen Faust und Mephistopheles im Walde eine andere Stelle, nämlich vor dem Liede „Ach neige, du Schmerzenreiche." Auch für den Faust war des Dichters Verbindung mit Schiller höchst fruchtbringend. Er bittet diesen, als er der Dichtung wieder sein Interesse zuwendete, ihm die Forderungen, die er an das Ganze mache, vorzulegen und so ihm seine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Und so wurde in der Folge die Idee des Stückes und ihre Ausführung häufig der Gegenstand schriftlichen und mündlichen Verkehrs. In diesem Zeitraum entstanden die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog und andere Stücke der Tragödie des ersten, sowie des zweiten Theils. Aber erst drei Jahre nach Schiller's Tod erschien der erste Theil des Faust im Druck. Nach langem Zwischenraume, im Jahre 1824, nahm Göthe die Faustdichtung wieder auf, um sie zu Ende zu führen; indessen rückte er nur langsam vor, die rasche Productionskraft war nicht mehr vorhanden. „Jetzt kann ich," schreibt er, „nur in den frühen Stunden des Tages an meinem Fauste arbeiten, wo ich mich vom Schlafe erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben.

Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung noch weniger." Deshalb waren seine Zweifel, ob er das Werk auch zu Ende führen werde, um so mehr gerechtfertigt: „es wäre doch toll genug", schreibt er einmal, „wenn ich es erlebte, den Faust zu vollenden." Doch war die Dichtung noch vor seinem dreiundachtzigsten Geburtstage, wie er es gewünscht und sich fest vorgenommen, abgeschlossen und eingesiegelt; aber erst nach seinem Tode erschien dieselbe im Drucke.

Daß die lange Reihe von Jahren, während welcher Göthe am Faust gedichtet hat, und die in ihnen allmählich sich umgestaltende Weltanschauung eine Ausführung der Idee in Einem Geiste noch weniger zuließ, als eine gleichmäßige äußere Form, ist leicht ersichtlich. Daher hat man in den aus verschiedenen Zeiten herstammenden Partien des ersten Theils schon Ungleichheiten gefunden, besonders aber den zweiten Theil als etwas ganz Heterogenes ihm gegenübergestellt, ja man hat geradezu behauptet, es sei das innere Wesen des ersten Theils der Dichtung, ein Fragment zu bleiben. Der Faust ist ursprünglich eines von den Sujets, in welchen der Dichter zu jener Zeit, als ihm eine unerschöpfliche Productionskraft zu Gebote stand, das stolze Selbstbewußtsein einer kräftigen und strebenden Mannjugend mit kühnem Muthe aussprach. Er ist aus demselben Geiste, wie der Prometheus geboren, nur daß es in ihm das Gebiet der Wissenschaft ist, auf welchem der Held, das Ebenbild des titanisch-trotzigen Dichters, die Schranken des menschlichen Erkennens kühn überfliegen, oder mit gefaßtem Muthe zu Grunde gehen will. Aber wie der Dichter für das Thema des Prometheus, welcher in dem Sturm und Drang der Jugend empfangen war, in seinem höheren Alter einen versöhnenden Abschluß in der Pandora zu geben beabsichtigte, so hat er dem Faust in der spätesten Epoche seines Lebens einen solchen wirklich gegeben, nachdem er ihn schon in den Man-

nesjahren durch einzelne, dem Urstocke zugefügte Scenen eingeleitet hatte. Uebrigens weitete sich das ursprüngliche Thema, die Darstellung jenes Titanismus, der auf dem Gebiete menschlichen Erkennens die Schranken zersprengen und zur Gottgleichheit emporstreben will, schon gleich anfänglich aus, indem sich zu dem unbefriedigten Streben des Helden, zu dem Bewußtsein der Nichtigkeit alles menschlichen Wissens das stürmische Erfassen und Genießen der Freuden und Leiden der Welt gesellte. Ob aber auch in Faust eine edle Seele lebt, die für das Hohe und Wahre zu glühen nicht aufhört, ob derselbe auch im Taumel der Genüsse nie sich ganz zu verlieren sicher ist, so offenbart sich doch in seinem Auflehnen gegen die Weltordnung und in dem gleichzeitigen Hingeben an die Sinnlichkeit sein völliger Abfall von Gott. Doch bleibt das Böse nicht absolut Herr auch über den Abgefallenen; der Funke göttlichen Lichtes, der in seinem Herzen verschüttet war, kann, wiederauflebend, ihm zur Leuchte werden, die ihn auf den rechten Weg zurück führt, sodaß er durch ernstliche Buße und in rastloser Thätigkeit für alles Gute und Menschenbeglückende der Versöhnung in sich selber und der Gnade des Himmels theilhaftig wird. Dies ist die Grundidee des Göthe'schen Faust, dessen erster Theil uns bis zu dem größten Zwiespalt des Helden mit sich selber, aber auch schon zum Anfang seiner Buße führt, während im zweiten seine Versöhnung in sich und seine Gnade bei Gott zur Darstellung kommt.

Bei der näheren Betrachtung des Dichtwerkes, zu der wir nunmehr übergehen, beschäftigen wir uns besonders mit dem ersten Theile desselben, als dem bei weitem bedeutenderen, und begnügen uns, von dem zweiten Theil nur den Entwickelungsgang kurz anzugeben, indem wir für ein näheres Eingehen in die Dichtung auf die Commentare zum Faust, vornehmlich auf die von Weiße und Düntzer verweisen.

Erſter Theil des Fauſt.

Als im Jahre 1790 Fauſt als Fragment erſchien, urtheilte Friedrich Schlegel in ſeiner im Allgemeinen günſtigen Kritik über denſelben, es herrſche in ihm kein Hauptton, keine Manier, keine allgemeine Norm, nach der ſich der einzelne Gedanke fügen und umbilden müſſe; nur das Eine Geſetz ſcheine ſich der Dichter gemacht zu haben, dem freieſten Gange ſeines Geiſtes zu folgen. Das bis in ſein tiefſtes Innere aufgeregte Gemüth des Dichters ſtrömte in dem vollen Strome einer reinen Naturpoeſie hervor, und ſpottete alles Zwanges äußerer Regeln. Daher finden wir in dem Fauſt auch nicht die dramatiſchen Geſetze, wie im Egmont in der Iphigenie und im Taſſo, ja nicht einmal wie im Götz, beobachtet. Ihm fehlt die Eintheilung in Acte gänzlich, Scene reiht ſich an Scene, rein lyriſche Gedichte nehmen die Stelle beſonderer Scenen ein, ja ſogar ein der eigentlichen Tragödie fremder Beſtandtheil, der Walpurgisnachtstraum, iſt als Intermezzo eingeſchoben, ſodaß allerdings die tiefſte Tragödie Göthe's zugleich auch als die formloſeſte erſcheint. Auch in der Diction finden wir keine durchgängige Einheit, in der Anwendung der Reimverſe aber, in denen Hans Sachs ſo häufig gedichtet hat, eine Eigenthümlichkeit, die nur wenige dramatiſche Gedichte unſerer neueren Literatur mit dem Fauſte theilen. Dieſe Reimverſe jedoch, die uns ſo eigenthümlich anheimeln, geben der Dichtung einen ächt deutſchen Charakter; wie aus der derben Volksſprache des Götz, ſo weht uns aus ihnen der deutſche Geiſt erfriſchend entgegen.

Die eigentliche Tragödie wird durch drei verſchiedene Einleitungen eröffnet, welche, jede in ihrer Weiſe, auf dieſelbe hindeuten, durch die „Zueignung", das „Vorſpiel auf dem Theater" und den „Prolog im Himmel". Die Zueignung wurde gedichtet, als Göthe im Jahre 1797 nach langer Unterbrechung den Fauſt wieder aufnahm, um ihn zu Ende zu führen. Als die „ſchwankenden Geſtalten" ſich ihm wieder nahten, um

von ihm in der Dichtung festgehalten zu werden, ergriff ihn bei ihrem Erscheinen die Erinnerung an die Jugendzeit, an ihre Liebe und ihre Freundschaft, und der Schmerz um die, welche schon vor ihm „hinweggeschwunden". Der Ton der Wehmuth löst sich in ein Sehnen nach dem Geisterreiche seiner Poesie auf, zu dem sein weich und mild gewordenes Herz nun doppelt mächtig hingezogen wird.

Das Vorspiel auf dem Theater soll des Dichters Verhältniß zum Publikum in Beziehung auf sein Werk näher bezeichnen. Es bringt die verschiedenen Forderungen zur Anschauung, welche von dem Theaterdirector, der lustigen Person, als welche der Schauspieler auftritt, und von dem Dichter an die dramatische Poesie gestellt werden. In den treffendsten Zügen wird von dem Theaterdirector das Publikum geschildert, wie es bei einem Kassenstücke sich zur Bude drängt,

Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt. —
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da, und möchten gern erstaunen.

Auch kennt der Geschäftsmann den Geschmack desselben und räth dem Dichter, nicht Prospecte noch Maschinen zu schonen, in dem engen Bretterhause den ganzen Kreis der Schöpfung auszubreiten, und mit bedächtiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu wandeln. Der Schauspieler seinerseits wünscht sich einen großen Kreis, um ihn desto gewisser zu erschüttern. Er will ein Stück, in dem alle Gefühle aufgeregt werden, in dem Phantasie mit allen ihren Chören, Verstand, Vernunft und Leidenschaft, jedoch nicht ohne Narrheit spielen.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melancholsche Nahrung.
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.

Auf der andern Seite aber hat Göthe Gelegenheit, in dem Vorſpiele „des Menſchen Kraft, in dem Dichter offenbart", in Worten, wie ſie ſchöner über die Weihe der Poeſie nie ausgeſprochen worden ſind, zu verherrlichen.

Mit dem „Prolog im Himmel", deſſen Idee der Dichter aus dem erſten Capitel des Buches Hiob entlehnt hat, nähern wir uns der Handlung der Tragödie; in ihm wird zum erſtenmale unſer Intereſſe auf den Helden der Dichtung gerichtet, und wir begegnen ſchon Mephiſtopheles, dem nachmaligen Gefährten deſſelben. So mißlich es für den Dichter iſt, die Erhabenheit Gottes, der hier von den himmliſchen Heerſchaaren umgeben erſcheint, durch Verkörperung in's Irdiſche herabzuziehen, ſo iſt doch Göthe in ſeiner Darſtellung deſſelben von allem Anſtößigen ferne geblieben. „Der Herr erſcheint bei ihm", ſagt Düntzer, „in jener erhabenen und leidenſchaftloſen Ruhe, in welcher ſich das Gefühl ſeiner abgeſchloſſenen, durch nichts zu ſtörenden Allheit ausſpricht, wobei er freilich, ſollte er nicht zu einer lebloſen Abſtraction werden, ganz in menſchlicher Weiſe reden mußte, in dem nur etwas veredelten Tone, welchen der von Göthe früher viel geleſene Hans Sachs den göttlichen Perſonen beilegt." Die Verherrlichung Gottes durch die drei Erzengel, mit welcher die Scene anhebt, ſucht an Erhabenheit und Schwung ihres Gleichen in der Poeſie aller Völker. In die Herrlichkeit und in den Glanz des Himmels, wo die Engel dem Herrn dienen, iſt auch Mephiſtopheles eingetreten. Er kommt von der Erde, und findet es daſelbſt, wie immer, herzlich ſchlecht; er kann nur die Menſchen bedauern, ſodaß er ſie ſogar nicht mehr plagen mag. Da erinnert ihn der Herr an Fauſt, ſeinen Knecht, und als Mephiſtopheles glaubt, dieſen noch von ſeinem edlen Streben abführen zu können, erlaubt er demſelben, ihn, der in dem dunklen Drange ſich des rechten Weges wohl bewußt ſei, verſuchen zu dürfen:

Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.

Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.

Indem der Herr die Thätigkeit des verneinenden Geiſtes, des Schalkes, der die Menſchen zu berücken geſchäftig iſt, und ſomit die Einwirkung des Böſen auf Erden zugibt, zwingt er dieſes zugleich, ihm zu dienen; erſt durch den Kampf mit der Verſuchung wird der Menſch zur gottgefälligen Sittenreinheit geläutert. Aber dem Böſen gegenüber, deſſen Thätigkeit er nicht beſchränkt, ſendet der Herr auch die Engel aus, die ächten Götterſöhne, um das Reich des Guten durch Schaffen, durch hülfreiche und ſchützende Liebe zu mehren.

Die Tragödie ſelbſt beginnt mit einer Scenenreihe, welche ein Ganzes bildend, unſer Intereſſe ausſchließlich auf den Helden der Dichtung richtet. Ihrem Weſen nach iſt dieſe erſte Partie des Werkes faſt mehr lyriſcher als dramatiſcher Natur. Fauſt offenbart in tief aus dem Innern hervorſtrömenden Ergüſſen die wechſelnden Gefühle, die ihn beſtürmen. Er iſt, wenn auch als ein Mann von reiferen Jahren dargeſtellt, ſeinem Weſen nach noch ein Jüngling, ein treues Bild des in ſeinem Jugendmuthe ſtrebenden und in ſeinem Streben unbefriedigten Dichters. In die Handlung ſelbſt hat Göthe einzelne Züge aus der Fauſtſage in veredelter Geſtalt aufgenommen, wie gleich zu Anfang die Beſchwörung des Erdgeiſtes durch Fauſt. Zuerſt finden wir den Helden der Tragödie in einem hochgewölbten gothiſchen Zimmer, unruhig am Pulte ſitzend. Der erſte Erguß ſeines Inneren iſt der Ausdruck der Ueberſättigung an den Wiſſenſchaften, die ihm alle Freude entriſſen, die ihm nicht Beruhigung und dauernde Zufriedenheit hat gewähren können. Darum hat er ſich auch der Magie ergeben, damit er „durch Geiſtes Kraft und Mund erkenne, was die Welt im Innerſten zuſammenhält, und alle Wirkungskraft und Samen ſchaue." Sein Ueberdruß an der todten Wiſſenſchaft und ſein Verlangen nach der lebenvollen, Herz und

Sinn erhebenden Natur hat den schönsten Ausdruck in den seelenvollen Worten gefunden:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden!

Das Gefühl, daß der Mensch zum Genusse der lebendigen Natur, „da Gott die Menschen schuf hinein", geboren sei, treibt ihn nun an, seiner engen Haft zu entrinnen. Aber ihm, dem idealen Forscher, ist es nicht genug, die Natur zu genießen, er will auch Einsicht in ihr Wesen gewinnen, und diese soll ihm des Nostradamus geheimnißvolles Buch gewähren. Dies Buch, von ähnlichem Charakter, wie diejenigen, welchen der Dichter selbst eine Zeitlang sein Studium zugewendet hatte, soll ihn der Sterne Lauf erkennen, und wenn Natur ihn unterweise, die Seelenkraft aufgehen lassen, wie ein Geist zum andern spreche. Er ruft daher jetzt schon die Geister an, die ihm das Zeichen des Makrokosmus enthüllen sollen. Beim Anschauen dieses Zeichens, welches ihm die Wirksamkeit der Natur im Großen, die geheime Beziehung und Verkettung des Geistigen und Körperlichen aufthun soll, fühlt er schon, wie das innere Toben sich stillt und das arme Herz mit Freude erfüllt wird; er sieht „die Himmelskräfte auf und niedersteigen, und sich die goldnen Eimer reichen, und mit segenduftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen." Aber er vermag nicht, das lebendige Wirken der Kräfte im Weltall festzuhalten, das schöne Schauspiel kann ihm eben nur ein Schauspiel sein. Ganz anders empfindet er, als er das Zeichen des Erdgeistes erblickt; diesem fühlt er sich verwandter; sein ganzes Wesen wird mächtig erregt, er glühet, wie von neuem

Wein. Noch kämpfen in ihm, als er das geheimnißvolle Wehen des Nahenden verspürt, das Grauen und der Drang nach Erkenntniß; aber es siegt die Hoffnung, nun am Ziele seiner sehnsüchtigen Wünsche zu stehen und das Wesen der Natur unverhüllt zu erblicken:

Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinne sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben.

Von der Erscheinung des Erdgeistes überwältigt, wendet Faust das Gesicht von ihm ab; doch als er, sich wieder ermannend, demselben sich gleichstellt, als er ihm, der in Lebensfluthen, im Thatensturm auf- und abwallt, der am sausenden Webstuhl der Zeit schaffend, der Gottheit lebendiges Kleid wirkt, sich so nahe fühlt, da wird der Augenblick seines stolzesten Glückes ihm zum Momente demüthigender Enttäuschung. Indem er die Worte des Erdgeistes vernimmt, daß er dem Geiste, den er begreife, gleiche, nicht ihm, wird es ihm zur Gewißheit, daß der Mensch nimmermehr das innere Weben der Natur zu ergründen vermöge, und daß auch dem schärfsten Forschergeiste nicht vergönnt sei, durch den Schleier, welcher dasselbe bedeckt, zu schauen. In diesem Momente tiefster Erregung erscheint Wagner, sein Famulus, das Bild des trockenen, pedantischen Gelehrten, welcher geistlos Kenntnisse auf Kenntnisse sammelt, ohne sie in seinem Inneren zu fruchtbringendem Leben erwecken zu können. Er ist daher der reine Gegensatz zu Faust, der überall nicht die äußere Schale, sondern den Kern der Dinge erfassen und durch sein Wissen zum unmittelbaren Anschauen der Wahrheit gelangen will. In diesem Gegensatze der Anschauungen bewegt sich auch das kurze, aber höchst inhaltreiche Gespräch zwischen Faust und Wagner, nach dessen Entfernung jener in die Worte ausbricht, welche treffend den geistlosen Pedanten charakterisiren:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Die Erscheinung des Erdgeistes hatte Faust niedergeschmettert; er empfindet tief die Ohnmacht der menschlichen Natur; aber doppelt mächtig ist mit dem Gefühle der Nichtigkeit irdischen Wissens nach dem Erschauen des elementaren Geistes auch das Verlangen erwacht, das Wesen der Dinge zu ergründen. Er faßt, in seinem Stolze als Mensch gebeugt, den Entschluß, diesem Leben, das ihm sein Verlangen nicht stillen kann, entschlossen den Rücken zuzuwenden, er besiegt alles Grauen und jeden Zweifel, welche den Blick in das Dunkel des Todes begleiten:

Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Aber als er schon im Begriffe steht, den Gifttrank zu nehmen, ziehen die feierlichen Töne der Glocken und die heiligen Gesänge, die den Ostermorgen verkünden, das Glas von seinem Munde. Die Erinnerung an die Jugend, in welcher ihn das beseligende Gefühl kindlichen Glaubens erfüllt hatte, zeigt sich als die Macht, die ihn von dem letzten ernsten Schritt zurückhält. Die Töne der süßen Himmelslieder, des Leben und Seligkeit verheißenden „Christ ist erstanden", lösen sein Herz in Wehmuth und Rührung auf und geben ihn dem irdischen Dasein zurück:

O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Aus dieser tiefernsten Situation, in welcher in der Stille der Nacht Todesgedanken Faust's unbefriedigtes Herz erfüllten, und die Morgenfeier des Auferstehungsfestes ihn dem Leben wiedergab, führt uns der Dichter in das bunte Treiben eines Osterfeiertags, wo frisches Leben und heitere Lebenslust uns überall entgegen kommen. Wenn wir in den vorigen Scenen das Element einer höheren Lyrik in den Monologen Faust's hervor-

treten ſahen, ſo ſind wir jetzt mitten in die Bewegung und den Wechſel der Dramatik verſetzt. Bilder reihen ſich ſchnell vorüberfliegend an Bilder, aber ihre wenigen Striche ſind ſo feſt und ſicher, daß uns aus ihnen das unmittelbarſte Leben überraſchend entgegentritt. Die Scene ſpielt vor dem Thore der Stadt, die mit ihrer Umgebung an Frankfurt erinnert. Spaziergänger aller Art füllen den belebten Ort, Handwerksburſche, Dienſtmädchen, Schüler, Bürgermädchen, Bürger, Bettler und Soldaten treten auf, und drücken in den wenigen Worten, welche ihnen in den Mund gelegt ſind, ganz den Charakter der individuellen Sinnes- und Handlungsweiſe dieſer Volksklaſſen aus. In dieſes bunte Volksgewimmel tritt auch Fauſt mit ſeinem Famulus Wagner ein. Er fühlt ſich in der zum Leben erwachenden Natur geſtärkt und bewegt; er ſieht mit Theilnahme aus der düſteren Stadt, „aus der Straßen quetſchender Enge“ die frohen Menſchen hervoreilen, die den belebenden Blick des Frühlings auf den vom Schnee befreiten Fluren genießen wollen; er naht ſich dem fröhlichen Getümmel des Dorfes, dem wahren Himmel des Volks, wo Groß und Klein in ſeiner Beſchränktheit zufrieden jauchzt:

Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein!

Die Theilnahme an dieſem ländlichen Feſte ſoll jedoch Fauſt abermals an die Unzulänglichkeit menſchlichen Wiſſens erinnern. Indem er ſich naht, dankt ihm das Volk als dem Helfer während der ſchrecklichen Peſt, welche vor Jahren die Gegend heimgeſucht hatte; er aber, der überall nur den ſicheren Erfolg, die ganze Wahrheit anerkannt, geſteht ſich ſelber, daß er mit ſeinem Vater durch ſeine alchymiſtiſchen Mittel weit ſchlimmer, als die Peſt gehauſt habe. Doch ſollen ihm Zweifel und Trübſinn das ſchöne Gut dieſer Stunden nicht verkümmern; im Anſchauen des herrlichen Sonnenuntergangs erhebt ſich ſeine Seele, und der Flug ſeines Geiſtes trägt ihn hoch empor, der Königin des Himmels nach. Aber mit ihrem Verſchwinden zerrinnt auch ſein ſchöner

Traum, und ihm bleibt nur das Gefühl jener ahnungsvollen Sehnsucht zurück, die uns so oft in der Stille der Natur aufwärts und in die Ferne zieht:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Und als Faust seinem Famulus, der dagegen die Geistesfreuden preist, welche uns von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt tragen, welche Winternächte verschönen und mit seligem Leben alle Glieder wärmen, mit jenen Worten erwiedert, in denen sich sein innerstes Wesen ausspricht, der ideale Drang, der ihn aufwärts hebt, und seine Lust an der Wirklichkeit, die ihn an die Erde fesselt:

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält, in derber Liebeslust
Sich an der Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen,

als er seinen sehnlichen Wunsch, die Weiten der Welt durchfliegen zu können, in die Worte legt:

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' mich fort in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein:

da naht ihm der Versucher, welcher ihn später, seines Winks gewärtig, mit Hülfe seiner Zauberkünste durch die Länder führt. Er umkreist ihn in Gestalt eines Pudels, und begleitet ihn zurück in seine Wohnung.

Hier, in stiller Abgeschiedenheit erfaßt Faust wieder jene ernste Stimmung der Seele, die sich auf das Uebersinnliche richtet:

Verlaſſen hab ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die beſſ're Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Er ſehnt ſich nach der Offenbarung, und ſchickt ſich an, das heilige Original in „ſein geliebtes Deutſch" zu übertragen. Der Dichter hat für dieſe Ueberſetzung die ſchwierige Stelle am Anfang des Evangeliums Johannes gewählt, und läßt Fauſt den Begriff des vielgedeuteten Logos ſchließlich durch „That" wiedergeben, durch einen Begriff, der ihm, welcher das Wort ſo gering und die Thatkraft ſo hoch anſchlug, vor allem andern zuſagen mußte.

Es folgt nun die Beſchwörungsſcene, die ganz den mittelalterlich-magiſchen Charakter an ſich trägt. Durch den „Schlüſſel Salamonis", einem Büchlein, das wahrſcheinlich von cabbaliſtiſchen Juden verfertigt worden iſt, ſucht Fauſt den während ſeiner Beſchäftigung mit der heiligen Schrift unruhig gewordenen Höllengeiſt zu bannen. Er bedient ſich zuerſt vergeblich gegen das geſpenſtiſche Thier des Spruches der Viere, gegen die vier Arten der Geiſter, gegen die Salamander, Feuergeiſter, gegen die Undenen, Waſſergeiſter, gegen Sylphen und Kobolde, Luft- und Erdgeiſter. Da auch eine ſtärkere Beſchwörung nichts fruchtet, hält er dem Thiere, das er nun als einen Höllengeiſt erkennen muß, den Namen Chriſti vor, und zwingt denſelben, aus ſeiner Pudelgeſtalt hervorzutreten. Mephiſtopheles erſcheint als ein fahrender Scholaſt. Im Prologe im Himmel haben wir dieſen als den verneinenden Geiſt, und näher als den Schalk, der die Menſchen verſucht, kennen gelernt. Hier aber tritt er

noch keineswegs als der Verführer auf; er ist vielmehr dem idealen Streben Faust's gegenüber ebenfalls nur Theoretiker. Bis jetzt kennen wir diesen nur als den reinen Menschen, über welchen das Böse blos als Versuchung gekommen war; der Rest von Religion, der ihm noch geblieben war, hatte in ihm, der mit seinem starken und feurigen Geiste die Grenzen der menschlichen Natur überfliegen, und der nach dem Mißlingen dieses Versuches, in seinem Stolze als Mensch gebeugt, sein Leben selber verkürzen wollte, den Sieg errungen über die auf ihn einstürmende Versuchung; er war von der bösen That noch unberührt geblieben. In unserer Scene zeigt sich Faust als ein Forscher in der Schrift, er sucht in ihr Beruhigung und Frieden, wenn auch das böse Princip, in dem Pudel dargestellt, stets geschäftig ist, seine Aufmerksamkeit von dem Worte Gottes abzulenken, und Zweifel bei seiner Uebersetzung in ihm aufsteigen zu lassen. Aber er siegt über dasselbe, es kommt ihm zum klaren Bewußtsein, er weiß es sich entgegenzustellen, und in seiner wahren Gestalt zu erkennen. Mephistopheles ist hier noch ein ganz Anderer, als er sich später erweist, nachdem Faust den Vertrag mit ihm abgeschlossen, und sich in seine Macht begeben hat. Er erscheint hier als der Geist, der stets verneint, sein Grundcharakter ist noch in dem philosophischen Unterschied zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gut und Böse begründet; er offenbart sich mehr als ein allgemeines Wesen, und ist noch nicht als der Einschläferer der Vernunft, als der Erreger trüber Leidenschaft, als der frivole Leichtsinn dargestellt, der die Verhältnisse des Lebens von ihrer sinnlich angenehmen Seite zeigt, und überall Gelegenheit sucht, vom Pfade des Rechten abzuführen. Daher erscheint er später als ein leichtfertiger Junker, der die Welt gründlich hat kennen gelernt, während er hier als ein fahrender Schüler auftritt, der die Hauptfragen der Zeitphilosophie, die sich auf Weltschöpfung und Weltgestaltung beziehen, mit der Schilderung seines Wesens in Beziehung bringt:

Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde.
So iſt denn alles, was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element. —
Beſcheidne Wahrheit ſprech' ich dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war;
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht.

Mephiſtopheles iſt in der Gewalt des Fauſt; er kann ohne ſeinen Willen nicht aus dem Zimmer; aber aus der Ironie, mit welcher er ſich als ſeinen Gefangenen bekennt, ergibt ſich die Macht, die er ſchon über ihn gewonnen hat, und als es ihm gelingt, denſelben mit anmuthig ſinnlichen Phantaſiegebilden zu beſchäftigen, mit dem „Geſange der Geiſter", in welchem Fauſt's erſte unbeſtimmte Luſt an den Weltfreuden poetiſch dargeſtellt iſt, entrinnt er der Kraft des Bewußtſeins, die ihn vorher gebannt hatte, und die, nun eingeſchläfert, ihre Energie verloren hat.

In der Zeichnung des Mephiſtopheles hat Göthe die höchſte Aufgabe gelöſt, welche man für die Kunſt der poetiſchen Darſtellung aufſtellen kann; er hat den Begriff des Böſen in ſeinem ganzen Umfang in eine Individualität, in eine menſchliche Geſtalt verkörpert, welche ebenſowohl das von nun an immer mehr hervortretende diaboliſche, das hölliſche Element, wie es der Volksglaube dem Teufel zuſchreibt, als auch das Böſe in der menſchlichen Natur zur Erſcheinung bringt; Mephiſtopheles iſt Teufel und menſchliche Individualität zugleich. Sein Weſen iſt zu verneinen, ſein eigentliches Element iſt das Zerſtören. In der eben beſprochenen Scene hat Mephiſtopheles, um den Fauſt um ſo ſicherer in ſeine Gewalt zu bekommen, meiſt nur in der Form theoretiſcher Philoſophie das Verneinende ſeines Weſens ausgeſprochen. So kehrt er auch in der Folge in ſeinen Reden mit einer ſcharfen Ironie die ſchlimme Seite der Dinge hervor,

und hält dieſe der mit Wärme ausgeſprochenen idealen Anſicht Fauſt's entgegen. In dieſer nüchternen und ſcharfen Ironie iſt er oft in ſeinem Urtheile wahr. Wenn ihm jene Idealität in ihrer Maßloſigkeit, oder wenn ihm überhaupt verkehrte Zuſtände entgegentreten, behält er Recht, ſodaß wir ſeiner Rede vollkommen beipflichten müſſen. Erſt da, wo er ſelbſt in ſeiner Ironie ſchrankenlos wird, beginnt ſein Unrecht. Aber neben dieſem kalten Hohn des Wortes iſt Mephiſtopheles auch thätig, und hierin zeigt ſich im Verlauf der Dichtung ſeine ganze diaboliſche Natur, welche den Menſchen vom Wege des Reinen wegzuführen ſtets geſchäftig iſt. Zwar zeigt er in ſeiner äußeren Erſcheinung ſich als ein leichtfertiger Junker, den nach Roſenkranz Worten die Cultur des Jahrhunderts beleckt hat, nur das Hinken am linken Fuße und die ſarkaſtiſche Miene, mit der er überall, wie Gretchen ſagt, ſo ſpöttiſch drein ſieht, ſind als die äußeren Zeichen des Teufels geblieben. Aber in ſeinen Handlungen erweiſt er ſich immer mehr als Teufel; nachdem er, wie derſelbe Kritiker bemerkt, als fahrender Schüler ſich als der Theoretiker des Böſen, dem Schüler gegenüber als hämiſcher Satyriker, in Auerbachs Keller als Taſchenſpieler, in der Hexenküche als Hexenmeiſter, ſpäter als Schatzgräber, und dann als Lügner, Kuppler und Raufer, der blutige Händel ſucht, ſich offenbart, und ſo im Laufe der Handlung die diaboliſche Natur immer mehr hervorgekehrt hat, zeigt er ſich in der Brockenſcene als der Fürſt des Böſen in ſeiner hölliſchen Glorie. Fauſt gegenüber erſcheint er als der Verführer, der ihn „ſeine Straße ſachte führt" und ihn dem Abgrund immer näher zieht, aber nach der vollbrachten ſündhaften That ſich ihm wie die Sünde ſelbſt in ihrer nackten Blöße zeigt. In dieſer Beziehung iſt er als Eine Perſon mit Fauſt aufzufaſſen; je mehr aber dieſer den Menſchen in ſeiner Allgemeinheit darſtellt, um ſo mehr erſcheint auch Mephiſtopheles als die dunkle Seite im Menſchen überhaupt, welche der Dichter, zu einer Perſon verkörpert heraus- und der idealen, dem Höheren zugewendeten Seite gegenübergeſtellt hat. Gemäß dieſer Doppel-

natur des Mephiſtopheles iſt es aber für die mimiſche Darſtellung deſſelben nothwendig, daß er nicht blos als der Teufel der Volksſage, wenn auch gemildert, aufgefaßt wird, ebenſowenig aber als der bloße Doppelgänger des Fauſt, wodurch ſeine individuelle Lebendigkeit ganz verflüchtigt würde, ſondern ſeine Darſtellung muß, wie Rötſcher ſagt, ebenſo beweglich und mannichfach ſein, als das poetiſche Gebilde es iſt. „Sie fordert alſo nichts geringeres, als die Reproduction deſſen, was die Poeſie geleiſtet hat, nämlich die Durchdringung des individuell Menſchlichen und ſchlechthin Böſen, das, wenn es auch in eine beſondere menſchliche Geſtalt eingeht, und in eine menſchliche Maske ſchlüpft, dennoch deshalb nicht aufhört, das ſelbſtbewußte Böſe zu ſein, welches alſo gewiſſermaßen immer über der Maske ſteht, die es angenommen hat."

Die folgende Scene enthält den förmlichen Vertrag des Fauſt mit Mephiſtopheles und ſeine Verſchreibung an ihn. Mephiſtopheles erſcheint diesmal als Junker, zuverſichtlich und mit keckem Humor. Fauſt ſelbſt befindet ſich in einer ähnlichen Stimmung, wie in den erſten Scenen, nur daß die Berührung mit dem Böſen ſich in der ungeduldigen Haſt, in dem Verfluchen alles deſſen kund gibt, was dem Menſchen Freude, Troſt und Erhebung gewährt; jene Idealität des Strebens iſt ſchon mehr und mehr verſchwunden, und der Bruch mit der Welt und ihrem Schöpfer tiefer geworden. Dem Mephiſtopheles wird es daher leicht, ein ſo unbefriedigtes Gemüth, das alles Hohe in den Staub gezogen, und jeden edleren Genuß des Lebens verflucht hat, zu überreden, ſich in das Gewühl der Welt zu ſtürzen, und in den Tiefen der Sinnlichkeit die glühende Leidenſchaft zu ſtillen. Es iſt dies jener Umſchlag von der idealen Höhe herab in den verzehrenden Genuß der Welt, welcher öfter ſchon gerade bei großen Geiſtern ſtattgefunden hat. Zwar erkennt Fauſt die Leerheit alles deſſen, was ihm Mephiſtopheles auf dem Wege durch's Leben zu bieten vermag, die Schalheit und Nichtigkeit der Luſt, die aus unlauteren Quellen

ihre Nahrung zieht, aber er will mit Bewußtſein, weil er von allem Wiſſen überſättigt iſt, den verzehrenden Taumel des Lebens genießen. Und doch hat er auch hier das ideale Streben noch nicht ganz verloren; er will aus ſeinem Schmerze den Schmerz der Menſchheit kennen lernen, ihr Wohl und Wehe in ſeinem Buſen genießen:

Du höreſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Und wie wenig er befürchtet, der Sclave des Vergnügens und ſeiner Leidenſchaft zu werden, wie ſehr er ſein Selbſt ſich bewahren will in dem Gewühle des Lebens, wie ſehr er überzeugt iſt, daß die Welt keine feſſelnde Freude für ihn habe, das hat er ſchon vorher in jenen Worten ausgeſprochen, durch welche er den Zeitpunkt bezeichnet, wo er ſich dem Mephiſtopheles überliefern will:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſei es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt du mich mit Genuß betrügen,
Das ſei für mich der letzte Tag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen,
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!

Doch ehe ſich die Beiden anſchicken, die Wanderſchaft durchs Leben anzutreten, naht ein Schüler, der gekommen war, „um hier außen was rechts zu lernen," und nun von Fauſt über die

Einrichtung seines Studiums und über das Wesen der verschiedenen Wissenschaften sich belehren lassen will. Mephistopheles übernimmt die Rolle des Faust, und obwohl die Explicationen von dem verneinenden Geiste, der die Kehrseite aller Begriffe und Wesen ausspricht, gegeben sind, so enthalten doch diese berühmt gewordenen ironischen Aussprüche vortreffliche Wahrheiten über die Mängel, welche Theorie, Studium und praktische Anwendung der Facultätswissenschaften an sich tragen.

Aus dem stillen Studierzimmer Faust's führt uns der Dichter in Räume, welche von tobendem Lärm widerhallen, in Auerbachs Keller zu Leipzig. Die Beziehung, welche dieser Ort zu der Faustsage hat, ist bekannt. Es soll nämlich, wie ein altes, sich auf den heutigen Tag noch dort befindliches Bild zeigt, der Schwarzkünstler Faust auf einem Fasse aus demselben herausgeritten sein. Wie in jener Scene vor dem Thore finden wir auch in dieser die trefflichste Zeichnung des unmittelbaren Lebens; vier Zechbrüder, welche alles höheren Strebens bar sind, und nur im sinnlichen Genusse schwelgen, werden in ihrer flachen Burschikosität, in ihrer Lust am Weine, in ihrem Wohlgefallen an nichtssagenden Liedern, in ihrem Abscheu vor allem Ernste des Lebens und in ihrer schließlich ausbrechenden Bestialität geschildert, welche ihren Zorn und ihre Streitlust selbst gegen den richtet, der ihnen durch Spendung ausgesuchter Weine sich gefällig gezeigt hat. Mephistopheles bezeichnet sehr treffend den Charakter dieser Gesellschaft mit den Worten:

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Am Schlusse der Scene, nachdem Mephistopheles die trunkenen Gesellen, die auf ihn einstürmen, durch seine Künste ge-

bannt hat, reitet er mit Fauſt auf einem Faſſe aus dem Keller davon.

Aus Auerbachs Keller werden wir in die phantaſtiſch ausgeſchmückte Hexenküche verſetzt. Mephiſtopheles bringt den Fauſt dorthin, um ihn durch einen Zaubertrank ſich verjüngen zu laſſen. Dieſer Zaubertrank ſoll aber auch die Gluth ſinnlicher Liebe in ihm entzünden, und ihn, den die rohe Genußſucht der Zecher unberührt gelaſſen, in den Schlamm niedriger Sinnlichkeit herabziehen. Uebrigens iſt die Darſtellung der Hexen zu einer Zeit, wo der Glaube an ſie verſchwunden war, gerade deshalb auch eine ganz andere, wie diejenige der früheren Zeit. Shakespeare's Hexen im Macbeth ſind Verkörperungen des Böſen, ſie ſind dem Menſchen feindlich geſinnte, tückiſche Weſen; in Göthe's Hexe finden wir nur das Abgeſchmackte und Nichtige der Hexennatur, welche keine Wahrheit mehr für uns hat. Außerdem aber hat der Dichter die Scene auch zu Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe benutzt; er hat mit tiefer Ironie in dem Unſinn der Hexenreden die flachen Philoſophen, welche ihre erborgte Weisheit in dunkle Floskeln hüllen, gegeißelt, ſo beſonders in dem Hexeneinmaleins, der gefliſſentlichen Aufhäufung des tollſten Unſinns. Aber Fauſt, dem es wunderlich bei dieſem Aberwitz zu Muth geworden, ſieht, während der Zaubertrank für ihn bereitet wird, in einem Spiegel das Bild eines Weibes, das ihn mit unwiderſtehlicher Macht anzieht. Die Empfindung für das weibliche Geſchlecht iſt in ihm erweckt, und Mephiſtopheles hofft, daß er, mit dem Trank der Hexe im Leibe, bald Helena in jedem Weibe ſehen werde. Allerdings entbehrt auch Fauſt's Liebe zu Gretchen, deſſen Charakterbild nun in der Dichtung erſcheint, anfänglich aller jener höheren Gefühle, welche eine erſte Liebe begleiten; aber darin täuſcht ſich Mephiſtopheles, daß er glaubt, dieſe Liebe werde ihn in Genußſucht verſinken laſſen. Sie führt ihn zwar in Schuld, aber ſie gerade erhebt ihn auch wieder, und wird Anlaß zu ſeiner Buße und Läuterung.

In den nun folgenden Scenen, die voll der reinſten Natürlichkeit, voll des unmittelbarſten Lebens ſind, offenbart ſich in ge-

drängter Kürze eine Fülle von warmem Gefühle, von glühenden Leidenſchaften, von hoher Seligkeit und unergründlichen Schmerzen, und in Gretchen entwickelt ſich ein tragiſcher Charakter, deſſen Schickſal bis zum tiefſten Grunde unſere Seele erſchüttert und jene Furcht und jenes Mitleiden erweckt, welche das Anſchauen jeder wahren Tragödie begleiten müſſen. Gretchen trägt als eine dichteriſche Geſtalt aus der Jugendepoche Göthe's, wie alle Frauencharaktere aus derſelben, jenen durchgreifenden Zug der Innigkeit und Naivetät an ſich, während die Geſtalten der ſpäteren Zeit hauptſächlich die höhere Bildung und die aus ihr hervorgehende bewußte Sittlichkeit darſtellen, wie die beiden Leonoren, Iphigenie und ſelbſt Dorothea, welche dieſe Bildung durch ihre Verſtändigkeit und Beſonnenheit erſetzt. Die meiſte Aehnlichkeit hat Margarethe mit Clärchen, die durch die Liebe aus der bürgerlichen Beſchränktheit hoch über die Schranken ihres Standes erhoben wird. Auch in Gretchen iſt die Liebe die Grundlage ihres ganzen Weſens und Handelns, ihr ganzes Selbſt geht in der Liebe auf. Aber darin unterſcheiden ſich weſentlich beide tragiſche Charaktere, daß Clärchen, frei von Schuldbewußtſein einem freiwilligen dem Tode entgegengeht, als ſie den Geliebten unwiederbringlich verloren ſieht, während Gretchen, von derſelben aufopfernden Liebe erfüllt und getragen, in ſich die reinſte Tragödie des Weibes zur Darſtellung bringt, ihre Unſchuld, ihren Fall und ihre Erlöſung. Aber welche tiefe Innigkeit hat der Dichter in dieſe weibliche Seele gelegt, die ſich unſchuldvoll dem Sonnenſtrahle der Liebe geöffnet hat und nun ganz in ihr und durch ſie lebt; welche Fülle von Seligkeit ſtrömt aus dem reinen Herzen uns entgegen, als es das Glück der Liebe genießt; welcher unſägliche Schmerz bricht aus ihm hervor, als es durch die Liebe in Schuld gekommen iſt, und als die Folgen des Falles ſich verwüſtend über das Leben ergießen; welche reuevolle Buße, die die Seele gerettet dem Urquell des Lichtes wieder zuführt! So iſt wohl mit Recht geſagt worden, Margarethe ſei unter den weiblichen Schöpfungen Göthe's die Krone; Iphigenie,

Leonore, Clärchen, Dorothea, so vollendet sie seien, müßten ihr weichen, weil keine derselben die tiefsten Tiefen des weiblichen Gemüthes so sehr erschlösse, als sie.

Mit Rücksicht auf die vollständige tragische Entwickelung ihrer beiden Hauptcharaktere ist unsere Dichtung die Tragödie des menschlichen Geistes selber genannt worden. Der edle, dem Idealen zugewendete Faust gelangt in ihr zum völligen Abfall von sich selber, aber von innerer Qual verzehrt, öffnet er der Reue sein Herz, und wird nach langer Buße der Erlösung theilhaftig. Derjenige Trieb, der des Mannes schönste Zierde ist, das Streben nach dem Höheren, hat ihn in seiner Schrankenlosigkeit in Schuld gebracht, aber seine andauernde Buße und seine Thätigkeit zum Nutzen der Menschheit gibt ihn wieder sich selbst zurück. In Gretchen erwächst aus dem Triebe des Weibes, der als sein edelster Schmuck gepriesen wird, aus der innig sich hingebenden Liebe, die Schuld, welche sie in Verzweiflung stürzt; aber das Böse konnte ihre Natur wohl berühren, aber nicht bleibend beflecken; deshalb wird ihr Versöhnung und Gnade zu Theil. So stehen sich beide Charaktere ergänzend gegenüber, und stellen einander in ihrer Zusammenfassung als Mann und Weib die Tragödie des menschlichen Geistes dar. Wir haben früher den Faust die deutscheste Dichtung Göthe's genannt. Auch in dieser Beziehung ergänzt Gretchen den Charakter ihres Helden. Wenn in Faust der deutsche vorzüglich in jenem unabläßigen Streben nach Erkenntniß sich offenbart, so ist Gretchen, das holde Naturkind, die gläubige Seele, diese, wie Rosenkranz sagt, schüchterne liebedurstige Jungfrau, diese süß schwärmerisch auflächelnde Rosenknospe, deren Ruhe dahin, deren Herz so schwer ist, seit sie ihn gesehen, die nur Einen Gedanken hat, die nach ihm nur zum Fenster hinausschaut, das ächt deutsche Mädchen in allen seinen Eigenschaften bis zu jener köstlich schnippischen Weise, mit der sie auf dem Kirchgang den zudringlichen Faust von sich weist:

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Schon bei dieſem erſten Begegnen iſt Fauſt ganz bezaubert von der lieblichen Erſcheinung:

Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeſſ' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt,
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

In haſtiger Leidenſchaft entbrennend, wünſcht er ſogleich ſie zu beſitzen, und Mephiſtopheles ſoll die Mittel finden, durch welche er ſich ihr nähern kann. Aber er muß, als er ſich in den Taumel des Genuſſes ſtürzen will, die ſüße Macht der Liebe erfahren. Er hatte den Mephiſtopheles veranlaßt, einen Schmuck herbeizuſchaffen. Als er mit dieſem heimlich in ihr Zimmer, in die friedliche Wohnung der Unſchuld, tritt, da erfüllt die beſeligendſte Wonne ſeinen Buſen, die Hütte wird ihm zum Himmelreich, und er fühlt ſich im Liebestraum zerfließen. Gleich nach Fauſt's und Mephiſtopheles Entfernung erſcheint Gretchen, und indem ſie das Käſtchen mit dem Schmucke im Schranke findet, und, um ihre kindliche Neugierde zu befriedigen, es aufſchließt, vernehmen wir den ſchönſten Erguß holder Naivetät und Unſchuld. „Nur in dem Seufzer, der ſich am Schluſſe aus ihrem Herzen ſtiehlt, ahnen wir, daß das einfache Kind aus ſeinem Geleiſe herausgetreten iſt, indem ſie ihre Wünſche weiter ſchweifen läßt, als ihre Lage es geſtattet":

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!

Sehr bedeutungsvoll hat der Dichter in der unbewußten Beengung und Aengſtlichkeit, welche ſich in der Stube, in welcher Mephiſtopheles geweſen war, Gretchens bemächtigt, jene Scheu der Reinheit vor der Berührung des Böſen, jenes ahnungsvoll bange Gefühl der Unſchuld in der Nähe deſſelben

dargeſtellt. Gretchen ſucht ſich ihre Bangigkeit hinwegzuſingen, und hier hören wir die ſchöne Ballade Göthe's, „Der König in Thule", welche in ihrer Schilderung der Treue bis zum Tod in jenen einfach ergreifenden Worten zur ausdrucksvollen Sprache für die Jungfrau wird, in deren Gemüth als dunkle Ahnung die Liebe eingekehrt iſt. — Mephiſtopheles weiß auch ferner Rath, Fauſt und Gretchen einander näher zu bringen, die Nachbarin Marthe, hofft er, werde die Hand dazu bieten. Dieſe ſteht der jugendlichen Unerfahrenheit Gretchens als das in allem Niedrigen und Schlechten wohl erfahrene, mit Schmach bedeckte Alter gegenüber, und übt einen ähnlichen verderblichen Einfluß auf die Unſchuld Gretchens durch gefliſſentliches Herbeiführen der Verſuchung aus, wie Mephiſtopheles auf Fauſt. Indem ſie die Tochter zur Unwahrheit gegen die fromme Mutter verleitet, nicht durch jene offene Verführung, die an dem reinen Sinne Gretchens geſcheitert wäre, ſondern durch ein unſcheinbares ſchleichendes Gift, durch die Erweckung der Eitelkeit in dem kindlich unbefangenen Gemüthe, hat ſie mit dieſem Anhauch des Böſen den reinen Seelenſpiegel ſchon getrübt, ohne daß ſich das harmloſe Kind des kleinen, erſten Fehlers bewußt geworden wäre. Bei ihr, von welcher Mephiſtopheles ſagt:

Das iſt ein Weib, wie auserleſen,
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen,

wird es daher auch leicht, ſie für Zuſammenkünfte zwiſchen Fauſt und Gretchen in ihrer Wohnung zu gewinnen.

In der Scene in Marthens Garten zeigt ſich in meiſterhafter Darſtellung die Unſchuld, Naivetät und Anſpruchloſigkeit Gretchens, welche in der Beſchränktheit des ſtillen Familienlebens die höchſte Zufriedenheit und das heiterſte Glück gefunden hat. Aber hier ſehen wir auch ihre Liebe zu Fauſt wie eine ſchöne Blumenknospe ſich entfalten. Wie herzlich und aufrichtig iſt das Bekenntniß derſelben in den ſchlichten Worten:

Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!.

und wie naiv tritt der unſchuldige, beſcheidene Sinn des einfachen Naturkindes in den Worten hervor:

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.

Im Contraſte aber zu dieſer ſchönen Entfaltung des unſchuldvollen jungfräulichen Gemüthes und zu der reinen Stimmung Fauſt's, welchen die Beſeligung ſüßer Liebe erfüllt, ſteht Marthe und Mephiſtopheles, mit der lächerlichen Bemühung der einen, den Schalk ſich zu gewinnen, und mit der Ironie des andern, welcher ihren Andeutungen bis zu einem gewiſſen Punkte Gehör gibt, und nachher durch abſichtliches Mißverſtehen ſchlau ausweicht. Denn er hat noch nicht vergeſſen, was er bei ſeinem erſten Beſuche bei Marthe geſagt hatte:

Nun mach ich mich bei Zeiten fort,
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt beim Wort.

Aus Marthens Garten führt uns der Dichter in die majeſtätiſche Natur, wo ſie Berge aufgethürmt, Höhlen gebaut und mächtige Wälder gepflanzt hat. In dieſer Umgebung begegnet uns Fauſt in einſamem Sinnen, gehoben von jenem idealen Streben, welches als der Grundzug ſeines Charakters ihn ſtets der Natur zugewendet hatte. Die innige Befriedigung, welche er früher in der Betrachtung derſelben gefunden, ſucht er auch jetzt in ihr; die Leidenſchaft, welche ihn mächtiger ergriffen hatte, deren Gluth er entfliehen wollte, ſoll ſich hier verkühlen, und Ruhe und Friede in den Armen der Natur in ſein Herz zurückkehren. Von ſolchen Empfindungen erfüllt, beginnt er den ſchönen Monolog:

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet ꝛc.

Aber die Gefühle ſeiner Wonne werden getrübt durch den Gedanken an den Gefährten, den er ſchon nicht mehr entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech, ihn vor ſich ſelbſt erniedrigt. Wie ihn Fauſt geſchildert, ſo tritt auch Mephiſtopheles in dieſer Scene wieder auf, als der zudringlich geſchäftige Verſucher, welcher ſich bemüht, den Blick des klaren Bewußtſeins zu trüben. Zwar erſcheint er nicht als der offene Verführer, ſondern er verwundet heimtückiſch wie eine Schlange an der leicht verletzbaren Seite. Er verſpottet den idealen Drang Fauſt's, den Ernſt ſeiner Betrachtungen, in welchem er die Rückkehr zum Guten fürchtet; er ſchildert, als Fauſt die neue Lebenskraft ihm preiſt, welche er aus dieſem Wandel in der Oede ziehe, die Einſamkeit Gretchens, ihre Sehnſucht, ihre Thränen:

Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tagelang, halbe Nächte lang;
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Er ſpricht von Gretchens Befürchtung, daß er ſie verlaſſen habe, und ſucht ihn glauben zu machen, daß er halb und halb ihr ſchon entflohen ſei. Und als Fauſt die ganze Stärke ſeiner Liebe in die Worte legt:

Ich bin ihr nah, und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren,
Ja, ich beneide ſelbſt den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren,

da gießt Mephiſtopheles in dieſe Liebesflamme das Oel der ſinnlichen Leidenſchaft, das in wilder Entzündung jeden feſten Vorſatz, jedes edle Gefühl mit ſeiner Gluth verzehrt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen!
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauſ'te?

Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all' ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.

Zu dieſer Unruhe, dieſer Verzweiflung, welche ſich der Leidenſchaft Fauſt's zugeſellt, bildet einen ſchönen Gegenſatz der ſüße Schmerz der Liebe, welchem Gretchen in dem einfach ſchönen Liede Worte leiht:

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr ꝛc.

Die folgende Scene hat die Liebenden wieder zuſammengeführt, und entfaltet eine neue Seite von Gretchens Charakter, indem ſich in ihr der gottesfürchtige, kindlich fromme Glaube derſelben offenbart. Das ganze Weſen der in bürgerlicher Schlichtheit erzogenen Jungfrau hängt mit hundert Wurzeln an jenem kindlichen Glauben, der voll Vertrauen und Ergebung zu dem alliebenden Vater aufblickt, und in Chriſtus den Gottesſohn und Welterlöſer bekennt. Wohl kommen die Gebete, „halb Kinderſpiel, halb Gott im Herzen" über die Lippen, aber die religiöſen Gefühle durchdringen aufs innigſte die Seele, und weihen ſie zu einem Tempel der reinſten Gottesverehrung. Gretchen muß daher auch bald den Mangel an poſitivem Glauben an ihrem Freunde empfinden, wenn ſie auch nicht ahnen mag, welche Kluft ſie Beide voneinander trenne:

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Auf ihre Frage:

Glaubst du an Gott?

gibt Faust ihr als sein Bekenntniß die berühmt gewordenen Worte, in welchen des Dichters eigne Glaubensrichtung zur Entstehungszeit der Dichtung ausgesprochen ist, das Bekenntniß des Pantheismus in der edelsten und ernstesten Haltung. Sehr leicht aber hat Gretchen in ihrer Unbefangenheit den Unterschied zwischen ihrer und des Freundes Glaubensrichtung heraus gefühlt; obgleich sie den treffenden Punkt nicht finden konnte, folgt doch auf Faust's Bekenntniß unmittelbar ihr Bedauern, daß derselbe kein Christenthum habe. Ahnungsvoll schreibt sie diesen Mangel christlicher Ueberzeugung dem Umgang mit Mephistopheles zu, vor dem sie ein unbewußtes Grauen empfindet, ein Grauen, das selbst die Liebe im Herzen auslöschen könnte.

Doch zieht auch das Schuldbewußtsein in ihre reine Seele ein, die unbegrenzte Liebe zu Faust, die sie nach seinem Willen treibt, führt sie vom Wege des Reinen ab. Wir finden sie wieder vor einem Andachtsbild der mater dolorosa, in den ergreifendsten Worten die Gottesmutter um Hülfe vor Noth und Schmach anflehend:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Und nun, als Gretchen so verlassen ist in ihrem Grame, als sie keine Stütze mehr in sich selber findet, ist auch der Böse geschäftig, sie immer tiefer in's Elend zu stürzen. Die Schuld kommt nicht allein, sie zieht stets ein Gefolge von Verderben nach; es ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses erzeugen muß.

In der nächtlichen Scene vor Gretchens Thür tritt Valentin, ihr wackerer Bruder, auf. Ihn erfüllt das bitterste Gefühl der Schmach um seiner Schwester willen und gerechter Zorn gegen den, welcher so viel Unglück über sie und ihre ganze Familie gebracht hat. Faust aber war mit Mephisto-

pheles ebenfalls vor Gretchens Wohnung gekommen, nicht mit der Freudigkeit, welche ihn ſonſt beſeelte, ſondern von der Laſt ſeiner Schuld niedergedrückt:

Wie von dem Fenſter dort der Sacriſtei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert,
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei!
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.

Als Valentin ihn und ſeinen Gefährten gewahrt, greift er in gerechtem Zorngefühl zu ſeiner Waffe; aber Fauſt hat die Kunſt des Böſen auf ſeiner Seite, und der Bruder der Geliebten ſinkt von ſeinem Schwert durchbohrt, als ein Opfer der hölliſchen Macht. Höchſt ergreifend ſind die Worte, welche der ſterbende Bruder an die Schweſter richtet, und in denen er ſeinen Fluch über die Gefallene ausſpricht:

Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohl behagen!
In eine finſtre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verſtecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſein vermaledeit!

So mag wohl, das quälende Bewußtſein der Schuld im Herzen, bei Jammer und Noth, welche ſie betroffen, Gretchen vergeblich Troſt und Ruhe für ihre Seele ſuchen. Wir finden ſie im Dome, wo ſie in den Tagen ihrer Unſchuld, wie Mephiſtopheles ſagt, für nichts zur Beichte gegangen, jetzt unter der Laſt ihrer Schuld erliegen. Die Scene iſt überaus wirkungsreich durch den eingeflochtenen Geſang des alten

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.
Tagt der Rache Tag den Sünden,
Wird das Weltall ſich entzünden.

Das böſe Gewiſſen ſtürmt immer mächtiger auf ſie ein und droht ihr Herz zu zerſprengen, und dann ertönen jene ernſten Klänge wie ein Gottesgericht über ſie:

Judex ergo cum sedebit,	Sitzt der Richter dann und richtet,
Quidquid latet adparebit,	Wird, was dunkel iſt, gelichtet,
Nil inultum remanebit.	Keine Schuld bleibt ungeſchlichtet.

Und als Gretchen in ihrer ſie erdrückenden Angſt ausruft: „Mir wird ſo eng'! die Mauernpfeiler befangen mich! das Gewölbe drängt mich! Luft!" ſpricht in den Worten des böſen Geiſtes ihr Gewiſſen zu ihr: „Verbirg' dich! Sünd' und Schande bleibt nicht verborgen. Luft? Licht? Weh dir!" und es ertönt der feierliche Geſang:

Quid sum miser tunc dicturus?	Ach, was werd' ich Armer ſagen?
Quem patronum ragaturus?	Welchen Schutz und Rath erfragen?
Cum vix justus sit securus.	Da Gerechte ſelber zagen.

So iſt Gretchen von der Qual der Schuld bis in's tiefſte Herz durchſchnitten, alles Troſtes und aller Stützen beraubt, einſam und verwaiſt in der weiten Welt. Denn auch die Mutter war zur langen, langen Pein hinübergeſchlafen, gemordet durch einen Gifttrank aus Fauſt's Hand, deſſen hölliſche Kraft ſie Beide nicht kannten. Der Geliebte aber hat ſie verlaſſen und folgt der Macht des Böſen in Mephiſtopheles, der ihn auf den Blocksberg, den Sammelort alles Unreinen führt. Er flieht den Anblick des Unglücks, das er ſelbſt verſchuldet, und ſucht in Entfernung und wilder Zerſtreuung ſein Gewiſſen zu betäuben. Wohl liegt die Blutſchuld wegen Valentins Ermordung auf ihm, doch ſtand es in ſeiner Macht, die vereinſamte Geliebte fortzuführen, und ſie in ihrem Jammer aufzurichten. Aber die nichtigen Genüſſe, die ihm Mephiſtopheles bietet, vermögen ſelbſt im wildeſten Getümmel nicht das Andenken an das unglückliche, verlaſſene Mädchen wegzubannen, und die Unruhe ſeines ſchuldbelaſteten Herzens zu beſchwichtigen. Es konnte aber der Dichter keinen beſſeren Ort wählen, um all' das Böſe, das in ſeiner Blöße und Schamloſigkeit freilich auch die Macht zur Verführung über einen nicht total in die Sünde Verſunkenen verlieren muß, in ſeinem Treiben concentrirt darzuſtellen, als den Brocken, wo

ſich nach der alten Sage in der Walpurgisnacht die Hexen alljährlich verſammeln. Jedoch würde eine lediglich Darſtellung dieſer verworfenen, niedrigen Schlechtigkeit kaum unſer Intereſſe gewinnen, wenn nicht mit derſelben auch die ironiſche Schilderung des Albernen und Geiſtloſen verbunden wäre, welches in den verſchiedenſten Verhältniſſen damaliger Zeit zur Erſcheinung gekommen iſt. So ſehen wir in dieſem Hexenſpuk ſich auch Geſtalten umhertreiben, welche theils als Charaktermasken ihr unbeholfenes Weſen und ihr Unvermögen kund geben, mit der neuen Zeit voranzuſchreiten, theils als carrikirte Bilder wirklicher Perſonen in dieſem Haufen erſcheinen, um mit der treffendſten Ironie vom Dichter gegeißelt zu werden. Die ergötzlichſte Figur aber iſt der Proktophantasmiſt, in welchem wir den Buchhändler und Schriftſteller Fr. Nicolai aus Berlin erblicken, der zur Zeit der aufſtrebenden Genies Alles vor ſeinen Richterſtuhl zog, und, ähnlich wie Gottſched in einer früheren Periode der deutſchen Literatur, über jede Erſcheinung in dem Gebiete derſelben ſein Urtheil abgeben zu müſſen glaubte. So läßt ihn auch hier der Dichter ſagen:

Ich ſag's euch Geiſtern in's Geſicht,
Den Geiſtesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.

Der „Walpurgisnachtstraum" oder „Oberons und Titania's goldne Hochzeit" war anfänglich von dem Dichter für den Muſenalmanach des Jahres 1798 beſtimmt, um gewiſſermaßen die Xenien fortzuſetzen; doch wollte ſich Schiller diesmal alles Polemiſchen enthalten, und Göthe beſtimmte ihn daher zur Einlage in den Fauſt. Wir ſehen in ihm ein Theater im Theater, in welchem die verſchiedenſten Perſonen und Charaktermasken bunt durcheinander auftreten, und in kurzen vierzeiligen Epigrammen ſich ſelber perſifliren. So werden denn die verſchiedenen Richtungen, welche ſich in einzelnen Wiſſenſchaften, beſonders in der theologiſchen und philoſophiſchen geltend gemacht haben, vorgeführt. Orthodoxe, Dogmatiker, Idealiſten, Sceptiker, Realiſten, Supranaturaliſten haben ihre Vertreter im Walpur-

gisnachtstraum. Daneben erblicken wir einzelne literariſche Notabilitäten, welche in ergötzlicher Weiſe ihre ſchwache Seite offenbaren, wie Campe als der Puriſt, Lavater als der Kranich, und abermals Nicolai als der neugierige Reiſende, der überall Jeſuiten ſpürt. Und mitten unter ihnen repräſentiren Hexen die Schamloſigkeit, Windfahnen die leicht wechſelnde Anſicht, Irrlichter und Sternſchnuppen die ephemere Erſcheinung einzelner Literaten, und Fröſche, Mücken, Grillen und Fliegen treten in phantaſtiſcher Weiſe als Muſikanten auf.

Wir begegnen Fauſt und Mephiſtopheles auf ihrem Gange nach dem Brocken zuerſt am Fuße des Berges in der Gegend von Schirke, inmitten des abenteuerlichen Zauberſpuks, in deſſen Schilderung Göthe jene romantiſche Kunſtanſchauung, welche Alles belebt und mit Dämonen wunderbarer und ſchauerlicher Geſtalt erfüllt, mit ächt dichteriſcher Gewalt angewendet hat. So tritt dieſes nächtlich Abenteuerliche und Geiſterhafte vorzüglich in dem Wechſelgeſang des Fauſt, Mephiſtopheles und des Irrlichts hervor:

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen
In den weiten öden Räumen.
Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Und nun ertönt der Laut des Uhu, des Käuzchens und des Hähers, und es erſcheinen Molche, Mäuſe, und Funkenwürmer fliegen, und die irren Lichter mehren und blähen ſich; ein Nebel verdichtet die Nacht, der Sturm heult durch die Wälder, daß die Eulen ſchreiend auffliegen und Bäume brechen und zuſammenſtürzen, und durch das Knarren und Dröhnen der windbewegten Stämme, durch das Brauſen des Sturms ertönt von nah und fern der Zaubergeſang der Hexen. Und wie ſie ſich niederlaſſen

und die ganze Heide weit und breit mit ihrem Schwarm bedecken:

Das drängt und ſtößt, das rutſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und glüht und brennt,
Ein wahres Hexenelement.

Mitten aber in dem tollen Treiben auf dem Gipfel des Berges, in dieſem Gewühle des Phantaſtiſchen, in dieſem Lärm der niedrigen Luſt, in welchen ſich Fauſt Zerſtreuung ſuchend geſtürzt hat, zeigt ſich ihm ein Bild, welches ſeinen Sinn unwiderſtehlich feſſelt und ihn den ganzen Jammer ſeiner Geliebten ſehen läßt:

Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloſſ'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.

Und wenn auch Mephiſtopheles ihn zu beruhigen ſucht, und ihm die Geſtalt als ein lebloſes Zauberbild ſchildert, ſo kann doch Fauſt ſeinen Blick nicht von ihr wenden:

Fürwahr es ſind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß. —
Welch' eine Wonne! welch' ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.
Wie ſonderbar muß dieſen ſchönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen ſchmücken,
Nicht breiter als ein Meſſerrücken!

Wie ſich aber dieſes Geſichte Fauſt's furchtbar bewahrheitet, erfahren wir nun, indem wir mit raſchem Schritte dem Schluſſe der Tragödie entgegengehen. Schon hat unſägliches Leiden die Unglückliche getroffen, welche durch ihre Liebe in Schuld verfallen war; in der Nacht wahnſinniger Verzweiflung, die ihre Seele umzogen, hat ſie ihr Kind ertränkt, und die Gerechtigkeit hat die Miſſethäterin in den Kerker geworfen. Nun begegnen wir Fauſt und Mephiſtopheles noch einmal an trübem Tage auf dem Felde; jener iſt in der wildeſten Verzweiflung über das Elend, in welches er Gretchen geſtürzt hat, in dieſem erblicken wir den

kalten Hohn der Hölle, die über das Opfer triumphirt, das ihr gefallen iſt. Der unſeligſte Bruch des Bewußtſeins tritt uns in dieſer Scene entgegen; Fauſt ſteht dem Verführer in ohnmächtiger Wuth gegenüber und häufet Fluch um Fluch auf ihn; aber der früher ſchmeichelnde, dienſtfertige Begleiter und Diener tritt ihm mit der ſchadenfrohen Luſt, die ſich an der Verzweiflung weidet, kalt und gebieteriſch entgegen. Mephiſtopheles erſcheint hier als das Böſe nach der in Leidenſchaft verübten, ſchuldvollen That, als der bittre Stachel des Gewiſſens, das auf den begangenen Frevel zurückſchaut, und ihn in ſeiner unverhüllten Geſtalt erblickt, „als jener rathloſe und verzweifelnde Gedanke, daß das Geſchehene nie und nimmer ungeſchehen gemacht werden kann.“ Aber zugleich tritt auch ſeine andere Seite unverhohlen hervor; er zeigt ſich als der wahre Abgeſandte der Hölle, als der Feind der Menſchheit, der den Frieden der Glücklichen untergräbt, als der Teufel, der über den Sieg der Sünde, über den Fall der Unſchuld und über die Gräuel der menſchlichen Natur frohlockt. Von dieſer Geſtalt wendet ſich Fauſt voll Abſcheu weg; er flüchtet ſich zu dem Unendlichen mit der Bitte, ihn von dieſem furchtbaren Gefährten zu befreien. „Großer, herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und an Verderben ſich letzt!“ Und doch treibt ihn die Verzweiflung wieder zu ihm hin, um ihn zur Rettung Gretchens aufzufordern. Mephiſtopheles verſpricht ihm, bei ihrer Befreiung aus dem Kerker behülflich zu ſein. Nun läßt uns der Dichter einen flüchtigen Blick auf die in nächtlicher Stunde Vorübereilenden thun, wie ſie auf ſchwarzen Roſſen daher brauſen; in der Ferne ſteht der Rabenſtein, umſchwebt von unheimlichen Geiſtern, die ihn nach Fauſt's Worten für ein baldiges Opfer einweihen. Dann gelangen wir zu der meiſterhaft ausgeführten und in ihrer tragiſchen Wirkung tief erſchütternden Schlußſcene der Dichtung. Fauſt naht, um den Kerker, welcher die wahnſinnig Gewordene umſchließt, zu ihrer

Befreiung zu öffnen. In der Schilderung dieſes zerſtörten und in ſeiner Zerſtörung noch die Laſt einer ſchweren Schuld fühlenden Gemüthes, der hellen Augenblicke, welche durch die finſtre Nacht des Wahnſinns dringen, der noch wachenden zarten Sorge um die Angehörigen, die im Tode vorangegangen ſind, der unbegrenzten Liebe, deren Seligkeit ſelbſt dies unausſprechliche Wehe durchbricht, der ſteigenden Bedrängniß und Noth des Herzens, der ſchrecklichen Gewißheit des nahen Todes, der Flucht vor dem Böſen, welches in Mephiſtopheles wieder erſcheint, und des Hinwendens zu der barmherzigen Liebe, um bei ihr Schutz für die geängſtigte Seele zu ſuchen, in dieſer tieftragiſchen Situation fühlen wir die Macht der Dichtkunſt über unſer Gemüth in ihrer erſchütterndſten Gewalt.

Für Fauſt wird der Augenblick, wo er den herzzerreißenden Jammer, den er ſelber verſchuldet hat, in ſeiner ganzen Größe überſieht, zum Momente ſeiner Umkehr zur Buße. Wenn ihn auf ſeinem Gange durchs Leben die Luſt der Menſchheit wenig berührt und kein dauernder Genuß ihn gefeſſelt hatte, ſo wurde ſein Herz nun tief von dem Wehe ergriffen, das durch ſeine Schuld in ſeiner Nähe zerſchmetternd über die Hütte des harmloſen Glückes hereingebrochen war. Dieſe Schuld, die er durch die Verführung Gretchens, durch den Mord des Bruders, durch die gänzliche Zerſtörung der Familie auf ſein Haupt geladen, laſtete ſchwer auf ihm; aber bei dem Anblick des unnennbaren Elends kehrt mit den Worten: „O wär' ich nie geboren," die tiefſte Reue ſchon bei ihm ein. Doch bedarf er noch eines langen Lebens voll Arbeit und Entſagung, voll Selbſtbeſchauung und Buße, um ſein Herz wieder dem Urquell des Guten freudig zuwenden zu können, um der Verſöhnung in ſich und der Gnade des Himmels theilhaftig zu werden.

Eine vollſtändig abgerundete dramatiſche Figur erblicken wir in Gretchen, an die ſich auch gegen das Ende des erſten Theils der Dichtung hauptſächlich unſer Intereſſe knüpft. Ihr Charakter iſt vollkommen abgeſchloſſen, ihre Schuld und ihre Buße, ſowie

die Versöhnung und Gnade, welche ihr zu Theil werden, sind vollständig in demselben dargelegt. Als ein liebliches Bild naiver Jungfräulichkeit erscheint sie zuerst unsern Blicken; da erschließt sich die zarte Blume dem Strahle der Liebe, und es zeigt sich uns in schönster Entfaltung ein ganz sich hingebendes weibliches Gemüth. Und diese Liebe durchdringt von nun an ihr ganzes Wesen. Die Liebe schuf ihr die höchste Seligkeit ihres Daseins, die Liebe preßte ihr die Seufzer der Sehnsucht aus und brachte sie um ihre Ruhe, die Liebe erweckte ihr die ersten Sorgen um das Heil des Freundes, die Liebe stürzte sie in Schuld und Noth, die Liebe war ihre einzige Stütze, als sie vereinsamt war, die Liebe brach noch durch die Nacht des Wahnsinns hindurch, und Liebe ist der letzte verhallende Ton, der als eine unendlich sehnsüchtige, warnend zurückrufende Stimme die Tragödie schließt. Und doch trifft sie, welche nur Liebe war, unergründliches Leid; seitdem der Fluch der Sünde auf ihr lastet, versinkt sie in Elend und Noth, und was sie in wahnsinnigem Muthe verbrochen, verlangt die Strafe irdischer Gerechtigkeit: Sie ist gerichtet. Das aber ist der tieftragische Eindruck, den die Dichtung auf uns macht, daß die, welche zum Genusse des schuldlosesten Friedens, des reinsten Glückes für sich und Andere geboren schien, die Qualen des bittersten Leides erfahren mußte. Aber ihr Vergehen ist auch mit dem Tode gesühnt; jener Act der Gerechtigkeit nimmt jeden Rest von Schuld von ihr hinweg, und unser Blick darf sich beruhigt aufwärts wenden, wohin ihr besseres Theil gelangt. Sie ist gerettet.

Voll Angst und Grauen vor dem Bösen, der aus dem Boden heraufgestiegen ist, flüchtet sie sich zu der allerbarmenden himmlischen Gnade:

> Gericht Gottes! dir hab' ich mich übergeben!
> Dein bin ich, Vater! Rette mich!
> Ihr Engel! ihr heiligen Schaaren
> Lagert euch umher, mich zu bewahren!

Von ihnen geschirmt ist ihre Seele vor der Macht des Bösen sicher und eilt gerettet den lichten Räumen des Himmels zu.

Zweiter Theil des Faust.

Wenn der erste Theil des Faust, in welchem eine reine Naturpoesie in vollem Strome sich ergießt, uns freilich den Mangel einer äußeren Gliederung empfinden läßt, so finden wir dagegen im zweiten Theile der Dichtung, dem Producte einer reflectirenden Kunstpoesie, die Gesetze der äußeren Form genau beobachtet. Größer aber noch erscheint der innere Gegensatz, in welchem beide Theile der Gesammtdichtung zu einander stehen. Dort begegneten wir überall der unmittelbarsten Frische, der reichsten Gemüthsfülle, den lebensvollsten Gestalten, hier sehen wir den poetischen Gedanken zwar in dem Wohllaut einer vollendeten Sprache ausgesprochen, aber in den Schleier der Allegorik gehüllt. Und so reich und glänzend auch die Gebilde dieser Allegorien sein mögen, so müssen sie doch jener Wärme entbehren, welche die Schöpfungen aller unmittelbaren Poesie durchdringt. Während daher der erste Theil des Faust ein Kanon lebendiger, das Menschengemüth tief ergreifender Dichtung für alle Zeiten bleiben wird, wird der zweite Theil desselben, wenn er auch mehr und mehr Eingang bei der Nation finden wird, immer nur einen beschränkten Kreis von Lesern haben.

Faust hatte durch seine Leidenschaft, welche in ihm über das edlere Gefühl gesiegt hatte, Gretchen ins Elend gestürzt. Aber als er sie, deren holde Unschuld, deren unbegrenzte Liebe ihn beseligt hatte, als ein Bild namenlosen Jammers im Kerker sah, drang der Stachel der bittersten Reue tief in seine Seele ein. Aus dieser Reue mußte für den Gefallenen die volle Erkenntniß seiner Schuld hervorgehen und mit ihr eine dauernde Buße in ihm erweckt werden. Aus der Tiefe seines Abfalls von Gott arbeitet sich durch dieselbe Welt, in deren Lust er versunken gewesen war, sein besseres Selbst wieder zum Himmel empor. Und dieser Läuterungsgang des Helden ist in dem zweiten Theil der Tragödie zur Darstellung gebracht. Zwar beginnt er denselben wieder an der Seite des Mephistopheles, aber dieser hat seine Macht über ihn verloren, ja das Verhältniß hat sich

geradezu umgekehrt. Wenn derſelbe früher durch ſeine heimlichen und offenen Verführungskünſte Fauſt immer mehr in die Macht der Sünde verſtrickt hatte, ſo erſcheint er nun als völlig von ihm abhängiger Diener, wenn auch manchmal noch ſeine diaboliſche Natur unheimlich hervorleuchtet. Das Bewußtſein ſeiner Schuld erhebt von nun an den Fauſt über alle ſinnlichen Neigungen und ſpornt ihn zur rüſtigen Thätigkeit in guten Werken an. Nur in dieſem ernſten Streben und dieſer unausgeſetzten Wirkſamkeit darf er auch eine bleibende Verſöhnung ſeines Inneren erwarten.

Zuerſt iſt es die Hoheit vollendeter Kunſt, welche ſeinen Geiſt in eine reinere Sphäre erhebt. Die Annäherung an dieſelbe und ihr Erfaſſen iſt in den drei erſten Acten der Dichtung dargeſtellt. Nachdem in der Eingangsſcene auf das Geheiß des Ariel die Elfen in dem „Unglücksmanne" des Herzens grimmen Strauß beſänftigt, des Vorwurfs bittere Pfeile entfernt, und ſein Inneres von erlebtem Graus gereinigt haben, ſodaß des Lebens Pulſe ihm wieder friſch lebendig ſchlagen, und ein kräftiges Beſchließen, zum höchſten Daſein immer fortzuſtreben, ſich in ihm regt, ſehen wir ihn mit Mephiſtopheles als Negromanten am Kaiſerhofe. Hier herrſcht große Verwirrung und Geldnoth, gegen welche letztere Mephiſtopheles die Anfertigung von Papiergeld vorſchlägt. Aber trotz dieſer bedenklichen Zuſtände will der junge Kaiſer doch auch genießen, er erfreut ſich an den Karnevalsluſtbarkeiten und an den Zauberkünſten des Fauſt. Dieſer jedoch iſt ſeinerſeits keineswegs von dem hohlen Glanze des Kaiſerhofes geblendet, er gibt vielmehr ſeine Anſicht über das Treiben an demſelben in jenem Mummenſchanze zu erkennen, in welchem er Plutus, den Gott des Reichthums, darſtellt, dem man hier allein dient, während man die Poeſie, die als Knabe Wagenlenker erſcheint, nicht achtet. Die ſchauluſtige Menge will von Fauſt unterhalten ſein; er ſoll die Helena und den Paris erſcheinen laſſen. Um ſie aus Tageslicht zu bringen, muß er zu den Müttern hinabſteigen. Mit dieſer Allegorie deutet der Dichter an, daß alle wahre Schönheit als angeborne Idee in dem

Menschen liege; die „Mütter" sind demnach eine Personification der Kategorien, der Grundformen im menschlichen Geiste. Faust steigt mit den Schattenbildern der Helena und des Paris wieder herauf; aber er selbst wird von der hohen Schönheit der ersteren so sehr entzündet, daß er sie umarmen will. Die Geister verschwinden und Faust stürzt bewußtlos nieder. Diese Allegorie ist wohl dahin zu deuten, daß man sich des Ideales der Schönheit, welches in Helena verkörpert ist, nicht sogleich bemächtigen könne, daß es erst eines besonnenen Studiums bedürfe, um ihr wahres Wesen zu erfassen.

Um sich das Ideal der Schönheit wirklich anzueignen, muß Faust die Welt der griechischen Kunst kennen lernen. Er versenkt sich in dieselbe, und hier nun wird Homunkulus, der ihm auf seiner Wanderung voranleuchtet, und der im Anstoßen an den Wagen der Galathea, welche hier als Vertreterin der höchsten Schönheit erscheint, zerschellt, als das unablässige Ringen nach dieser gedeutet, das, wenn es sein Ziel erreicht hat, in eine reine und stille Befriedigung sich auflöst. In der classischen Walpurgisnacht, deren Schauplatz die pharsalischen Felder, der obere Peneios und die Felsbuchten des ägäischen Meeres sind, beginnt Faust bei den rohesten Gestalten der antiken Kunst, um zu den vollendeteren fortzuschreiten. Aber Helena hat er hier noch nicht gefunden; um sich ihr zu nahen, muß er noch tiefer, zur Unterwelt selbst hinabsteigen.

Im dritten Acte erscheint Helena auf der Oberwelt. Faust nähert sich ihr, und in ihrer beiderseitigen Verbindung wird Faust's Erfassen der classischen Schönheit versinnbildlicht. Worin Göthe selbst den Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit erreicht hat, und wodurch er zugleich den Höhepunkt unserer Nationallitteratur bezeichnet, die Vereinigung und völlige Verschmelzung des romantisch-germanischen und des classischen Kunstprincips, sehen wir in diesem formvollendetsten Theile der Dichtung symbolisch dargestellt.

Aber das Erfassen des Kunstideals ist nicht das Höchste, wonach der Mensch zu streben hat; seine Beschäftigung mit der

Kunſt iſt noch nicht frei von nur ihn ſelbſt befriedigendem Genuſſe; die raſtloſe Thätigkeit für das Wohl Anderer iſt ein höheres Ziel, welchem er entgegenringen ſoll. Daher muß ſich Fauſt zum Schaffen und Wirken für die Menſchheit erheben; dadurch nur vermag er ſich von der Schuld, die auf ihm laſtet, zu befreien. Und ſo ſehen wir ihn denn von nun an einer ſolchen Thätigkeit alle ſeine Kräfte weihen. Der Kampf mit der Rieſenmacht des Meeres iſt es, der ihn jetzt anzieht; er will mit der von einem bewußten Willen geleiteten Kraft des Menſchen der Zerſtörung des Elementes entgegentreten, er will dieſem Boden abringen, um auf demſelben Raum zu ſchaffen für thätige Menſchen. Mephiſtopheles hatte gehofft, ihn im Kriege, der entbrannt war, durch Feldherrnruhm zu feſſeln, aber er zieht dem großen das ſchlichte Heldenthum vor; auf freiem Boden freie, glückliche Menſchen zu ſehen, iſt ſein höchſter Wunſch. Von ſeiner raſtloſen Thätigkeit läßt er ſich durch nichts abhalten; wohl naht das Alter mit ſeiner Schwäche, er achtet es nicht; jemehr der Körper für die Arbeit erlahmt, deſto rüſtiger iſt der Geiſt zu neuen Entwürfen. So begegnen wir ihm im Genuſſe eines glücklichen Alters, an Reichthum geſegnet, im Geiſte beruhigt und befriedigt durch das Bewußtſein raſtloſer, der Menſchheit nützender Thätigkeit. Da naht ihm endlich der Tod. Sein Erſcheinen wird eingeleitet durch eine Scene, die wegen ihrer Kürze und Verſtändlichkeit als Beiſpiel der Allegorik des zweiten Theiles der Dichtung dienen mag. Vier graue Weiber treten um Mitternacht auf, die ſich Mangel, Schuld, Sorge und Noth nennen, und in den Palaſt des Fauſt einzudringen verſuchen.

Erſte:
Ich heiße der Mangel.
Zweite:
Ich heiße die Schuld.
Dritte:
Ich heiße die Sorge.
Vierte:
Ich heiße die Noth.
Zu drei:
Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Mangel:
Da werd' ich zum Schatten.
Schuld:
Da werd' ich zu nicht.
Noth:
Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.
Sorge:
Ihr Schweſtern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein,
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.
(Verſchwindet.)
Mangel:
Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.
Schuld:
Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.
Noth:
Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.
Zu drei:
Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er - - — - - der Tod!

Und als die Sorge den Greiſen durch ihren Anhauch blind gemacht, und als Fauſt, obgleich die Nacht tiefer hereindringt, dennoch nicht niedergebeugt wird, ſondern am inneren Lichte ſeine Stärke fühlt, als er in der Luſt an dem Werke, das auf ſeinen Befehl fremde Hände noch vollenden können, nämlich da Boden für die Menſchheit zu gewinnen und fruchtbare Fluren zu ſchaffen, wo vorher die Fluth gebrauſt, in die Worte voll innerer Befriedigung ausbricht:

Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick:

als er nach langem, bald ſtürmiſchem, bald ruhigem Lebenslauf ſich endlich befriedigt und glücklich ſieht, da trifft ihn der Tod als ein pünktlicher Vollſtrecker des Geheißes der Macht, der er vor Zeiten in ſeinem Pacte ſich hingegeben hatte. Hier knüpft alſo der

Dichter wieder an die alte Fauſtſage an, um ſie zum Hebel des Fortgangs der Handlung zu benutzen. Aber ebenſo wie er jenes Eingehen des Bündniſſes mit dem Teufel in der Weiſe umgeſtaltet, daß er Fauſt daſſelbe nicht auf eine feſtgeſetzte Zeit abſchließen läßt, ſondern den Verfalltermin von einem beſtimmten Seelenzuſtande abhängig macht, ſo idealiſirt er auch den ſchließlichen Erfolg deſſelben. Der Teufel der Volksſage hat für den Dichter keine Wirklichkeit mehr, und ſo muß derſelbe, ſtatt die Frucht ſeines langen Dienſtes in der Wegführung Fauſt's zum hölliſchen Feuer zu genießen, von ſeiner gehofften Beute ablaſſen, er muß ſelber als Scheinweſen zu Grunde gehen. Fauſt war nach den Verirrungen und Vergehen früherer Zeiten ſeit einer langen Reihe von Jahren zum Wege des Rechten und Guten zurückgekehrt; er war mit ſich und ſeinem Gotte verſöhnt; die Gewalt des Böſen war machtlos über ihn; daher geht er nach aufrichtiger Buße, nach innerer Reinigung, nach eifriger Wirkſamkeit im Dienſte der Menſchheit in den Himmel ein. Es zeigt ſich bei ihm die Wahrheit der Worte:

Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Daher ſingen die Engel, die ſeine Seele emporheben:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Das Streben nach dem Höheren hatte ihn dem Himmel zugeführt; das Ewig-Weibliche, die ewige Liebe, hatte ihn nach oben gezogen.

Als eine der Büßerinnen erſcheint auch Gretchen, ſchon der Seligkeit des Himmels theilhaftig; ſie führt ihn in die Regionen des himmliſchen Lichtes, wo er die Wahrheit, der er entgegengeſtrebt, nun ſchauen ſoll.

Vom edlen Geiſterchor umgeben
Wird ſich der Neue kaum gewahr;
Er ahnet kaum das friſche Leben,
So gleicht er ſchon der heiligen Schaar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle ſich entrafft,
Und aus ätheriſchem Gewande
Hervortritt erſte Jugendkraft!

So ſchließt die große Dichtung in dem Chorus mysticus, in welchem der Grundgedanke derſelben, noch einmal kurz zuſammengefaßt, hervortritt:

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeſchreibliche,
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

26.

Göthe's Tod.

„Mein ferneres Leben", so äußerte Göthe gegen Eckermann, als er den zweiten Theil seines Faust beendigt hatte, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue." So wurde ihm nach allen reichen Gaben eines freundlichen Geschicks, nach der Fülle des Guten, welches er während seines Lebens genossen, auch die den Sterblichen so selten verstattetete Gunst zu Theil, am Ende desselben sein menschliches und dichterisches Wirken völlig abgeschlossen vor sich zu sehen und keinen unbefriedigten Wunsch mehr im Herzen zu hegen. Am Leben gesättigt, mochte er nun mit Ruhe den Blick auf seine ganze Laufbahn zurückrichten, und sie überschauen, „wie ein langes, durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird." Aber nur noch kurze Zeit war ihm diese Rückschau vergönnt; das, was er ahnungsvoll am Tage vor seinem letzten Geburtsfeste empfunden, sollte sich bald erfüllen, der Abend seines Lebens neigte sich zu Ende.

Den Winter vom Jahre 1831 auf 1832 verlebte Göthe in Gesundheit und gewohnter heiterer Thätigkeit. Am fünfzehnten März, an welchem er noch die Großherzogin bei sich sah, und in ihrer Gesellschaft, sowie bei Tisch noch sehr lebhaft und munter war, scheint er sich durch das Hinübergehen aus seinem geheizten Zimmer über die Treppe in die Gesellschaftszimmer und zurück eine Erkältung zugezogen zu haben. Doch stellte sich nach einer unruhigen Nacht am folgenden Tage wieder Besserung ein. In der Nacht vom neunzehnten auf den zwanzigsten März jedoch

nahm die Krankheit plötzlich einen bedenklicheren Charakter an. Er fühlte Kälte über den Körper sich verbreiten und hatte Beklemmungen auf der Brust. Die Beengung und Unruhe ließen erst nach den lindernden Mitteln seines Arztes Dr. Vogel nach. Den einundzwanzigsten saß er den Tag über in seinem Lehnstuhl, den er von jetzt an nicht mehr verließ. Die Körperkräfte nahmen allmählich ab, aber seine Geistesthätigkeit behielt er bis zu Ende seines Lebens. Er sprach öfters mit Ruhe, versuchte sich noch durch Lesen zu unterhalten und bedauerte, daß er seine Freunde nicht mehr empfangen könne. Spät Abends verlangte er das Verzeichniß derer, die sich im Laufe des Tags nach seinem Befinden erkundigt hatten, und nachdem er lange beim Durchlesen verweilt, äußerte er, man dürfe die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er ließ die Seinigen sich alle zur Ruhe begeben. Zu seinem Copisten John, der die Nacht über bei ihm wachte, sagte er wiederholt: „Halten Sie treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern." Doch scheinen diese Worte nicht eine Aeußerung der Vorahnung seines Todes gewesen zu sein, da er nach des Arztes Berichte noch auf Genesung hoffte. Selbst an seinem Todestage äußerte er noch gegen seine Schwiegertochter Ottilie, der April bringe auch manche schöne Tage, dann wolle er sich durch Bewegung im Freien stärken.

Am Morgen des zweiundzwanzigsten machte er mehrere Versuche, in seiner Stube auf- und abzugehen, doch fühlte er sich sehr schwach und ging bald zu seinem Lehnsessel zurück. Fremde, selbst den Großherzog ließ man nicht mehr zu ihm; im Zimmer waren außer den Bedienten nur seine Schwiegertochter, seine Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie, sich zu ihm zu setzen, und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Bisweilen phantasirte er, aber es waren nur angenehme Bilder, die ihn beschäftigten. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher. Mehr Licht! waren, wie man sagt, seine letzten vernehmlichen Worte. Um halb zwölf

entſchlummerte er in ſeinem Lehnſeſſel ſo ſanft, daß es lange währte, bis die Umſtehenden überzeugt waren, daß er ihnen entriſſen ſei.

Im Tode bot er das Bild eines ruhig Schlummernden; „tiefer Friede und Feſtigkeit waltete auf den Zügen ſeines erhaben edlen Geſichtes. Die mächtige Stirne ſchien noch Gedanken zu hegen.“ Der Sarg, der ſeine irdiſche Hülle aufnahm, war nach derſelben Zeichnung gearbeitet, welche er, als Schiller's Ueberreſte beigeſetzt wurden, entworfen hatte. Am ſechsundzwanzigſten März, Nachmittags fünf Uhr, fand die Begräbnißfeier ſtatt. Der lange Trauerzug bewegte ſich durch das Frauenthor über den Friedhof nach der großherzoglichen Gruft. Hier ſtimmte ein Chor das Göthe'ſche Logenlied an: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige.“ Generalſuperintendent Röhr hielt die Grabrede. Darauf erfolgte die Beiſetzung in der Fürſtengruft. Dort ruht er neben Schiller, ſeinem Freunde und Geiſtesgenoſſen. Daſſelbe Grabgewölbe umſchließt auch ſeine ihm vorangegangenen fürſtlichen Freunde Karl Auguſt und Luiſe.

Uns aber wurde Göthe nicht entriſſen, als ſich die Fürſtengruft über ſeiner Hülle ſchloß. Sein Geiſt, in unſterblichen Dichtungen offenbart, lebt noch mitten unter uns, und wird noch für ſpäte Geſchlechter leben. Denn in ihrem ganzen Umfange laſſen ſich auf unſern Dichter ſeine eignen Worte anwenden:

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.
So lebſt auch du durch ungemeſſ'ne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Druck von C. W. Leske in Darmſtadt.